This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

6000592200

Der moniſtiſche Gedanke.

Eine Concordanz der Philoſophie Schopenhauer's,
Darwin's, R. Mayer's und L. Geiger's.

Der moniſtiſche Gedanke.

Eine Concordanz

der

Philoſophie Schopenhauer's, Darwin's, R. Mayer's und L. Geiger's.

Von

Ludwig Noiré.

Kinetik und Aeſthetik werden als oberſte Principien die Doppeltheilung der Wiſſenſchaften der Zukunft begründen. Der Vf.

Leipzig

Verlag von Veit & Comp.

1875.

265. L. 56

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Materie und Geist hat nackt und isolirt noch kein Auge gesehen; denn beide sind nur Abstractionen. Ein Wesen ist es im Grunde, das sich selbst anschaut und von sich selbst angeschaut wird. So sind sie denn beide unzertrennlich verknüpft, als nothwendige Theile eines Ganzen, das beide umfaßt und durch sie besteht. Nur ein Mißverstand kann beide einander feindlich gegenüberstellen und dahin verleiten, daß Eines des Andern Dasein bekämpft, mit welchem sein eigenes steht und fällt.

Schopenhauer.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	IX
I.	Von Kant zu Schopenhauer	1
II.	Zur Feststellung der Grundformen unseres Denkens	41
III.	Grundlinien der monistischen Weltanschauung	97
IV.	Die Wissenschaft des Wissens	147
V.	Kritik des Schopenhauer'schen Gedankens	207
VI.	Die natürlichen Grenzen unseres Erkennens	275
VII.	Epilog	329

Vorwort.

Drei Gedanken sind es, welche das Denken der gegenwärtigen Menschheit in eine mächtige Gährung und in einen neuen Fluß versetzt haben, so daß kein Begriff mehr durch sein Wort gebunden, kein Wort mehr vollkommen auf seinen hergebrachten Inhalt zu passen, vielmehr alle Elemente in einem chaotischen Auflösungsprocesse begriffen scheinen, welcher eine werdende Neugestaltung, eine großartige Syntheſe verkündet, die den uralten Bau des menschlichen Wissens auf fester Fundamentirung wieder aufzurichten verspricht. Diese drei Gedanken sind: Die Darwin'sche Entwicklungstheorie, das R. Mayer'sche Princip der Erhaltung der Kraft und der Schopenhauer'sche Wille.

Die mächtige Gedanken-Revolution, die sich in unseren Tagen vollzieht, leitet ihren Ursprung von Kant, dem größten Revolutionär auf dem Gebiete des Denkens seit Spinoza. Seine Kritik der reinen Vernunft war das 1792 der dogmatischen Philosophie. Wie die französische Revolution auf politischem Gebiete alle frühern Gewalten und Autoritäten stürzte, so vernichtete Kant alle bis dahin geglaubte Gewißheit. Die Welt ist nur Erscheinung, Trug, Maja — es gibt keine objectiven Wahrheiten, alles verwandelt sich in die bei-

den Anſchauungsformen von Zeit und Raum. Zu dem Ding an ſich gibt es keinen Weg.

Schopenhauer glaubte dieſen Weg gefunden zu haben. „Die Welt iſt nicht nur meine Vorſtellung, ſie iſt auch mein Wille", ſo lautet ſein bedeutender Gedanke, mit welchem er der Philoſophie den neuen Weg eröffnete, auf welchem ſie durch eine ſchmale Pforte zu dem Ding an ſich gelangen könnte. Der Wille — das unmittelbar Gewiſſe meines Weſens, von welchem der Intellect, die Reflexion nur ein ſpäter abgeleitetes Spiegelbild in meinem Gehirn iſt — er iſt das wahre Ding an ſich, er exiſtirt als Urſprüngliches, er objectivirt ſich nur in den Formen von Zeit und Raum und ſchafft ſich damit einen Körper. Alles iſt Wille. Der Wille iſt das wahre Weſen eines jeden Dings. Der Wille braucht gar nicht bewußt zu ſein. Das Bewußtſein entzündet ſich erſt auf ſpäteren Stufen durch die Hemmung des Willens. Das Leben der Pflanze, die Bewegungen des unorganiſchen Stoffs, der Weltkörper — alles iſt bewußtloſer Wille.

Dieſes metaphyſiſche Princip, welches hinter den Erſcheinungen der Natur und über den Schranken von Zeit und Raum unvergänglich lebt, iſt der directeſte Gegenſatz gegen die materialiſtiſch-mechaniſche Naturauffaſſung. Die Frage bin ich, weil ich will oder will ich, weil ich bin? entſcheidet Schopenhauer zu Gunſten der erſteren Faſſung. Sogar das, was unſer Denken als Ausgangspunkt alles Mechanismus betrachtet, die mitgetheilte Bewegung, die eigentlich Grundanſchauung der Mechanik genannt werden darf, iſt nach Schopenhauer nur durch den Willen zu erklären: „Wir finden überall als Grundbeſtrebung des Willens die Selbſterhaltung eines jeden Weſens: omnis natura vult esse conservatrix sui. Alle Aeußerungen dieſer Grundbeſtrebung aber laſſen ſich ſtets zu-

rückführen auf ein Suchen oder Verfolgen und ein Meiden oder Fliehen, je nach dem Anlaß. Dieſes läßt ſich noch nachweiſen ſogar auf der allerniedrigſten Stufe der Natur, da nämlich, wo die Körper nur noch als Körper überhaupt wirken, alſo Gegenſtände der Mechanik ſind. Hier zeigt ſich das Suchen als Gravitation, das Fliehen aber als Empfangen von Bewegung und die Beweglichkeit der Körper durch Druck und Stoß, welche die Baſis der Mechanik ausmacht, iſt im Grunde eine Aeußerung des auch ihnen innewohnenden Strebens nach Selbſterhaltung. Dieſelbe iſt nämlich, da ſie als Körper undurchdringlich ſind, das einzige Mittel ihre Cohäſion, alſo ihren jedesmaligen Beſtand zu retten. Der geſtoßene oder gedrückte Körper würde von dem ſtoßenden oder drückenden zermalmt werden, wenn er nicht, um ſeine Cohäſion zu retten, der Gewalt deſſelben durch die Flucht ſich entzöge, und wo dieſe ihm benommen iſt, geſchieht es wirklich. So ſehn wir denn in dem einzigen Geheimniß, welches (neben der Schwere) die ſo klare Mechanik übrig läßt, nämlich in der Mittheilbarkeit der Bewegung eine Aeußerung der Grundbeſtrebung des Willens in allen Erſcheinungen, alſo des Triebs der Selbſterhaltung."

Die Größe des Schopenhauer'ſchen Gedankens liegt in der klaren Erkenntniß, daß alle Dinge der Welt außer der einen Eigenſchaft der Bewegung noch eine andere, innere, beſitzen, die man bisher zwar nicht überſehen hatte, aber in der Cauſalitätsbetrachtung nicht in Anſchlag gebracht hatte, zum mindeſten nicht unter einen gemeinſamen Nenner ſubſumirt hatte. Die moniſtiſche Weltanſchauung nennt dieſe Eigenſchaft Empfindung, ſie vermag den Gedankengang Schopenhauer's, der zu einem ganz bewußtloſen Willen führt, nicht anzuerkennen. Die dunkelſte Empfindung aber führt nothwendig ſchon zu dem Begriffe des Wollens.

Wie sehr der Schopenhauer'sche Begriff mit dem in diesen Blättern entwickelten harmonirt, geht aus folgender Stelle seiner „Welt als Wille und Vorstellung" hervor: „Wer mit mir die Ueberzeugung gewinnen kann, daß sein Wille das Unmittelbarste seines Wesens ausmacht, dem wird sie ganz von selbst der Schlüssel werden zur Erkenntniß des innersten Wesens der gesammten Natur. Nicht allein in denjenigen Erscheinungen, welche seinen eigenen ganz ähnlich sind, in Menschen und Thieren, wird er als ihr innerstes Wesen jenen nämlichen Willen anerkennen; sondern die fortgesetzte Reflexion wird ihn dahin leiten auch die Kraft, welche in der Pflanze treibt und vegetirt, ja die Kraft durch welche der Krystall anschießt, die welche den Magnet zum Nordpol wendet, die deren Schlag ihm aus der Berührung heterogener Metalle entgegenfährt, die welche in den Wahlverwandtschaften der Stoffe als Fliehen und Suchen, Trennen und Vereinen erscheint, ja zuletzt sogar die Schwere, welche in aller Materie so gewaltig strebt, den Stein zur Erde und die Erde zur Sonne zieht — diese alle nur in der Erscheinung für verschieden, ihrem inneren Wesen nach aber als dasselbe zu erkennen, als jenes ihm unmittelbar so wohl und besser als alles Andere Bekannte, was da wo es sich am vollkommensten manifestirt Wille heißt. Diese Anwendung der Reflexion ist es allein, welche uns nicht bei der Erscheinung stehen bleiben läßt, sondern hinüberführt zum Ding an sich." Aus diesem Satze wird dem Leser klar werden, wie richtig meine Behauptung ist, daß Schopenhauer den Grundgedanken der Entwicklungslehre durch eine divinatorische Intuition bis in seine Tiefen ausgedacht hatte.

Wenn er nun diesem Willen jegliche Bewußtheit abspricht, wenn er ihn einen grundlosen nennt, wenn er in seinem Idealismus dessen Präexistenz außer Raum und Zeit behauptet, wenn er wie aus dem

Folgenden erhellen wird die Grundanſicht der Entwicklungslehre, die Uebergänge einer Form in die andere leugnet: ſo dürfen wir ſein hohes Verdienſt umſoweniger zu ſchmälern verſuchen, wenn wir bedenken, wie ja auch die Newton'ſche Aethertheorie das Mittel war, durch welches der Menſchengeiſt große Wahrheiten entdeckte und ſchließlich zur richtigen Erkenntniß der Natur des Lichts und der Wärme hinübergeführt wurde. Wie man nun aber heute ſagt: Es gibt keine imponderable, d. h. immaterielle Materie, ſo wird man demnächſt ſagen: Es gibt keinen bewußtloſen Willen, d. h. es gibt kein unbewußtes Bewußtſein.

Die Entwicklungslehre muß dieſe innere Eigenſchaft, muß das Empfinden und Wollen aller Weſen anerkennen. Denn die Eigenſchaften der mannigfaltigſten Formen, welche unſere Schöpfung ausmachen, ſind alle zeitlich einmal geworden. Das urſprünglichſte Werden kann aber nur als ein Wollen gedacht werden. Die gegenſeitigen Wirkungen der heute unſeren Planeten bildenden unorganiſchen Stoffe waren einmal das einzige Werden auf demſelben. So ſehr uns heute dieſelben rein mechaniſch erſcheinen, weil ſie der unendlich geſteigerten Empfindung im Thier- und Menſchenleben ſich ſo darſtellen, ſie waren damals die Herren, die Götter der Erde, ihre Wirkungen waren Weltgeſchichte. Ihre Mannigfaltigkeit, ihre Dauerbarkeit iſt eine Frucht zeitlicher Entwicklung. Die erſte thieriſche Empfindung iſt aber nicht durch ein Wunder vom Himmel herabgeſtiegen, ſie konnte ſich nur entwickeln und zwar aus bereits vorhandener, gleichartiger Eigenſchaft. Aus vollkommen Bewußtloſem kann nichts Bewußtes hervorgehen.

Der Weg, den die Entwicklung der Weſen geht, iſt ſtete Erhöhung dieſer Bewußtheit Darüber iſt kein Zweifel. Thorheit wäre es, hier die Cauſalität zu verkennen. Sowie wir die ungeheuren

Bewegungen der Weltkörper aus ursprünglicher Bewegung der Atome herleiten, so kann das stets vollkommenere, stets erhöhte Bewußtsein nur eine Wirkung sein der gleichen Eigenschaft, der Empfindung, welche wir also nicht nur als das Bewirkte, sondern auch als das Wirkende auffassen müssen. Der Weg führt von der ersten Nebelsphäre unseres Sonnensystems zur selbständig rotirenden Erde, von da zum ersten thierischen Elementarstoff, von da zum ersten Menschen, um schließlich bei der heutigen Menschheit anzukommen. Ein ungeheuerer Weg. Unser Denken kennt keinen anderen.

Obgleich Schopenhauer den Weg von der Erscheinung zu dem Wesen der Dinge gefunden hat — und er ist sich der großen Tragweite seines Gedankens wohl bewußt, indem er sagt: „ich halte diesen Gedanken für das was man unter dem Namen der Philosophie sehr lange gesucht und dessen Auffindung für unmöglich gehalten hat" — so ist er doch selbst in dem Grundirrthum des subjectiven Idealismus befangen, welcher die Erkenntniß nicht über die Formen von Zeit, Raum und Causalität hinausgelangen läßt und ihren Resultaten darum keine höhere Wahrheit zugesteht, als Traumgestalten. Nachdem er in unserem eigenen Wollen die einzige enge Pforte zur Wahrheit nachgewiesen, sagt er: „Dem zu Folge müssen wir die Natur verstehen lernen aus uns selbst, nicht umgekehrt uns selbst aus der Natur." Offenbar ist die philosophische Aufgabe der Zukunft gerade das Gegentheil von der in diesen Worten bezeichneten. Die drei großen Epochen des historischen Denkens sind folgende 1) Assimilirung der Naturwesen durch Uebertragung unseres eigenen Geistes in dieselben. 2) Entseelung der Natur durch Verwandlung aller Wesen in bloße Erscheinungen. 3) Erkenntniß unseres eigenen Geistes durch die verwandten Erscheinungen, deren Stufenleiter sein allmähliches Werden erklärt. Letzteres ist die klar

erkannte Aufgabe der Gegenwart. Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes heißt ihre Lösung. Es gilt, das Wesen des Erkennens nicht a priori, sondern aus der Natur des Erkennenden zu erforschen.

Die Einseitigkeit der Schopenhauer'schen Ansicht wird dem Leser am klarsten werden durch die Stellung, welche er der Entwicklungslehre gegenüber einnimmt, deren außerordentliche Bedeutung er wohl erkannte, obgleich sie bei seinen Lebzeiten erst durch den viel verkannten, ebenfalls einsam großen Denker Lamarck verkörpert war. Ich citire seine eigenen Worte: „Gehen wir etwas näher ein auf die Angemessenheit der Organisation jedes Thiers zu seiner Lebensweise und den Mitteln sich seine Existenz zu erhalten; so entsteht zunächst die Frage, ob die Lebensweise sich nach der Organisation gerichtet habe oder diese nach jener?" Er entscheidet sich natürlich für letzteres, da ihm der Wille das Ursprüngliche ist. Offenbar ist aber der Wille nichts Absolutes, sondern wird gleichzeitig durch die äußeren Verhältnisse bestimmt. Dieses wird bei der contradictorischen Fragestellung ganz übergangen und damit die einzig richtige Lösung, die der alternirenden Wirkungen unmöglich gemacht, obgleich diese schon von Goethe gegeben ward in den bekannten Versen:

> Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
> Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten
> Mächtig zurück.

„Die Wahrheit, fährt Schopenhauer fort, daß nach dem Willen jedes Thiers sich sein Bau gerichtet, dringt sich dem denkenden Zoologen mit solcher Evidenz auf, daß er wenn nicht sein Geist zugleich durch eine tiefere Philosophie geläutert ist, dadurch zu seltsamen Irrthümern verleitet werden kann. Dies ist nun wirklich einem Zoologen ersten Rangs begegnet, dem unvergeßlichen Lamarck,

ihm der durch die Auffindung der so tief gefaßten Eintheilung der Thiere in Vertebrata und Non vertebrata sich ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Er behauptet nämlich in allem Ernst und sucht ausführlich darzuthun, daß die Gestalt, die eigenthümlichen Waffen und nach Außen wirkenden Organe jeder Art, jeglicher Thierspecies, keineswegs beim Ursprung dieser schon vorhanden gewesen, sondern erst in Folge der Willensbestrebungen des Thieres, welche die Beschaffenheit seiner Lage und Umgebung hervorrief, durch seine eigenen wiederholten Anstrengungen und daraus entsprungenen Gewohnheiten, allmählich im Laufe der Zeit und durch die fortgesetzte Generation entstanden seien .... So geht er eine Menge Thierarten durch, sie nach demselben Princip entstehen lassend, wobei er den augenfälligen Einwand nicht beachtet, daß ja die Thierspecies, über solche Bemühungen, ehe sie allmählich im Laufe unzähliger Generationen, die zu ihrer Erhaltung nothwendigen Organe hervorgebracht hätte, aus Mangel daran inzwischen umgekommen und ausgestorben sein müßte. So blind macht eine aufgefaßte Hypothese. Diese hier ist jedoch durch eine sehr richtige und tiefe Auffassung der Natur entstanden, ist ein genialer Irrthum, der ihm trotz aller darin liegenden Absurdität, noch Ehre macht. Das Wahre darin gehört ihm als Naturforscher an; er sah richtig, daß der Wille des Thiers das Ursprüngliche ist und dessen Organisation bestimmt hat. Das Falsche hingegen fällt dem zurückgebliebenen Zustand der Metaphysik in Frankreich zur Last, wo eigentlich noch immer Locke und sein schwacher Nachtreter Condillac herrschen und deshalb die Körper Dinge an sich sind, die Zeit und der Raum Beschaffenheiten (?) der Dinge an sich und wohin die große, so überaus folgenreiche Lehre von der Idealität des Raums und der Zeit, mithin auch alles in ihnen sich Darstellenden, noch nicht gedrungen sind. Daher konnte

Lamarck seine Construction der Wesen nicht anders denken, als in der Zeit, durch Succession. Aus Deutschland hat Kant's tiefe Einwirkung Irrthümer dieser Art, ebenso wie die crasse absurde Atomistik der Franzosen und die erbaulichen physikotheologischen Betrachtungen der Engländer auf immer verbannt. De Lamarck aber konnte nimmer auf den Gedanken kommen, daß der Wille des Thiers, als Ding an sich, außer der Zeit liegen und in diesem Sinne ursprünglicher sein könne, als das Thier selbst. Er setzt also zuerst das Thier, ohne entschiedene Organe, aber auch ohne entschiedene Bestrebungen, bloß mit Wahrnehmung ausgerüstet; diese lehrt es die Umstände kennen, unter welchen es zu leben hat und aus dieser Erkenntniß entstehen seine Bestrebungen d. i. sein Wille und aus diesem endlich seine Organe oder bestimmte Korporisation in ungemessener Zeit. Hätte er den Muth gehabt, es durchzuführen, so hätte er ein Urthier annehmen müssen, welches consequent ohne alle Gestalt und Organe hätte sein müssen, und nun, nach klimatischen und localen Umständen und deren Erkenntniß, sich zu den Myriaden von Thiergestalten jeder Art, von der Mücke bis zum Elephanten, umgewandelt hätte. In Wahrheit aber ist dieses Urthier der Wille zum Leben; jedoch ist er als solcher ein Metaphysisches, kein Physisches. Allerdings hat jede Thierspecies durch ihren eigenen Willen und nach Maßgabe der Umstände, unter denen sie leben wollte, ihre Gestalt und Organisation bestimmt; jedoch nicht als ein Physisches in der Zeit, sondern als ein Metaphysisches außer der Zeit. Der Wille ist nicht aus der Erkenntniß hervorgegangen und diese mitsammt dem Thiere dagewesen, ehe der Wille sich einfand als ein bloßes Accidens, ein Secundäres, ja Tertiäres, sondern der Wille ist das Erste, das Wesen an sich; seine Erscheinung (bloße Vorstellung im Intellect und dessen

Formen Raum und Zeit) ist das Thier ausgerüstet mit allen Organen, die den Willen unter diesen speciellen Umständen zu leben darstellen. Zu diesen Organen gehört auch der Intellect, die Erkenntniß selbst und ist, wie das Uebrige, der Lebensweise des Thiers genau angemessen, während Lamarck erst aus ihr den Willen entstehen läßt."

Welch eine geniale Mischung von Wahrheit und Irrthum! dürfen auch wir ausrufen. Und der Irrthum muß hier jedem Denkenden klar einleuchten, da „die vorgefaßte Hypothese vom Willen als Ding an sich den Philosophen verleitete, die empirische Wahrheit von der Wirkung der Zeit, mit welcher die Lamarck'sche Theorie steht und fällt, als eine Absurdität zu bezeichnen." Nirgends zeigt sich deutlicher, daß die Hypostasirung des Willens, die Erhebung dieser Abstraction zum Ding an sich, Schopenhauer's tiefsinniges Denken zur Aufstellung eines neuen — scholastischen Begriffs verführt hat. Und doch ist dieser Begriff, der bei oberflächlichen Denkern und den zünftigen Brodgelehrten soviel Anstoß erregt hat, eine geniale Intuition, er ist die unscheinbare Puppe, aus welcher die herrliche, im Glanze der Einfachheit strahlende Wahrheit, die monistische Ansicht, daß allen Dingen eine innere Eigenschaft, die Empfindung, innewohnt, welche ihr Wesen ausmacht, ihren Willen determinirt, sich entfalten wird. Die Entwicklungslehre läßt nicht den Willen aus dem Intellect hervorgehen — weit gefehlt! Auf dieses bestimmte Ding wirkt eine bestimmte Außenwelt; sofern die letztere das Wesen des Dings zu beeinträchtigen vermag, nennen wir es mechanische Wirkung. Sofern aber dieses Wesen sich zu widersetzen, sich zu erhalten, sich zu erhöhen im Stande ist, hat die innere Seite des Dings, seine Wahrnehmung, sein noch so dunkeles Bewußtsein, das dann gleichzeitig als Wille auftritt, ihre Wirkung ausgeübt. Es ist aber dieser Wille

nichts Metaphyſiſches, ſondern er iſt nur ſoweit vorhanden, als dieſer beſtimmte Complex von Atomen in dieſer eigenartigen Zuſammenlagerung vorhanden iſt. Und er wird zum Willen, inſofern dieſe beſtimmte Außenwelt ihn gegenſätzlich umgibt. Es wäre überhaupt zeitgemäß, mit dem Worte Metaphyſik, welches ſchon ſo viel Unheil in denkenden Köpfen angerichtet hat, endlich einmal aufzuräumen und ſich einzugeſtehen, daß dieſer Begriff eine contradictio in adjecto enthält. In der That ſcheint es mir ein ebenſo verwegenes Beginnen, aus der Natur, welche das All iſt, einen Standpunkt zu gewinnen, um über die Natur hinaus zu gelangen, als das eines Menſchen wäre, der ſich etwa einfallen ließe, auf ſeinen eigenen Rücken zu klettern, um über eine hohe Mauer hinüber zu kommen oder wie der geiſtreiche Lichtenberg die berühmte Beſchießung von Gibraltar durch Elliot beſang:

Er ſchießt ein Loch,
Und in dem Loch
Iſt noch ein Loch
Weit größer als das Schießeloch.

Ebenſo fanfaronnirte der arme Intellect, der ſelber nur Blüte und höchſte Aeußerung der Natur iſt, wenn er ſich rühmte, über dieſe ſeine Mutter, ſein Eins und ſein Alles, hinausgelangen zu wollen. Es fragt ſich auch hier, was verſtehen wir unter dem Worte Natur? Die Körper? Unmöglich, es gibt keinen ſolchen ohne Geiſt. Die Natur eines jeden Dings iſt vielmehr, das ſagt uns namentlich der heutige, immer klarer dieſe Erkenntniß ausprägende Sprachgebrauch, das Weſen dieſes Dings. Und mehr als das Weſen erforſchen zu wollen, wird wohl keinem Sterblichen in den Sinn kommen oder es würde ihn zu Hallucinationen führen. Auch der Menſchengeiſt iſt Natur und gerade deshalb und einzig und allein

deshalb vermag er die Dinge in der Natur und aus dieſen auch ſich ſelbſt zu erkennen.

Wenn man, wie dies Kant und Schopenhauer gethan, die Welt auf einen — noch ſo tief begründeten — Gegenſatz aufbaut, ſo ergibt ſich natürlich ein ewiges hüben und drüben, welches durch keine Brücke verbunden werden kann. Für Kant iſt dieſer Gegenſatz Subject und Object, der Erkennende und die Welt als Erſcheinung; daher denn die Blüte des Hegelthums, für welches „die reine Idee das ſchöpferiſche Vernunftweſen iſt, welche in ihrem Weltproceſſe ſich ſelbſt zu ihrem abſoluten Selbſtbegriffe vermittelt" —

Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an,

welche über ein Menſchenalter dieſen Worten als Offenbarungen höchſter Weisheit lauſchte. Schopenhauer baut auf den Gegenſatz von Wille und Intellect und umgeht wie durch eine Kriegsliſt den letzteren, indem er nachweiſt, daß das Denken eigentlich nicht das Urſprüngliche iſt, daß es ſelbſt in Folge eines Naturproceſſes entſtanden iſt, daß wir in der Stufenfolge der Weſen den Intellect erſt allmählich ſich ſein Organ — das Gehirn — bilden ſehen, daß dagegen der Wille auf allen Stufen vorhanden iſt. Dabei bleibt ihm natürlich, indem er dieſen Begriff bis in ſeine unterſten Tiefen verfolgt und alles Erſcheinungsweſen d. h. Intelligible von ihm abſtreift, ſchließlich ein X in den Händen, welches er den Willen nennt, womit aber in dieſer Form nicht viel mehr geſagt iſt, als mit dem reinen Sein. Die Auflöſung der Gegenſätze iſt nur auf Eine Weiſe möglich. Wenn Kant ſagte: die Welt iſt für mich nur Erſcheinung, die ſich in die Anſchauungsformen Raum und Zeit kleidet, ſo müſſen wir fragen: Sind dieſe Anſchauungsformen nicht in der Natur der Dinge begründet? Sind es nicht nothwendige Erſcheinungsformen der Dinge? Und bieteſt du, erkennendes Subject, dich nicht

ebenfalls als „Erscheinung" dir selber dar, an welche du die Frage richten kannst: „Was steckt in dir? Wie bist du geworden?" Hier tritt nun sofort Schopenhauer's mächtiges Denken ein, welches sagt: „Ja gewiß. Dieser Intellect, welcher die ganze Welt in seine Substanz (für ihn auch nur Form: Zeit, Raum, Causalität) verwandelt, er ist kein Mysterium. Wir sehen ihn in hunderttausend Formen vor uns und wissen, daß er selbst das Kind eines mächtigen Vaters ist, der eigentlich der Weltgeist genannt zu werden verdient — nämlich des Willens. Dieser ist der Ewige, der über aller Erscheinung thronende, der Absolute, das Ding an sich." Da gähnt eine neue Kluft! Intellect und Wille, Gegensätze! Aufgehoben dagegen der Gegensatz von „Mechanismus und Wille." Hier ist ein offenbares Paradoxon. Stoßen wir uns nicht daran und gehen wir kühn die entgegengesetzte Richtung auf dem nämlichen Wege — denn es ist der richtige Weg, den Schopenhauer gefunden hat! Sagen wir vielmehr „Empfinden und Wollen ist Eins." Ewige Gegensätze bleiben dagegen: Bewegung und Empfindung, weil es die beiden Eigenschaften der Dinge sind, aller Dinge, von der untersten Stufe bis herauf zum denkenden Menschengeiste. Wir sagen demnach: Jede gewollte Bewegung ist die Wirkung eines, wenn auch noch so dunkelen Empfindens; jede mechanische Wirkung dagegen ist nur als von außen veranlaßte Bewegung aufzufassen. Es kann demnach jede Bewegung von verschiedenen Gesichtspunkten aus abstract als mechanische und als gewollte aufgefaßt werden. Dem höheren Menschenwillen gegenüber sind Pferdekräfte reine Mechanik, bloße Bewegung, kein Vernünftiger wird aber bezweifeln, daß hier noch etwas mehr als Bewegung ist.

Die Größe des Schopenhauer'schen Gedankens liegt also darin, daß er nicht mit einer ängstlichen Scheu um den Intellect herum-

geht und zu ihm sagt: „Du bist das Absolute, dir ist nicht beizukommen. Wie du die Dinge auffassest, so erscheint die Welt," sondern daß er den Gedanken wagt: „Ich kenne dich. Du bist auch geworden. Es gibt noch ein prius, bei dem will ich mich erkundigen, was eigentlich an dir ist. Dieses Frühere lebt in den dunkelsten Tiefen aller Wesen. Es objectivirt sich in allen Erscheinungen. Ich nehme eine stets höhere, stets klarere Aeußerung desselben in den unzähligen Wesen der Schöpfung wahr. Kant ist vom Intellect zur Erkenntniß der Welt gedrungen; ich bin von der anderen Seite ausgegangen und bin von der als vorhanden genommenen Welt zum Intellect vorgedrungen. So wird der Gegenstand von zwei Seiten zugleich angegriffen und es ist die Möglichkeit vorhanden jedesmal zum Ausgangspunkte des Anderen zu gelangen. So wird die physiologische Betrachtung die Ergänzung der ideologischen, wie die Franzosen sagen, oder richtiger transscendentalen. Ich sehe in der aufsteigenden Thierreihe den Intellect sich immer mehr entwickeln und vollkommener auftreten, das Erkennen sich immermehr vom Wollen sondern und dadurch reiner werden."

Hier tritt nun die Entwicklungslehre ein und sagt zu dem Denker: „Ja du hast Recht. Es ist deine geniale Intuition, welche den reifsten und fruchtbarsten Gedanken der Wissenschaft in seinen Tiefen erfaßt hat. Der Menschengeist ist ein Gewordenes, ein Entwickeltes. Du hast zuerst den Jahrtausende alten Irrthum beseitigt, daß alles Thun und Sein des Menschen aus seinem klaren Erkennen hervorgehe, während doch das Umgekehrte wahr ist, wie schon das einfache Dichterwort sagt:

Wirke, nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken.

Mit Recht sagst du: „Die auffallende Thatsache, daß in diesem Punkte alle Philosophen geirrt, ja die Wahrheit auf den Kopf gestellt haben, möchte, zumal bei denen der christlichen Jahrhunderte, daraus zu erklären sein, daß sie sämmtlich die Tendenz hatten, den Menschen als vom Thiere möglichst weit verschieden darzustellen, dabei jedoch dunkel fühlten, daß die Verschiedenheit beider im Intellect liege, nicht im Willen.“ Wir sind bemüht die allmähliche Entstehung des Menschengeistes aus der Reihe der ursprünglich einfachen und stets höheren Formen der beseelten Wesen darzustellen als eine Entwicklung, und die Philosophie hat das Recht, die größten und wichtigsten Aufklärungen von uns zu erwarten. Aber wir sind auch gewillt, den Gegensatz auszugleichen, auf welchem dein ganzes Denken sich aufbaut. Du hast, um die Suprematie des Geistes zu stürzen, für welchen die Welt in alle Ewigkeit nur eine Erscheinung sein kann, den Hebel angesetzt, indem du den Standpunkt außer demselben in dem Willen gewannst: in dieser Arbeit erschien dir natürlich der Wille als das Letzte, das Metaphysische, das Ansichseiende, welches außer den Formen von Raum und Causalität für den Menschen nur in den dünneren Schleier der Zeit gehüllt ist. Dieser Wille ist aber nichts Metaphysisches, sondern etwas ebenso Natürliches, wie alles Uebrige. Das große Räthsel der Welt beginnt sich zu lichten und wir erkennen deutlich, was es mit den beiden mysteriösen Anschauungsformen von Zeit und Raum für eine Bewandtniß hat. Sie sind die Urformen unseres Denkens, einfach deshalb weil sie die Abstractionen der Ureigenschaften aller Wesen sind und diese beiden Eigenschaften sind die äußere, Bewegung, die innere Empfindung. Sie geben uns also nicht nur Kunde von der Erscheinung, sondern auch von dem Wesen der Dinge. Dein genialer Tiefsinn hat in die Tiefe der Natur geblickt und hat erkannt, was

die Einseitigkeiten des Materialismus, des Spiritualismus, sowie der absurden Wortkrämerei in alle Ewigkeit verkennen werden, daß allen Wesen eine Eigenschaft innewohnt, welche ein Verwandtes mit dem Menschengeist und deren höchste Erscheinung eben dieser Menschengeist ist. Du nanntest sie Wille, wir nennen sie Empfindung. Ihr eigentlichstes Wesen ist die Bewußtheit. Diese klare Erkenntniß ist das Fundament der wahren Philosophie, welche deine Anregung mächtig gefördert hat, und welcher die Zukunft gehört, sie heißt Monismus.

Die folgenden Aufsätze beabsichtigen, die Grundlinien der sich mächtig emporringenden neuen Weltanschauung in möglichster Klarheit darzulegen, also zu der Neubildung der diese Weltanschauung begründenden und einschließenden Denkformen das ihrige beizutragen. Die Grundansicht, von welcher dieselben ausgehen, läßt sich kurz dahin formuliren: wie es nur Eine Art der Bewegung gibt, wenn sie uns auch noch so verschieden in ihrer Erscheinung sich darstellt, so gibt es auch nur Eine Art der Empfindung. Die Unterschiede sind nur Gradunterschiede; es sind also alle Erscheinungen von Bewegung und Empfindung durch sich selber und nur durch sich meßbar. Alle Begriffe des Menschen haben eine Doppelseitigkeit, welche sich auf die Doppeleigenschaft aller Wesen zurückführen läßt.

Ein Gedanke aber ist es besonders, welcher in dieser Form zuerst von mir ausgesprochen wurde und dessen Fassung ich als eine neue und eigenthümliche in Anspruch nehme, es ist die im zweiten Abschnitte gegebene Definition von Raum und Zeit. Beide sind Abstractionen, der Raum ist die höhere Einheit, auf welche sich die Gegensätze der Bewegung, die Zeit die höhere Einheit, auf welche sich die Gegensätze der Empfindung zurückführen lassen. Fragt man

aber, woher die Begriffe Einheit und Gegensätze stammen, so antworte ich: aus unserem wahrsten Sein, aus der unerschütterlichen Gewißheit: „Ich bin", welches die wahre Einheit ist und damit zugleich die Ausschließung, also den Gegensatz involvirt.

So sind denn Zeit und Raum nicht nur, wie Kant bewiesen hat, die Anschauungsformen unserer Vernunft, sondern auch die wahren und eigentlichen Erscheinungsformen der Ureigenschaften aller Dinge, welche damit Alles, was in ihnen ist, manifestiren. Es bleibt demnach diesen beiden Begriffen die von Kant behauptete Idealität, in ihnen spiegelt sich die ganze Außenwelt; der Fortschritt der monistischen Lehre besteht darin, daß dieselben kein verzerrtes oder fremdartiges Bild von den Dingen geben, sondern ihrer eigensten Natur und ihrem innersten Wesen entnommen sind.

Daraus folgt, daß, indem wir von der heutigen Schöpfung ausgehend, die unendlich complicirten Erscheinungen rückwärts schreitend in stets einfachere und einfachere Eigenschaften auflösen, diese abstrahirende Thätigkeit unserer Vernunft in vollständiger Uebereinstimmung bleibt mit dem wirklichen Werden, dem großen, ungeheueren Entwickelungsgang aller Dinge, deren letzte d. h. ursprünglichste Eigenschaften sich uns offenbaren als Bewegung und Empfindung, also in Raum und Zeit. Die Philosophie lehrt uns das Allgemeine in dem Besonderen erkennen, die Entwicklungslehre dagegen das Besondere aus dem Allgemeinen herleiten. So erschauen wir dann, was schon Plato als die letzte Aufgabe der Vernunft erkannte, das Eine im Vielen, und das Viele im Einen. Wir gelangen von dem denkenden Menschengeiste, dessen höchste Abstractionen Raum und Zeit sind hinab zu dem Ursprunge aller Dinge, deren letzte Eigenschaften Bewegung und Empfindung sind.

Der Monismus ist also die wahre Identitätslehre. Mit der unleugbar stets voranschreitenden Vervollkommnung der Menschheit geht Hand in Hand die stets klarere, tiefere und richtigere Erkenntniß der Welt.

Mainz, im März 1875.

I.

Von Kant zu Schopenhauer.

Müde vom Durchwandern öder Wüsten voll leerer Hirngeburten im anmaßendsten Wortnebel wird der Leser sich gern erholen.

Herder.

„Allein ich will!“ — „Das läßt sich hören.“
d. h. damit ist weiter nichts anzufangen. Und doch ging die menschliche Erkenntniß von diesem Punkte aus. In allen Erscheinungen sah sie persönlich wollende, nur durch eigene Willkür bestimmte Wesen, welche sich ihrer anthropomorphischen Auffassung als freundlich oder feindlich gesinnte darstellten.

Das Einordnen der eigenen Willkür unter bestimmte Gesetze und das zunehmende Erfahrungswissen ließ auch in den zahlreichen Dingen der Außenwelt bestimmte Grundeigenschaften wahrnehmen, mit welchen sich rechnen ließ, deren Erkenntniß dann auch gleichzeitig dem Menschen die Fähigkeit verlieh, diese Dinge zu seinen Zwecken zu verwerthen, die Herrschaft über die Natur zu erlangen. Der Mensch erhob sich zu dieser Herrschaft, indem er „das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern“ aufsuchte.

Die griechische Philosophie wagte den Versuch, die ganze Welt aus allgemeinen Principien oder Eigenschaften der Dinge zu erklären Thales sah in dem Wasser den Urgrund alles Seins, Anaximenes ließ aus der Luft durch Verdünnung oder Verdichtung die übrigen Dinge entstehen, Pythagoras erkannte die Wichtigkeit der Zahlenverhältnisse in der Harmonie des Weltganzen, die Eleaten erfaßten in den wechselnden Erscheinungen die Einheit des Seins, Heraklit erklärte das Sein als ein fortgesetztes, ruheloses Werden, ein Auseinandergehen in Gegensätze, die sich theils entgegentreten, theils anziehen. Empedokles fand in der Natur vier Elemente, die sich wandellos gleich bleiben und nur in ihrer verschiedenartigen Mischung

die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Dinge hervorbringen, indem die Kräfte der Attraction und Repulsion, Liebe und Haß dabei thätig sind, Demokrit erklärte die Welt als aus Atomen bestehend, die mit verschiedener Schwere begabt durch zufälliges Zusammentreten und Wiederauflösen Ursachen aller Erscheinungen seien, Anaxagoras aber ließ die chaotische Weltgährung durch eine immanente Urvernunft (den *νοῦς*) ordnen.

In allen diesen Erklärungen sehen wir Ahnungen der menschlichen Vernunft von der Gesetzmäßigkeit des Weltganzen und Keime unserer heutigen Weltanschauung.

Ihre größte Vertiefung fand die griechische Philosophie in den beiden gewaltigen Denkern Plato und Aristoteles. Sie erfaßten mit großem Blicke die ewige Gegensätzlichkeit des Denkens oder der Empfindung und des bewegten Stoffes und sprachen für das damalige Erfahrungswissen das letzte Wort. Die Qualitäten der Dinge wurden auf wenige einfache Urformen zurückgeführt, welche mit dem Wesen derselben übereinstimmten: Stoff und Form, Ursache und Zweck, Kraft und Wirklichkeit, Idee und Erscheinung, Leiden und Thun, Individuum und Staat, Geist und Körper.

Wenn uns heute so manche Fragen und Probleme des Aristoteles kindisch und ihre Beantwortung äußerst einseitig und mangelhaft erscheinen, namentlich wo dieser große Denker und Beobachter den Zusammenhang der menschlichen Seelenvorgänge mit dem körperlichen Verhalten aufsucht und dieselben durch das Vorherrschen des Trocknen, des Feuchten u. s. w. erklärt, so sollten wir billig bedenken, welch eine gewaltige Anstrengung dazu gehörte, gerade aus dem Begriffe des Menschen — des verkörperten Willens — das Merkmal des Willkürlichen zu beseitigen, das Gesetzliche darin aufzufinden, mit anderen Worten Qualitäten an die Stelle des frei Wollenden und Handelnden zu setzen. Nur mit diesen ist eine wissenschaftliche Behandlung denkbar, das Willkürliche entzieht sich jeder Betrachtung, es ist das wahrhaft Unfaßbare und Unberechenbare.

Man kann sich diese Schwierigkeit recht gut noch an unseren heutigen Vorstellungs- und Denkformen des gewöhnlichen Lebens vergegenwärtigen. Wie oft geschieht es nicht, daß wir unseren Nächsten ungerecht beurtheilen, daß wir bei ihm Gedanken und Absichten voraussetzen, die nur in unserer eigenen Auffassung vorhanden sind, daß wir von ihm Empfindungen und Erwägungen verlangen, welche seiner Natur durchaus unmöglich sind, mit einem Worte, daß wir unser eigenes Wollen und Denken gewaltsam an die Stelle eines von uns doch verschiedenen Wesens substituiren. Und — gestehen wir's uns nur ein — es sind keineswegs nur die Ungebildeten und Beschränkten, die sich derartige Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, es sind gar oft auch die Hochgebildeten, die der fremden Natur Zwang anthun wollen, weil sie nicht erwägen, daß diese nicht Absicht, nicht Wille, sondern Natur ist. Sagten sie sich in jedem gegebenen Falle: Welches ist der Bildungsgrad, die Vorstellungsweise dieses Menschen, welcher Art ist seine Erziehung, sein Umgang, welches ist seine Gemüthsart, seine Erlebnisse u. s. w., so würden sie auf die Qualitäten Rücksicht nehmen und dann auch gerecht und niemals lieblos über ihren Bruder urtheilen. Warum beruhigen wir uns, sobald uns Jemand sagt: „Ja, der Mann meint es nicht so, er ist ein Choleriker, ein Hypochonder u. s. w.?" Weil wir in demselben Augenblicke das allwaltende Naturgesetz anerkennen, dem wir uns selbst unterworfen fühlen.

Das hohe Ansehen des Aristoteles im Mittelalter leitete die Scholastik auf die Bahn der Qualitäten. Occultae qualitates, das war das Zauberwort mit welchem die unter dem Drucke der kirchlichen Autorität in enge Grenzen gebannte menschliche Vernunft sich das Wesen der Dinge zu erklären versuchte. Die wichtigsten Fragen ernsthaft zu berühren, war ihr natürlich untersagt; denn die christliche Lehre statuirte auf zwei Gebieten die Freiheit des Willens, d. h. die persönlich willkürliche Determination, in Gott, dem Schöpfer der Welt, dem Ordner und Regierer aller Dinge und in dem Menschen, welcher durch seine eigene Willenskraft die Wahl zwischen

dem Guten und Bösen zu treffen vermöge. Es blieb deshalb der Scholastik nur der höchst dürftige und unfruchtbare Weg der Dialektik, d. h. sie versuchte es durch Worte die Wesenheit der Erscheinungen zu systematisiren. Auch diese Arbeit war keine ganz fruchtlose, so sehr man sie sonst mit Recht zu verspotten pflegt, sie gewöhnte eben den Menschengeist, in allen Erscheinungen das Dauernde, Eigenthümliche, Wesenhafte aufzusuchen. Waren es auch nur Worte, wie die Substantialität, Actualität, Nonentität, welche mit der virtus dormitiva oder pulsifica des Molière'schen Doktoren-Collegiums eine unzweifelhafte Verwandtschaft hatten, so mußte doch der Tag kommen, an welchem das vernünftige Denken sich an diesen Worten nicht mehr genügen ließ und an deren Stelle höhere, wesentlichere Einheiten des Denkens forderte.

Dieser Tag brach an mit Cartesius, dem Vater der modernen Philosophie. Noch im Jahre 1624 war an der Universität in Paris aufs strengste verboten worden, sich in Physik und Metaphysik anderer Ausdrücke zu bedienen, als der Kategorieen des Aristoteles. Dieses strenge Verbot kennzeichnet die Lage, die gelehrte Körperschaft witterte das Aufsteigen eines neuen, mächtigen Gedankens. Die Naturforschung hatte auf ihren eigenen Wegen, auf der Basis der Beobachtung, das gewaltigste Resultat zu Tage gefördert: das Copernicanische Weltsystem. Diese großartige Thatsache war nicht mehr wegzuleugnen, sie wirkte durch ihr Vorhandensein. Sie erweckte zwei mächtige Verkünder des modernen Gedankens: Baco von Verulam und Cartesius. Baco sprach: Glauben wir nur unserer Sinneswahrnehmung und suchen wir auf dem Wege der Erfahrung Alles zu erforschen. Descartes suchte den festen Grund zweifelloser Erkenntniß in seinem denkenden Ich d. h. in vollständiger Voraussetzungslosigkeit. Von diesem festen Punkte aus strebte er, die Welt wieder neu zu gestalten, sie seinem Denken zu erobern. Wie Spukgestalten der Nacht entflohen vor diesem Lichte die „geheimen Qualitäten" der Dinge, welche so lange das unbefangene Denken gehindert hatten, aus dem Gebiete der Physik. „Die Welt außer mir ist

Ausdehnung und Bewegung", mit diesen Worten war die Pforte der mechanischen Naturerkenntniß geöffnet. Die mannigfaltigen Substanzen und Accidenzen, die Potenzialitäten und Actualitäten, mit einem Worte die verschiedenartigsten Qualitäten entschwanden in das Nichts, und die Quantität der Bewegung war von nun an das Losungswort der emancipirten Wissenschaft. Daß dabei Carteſius noch in dem Dualismus befangen war, daß er der geistigen Seite der Dinge keine andere Erklärung geben konnte, als die hergebrachten religiösen Ansichten, die Nothwendigkeit der Existenz Gottes, daß er die Verbindung des Geistes mit dem Körper in die Zirbeldrüse verpflanzte, daß er die Thiere als reine Maschinen auffaßte: das müssen wir der Zeit, in welcher dieser große Denker lebte, zu Gute halten, wie es denn gewiß merkwürdig genug ist, daß er, von dessen Grundgedanken der Umsturz der religiösen Weltanschauung ausgeht, der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Loretto gelobte und dieselbe auch ausführte, als er das neue philosophische System — wie er glaubte — mit ihrer Hilfe gefunden hatte.

Der wahre Gedanke der modernen Philosophie, die Ausgleichung des bei Carteſius fortbestehenden und unvermittelten Gegensatzes wurde erst von seinem Nachfolger Baruch Spinoza, dem größten philosophischen Geiste seit Aristoteles, gedacht. Er erkannte, daß die Eine unendliche Substanz oder Wesenheit mit den beiden Attributen der Ausdehnung und des Denkens (oder wie wir heute sagen der Bewegung und der Empfindung) begabt ist. Es war ein Gedanke von einsamer Größe und Hoheit, der von den Zeitgenossen unverstanden erst durch Leibniz, Kant und Schopenhauer in die tiefern Kreise herabgeleitet werden sollte, wie das Morgenlicht von den Alpenhöhen allmählich sich niedersenkt in die Thäler.

Das Saatkorn, welches Baco und Carteſius ausgestreut, sollte aber einstweilen auf dem Gebiete der Physik d. h. der bewegten Welt aufgehen und hundertfältige Frucht tragen. Das Gesetz der Attraction, als der weltbewegenden und weltordnenden Kraft erschloß sich in seiner großartigen Einfachheit dem Geiste Newton's und veran-

laßte nachmals eine in sich geschlossene mechanische Weltdarstellung die Mécanique céleste von Laplace. Aber die Unerklärlichkeit des Wesens der Attraction, sowie die gewaltigen Entdeckungen Prieſtley's, Lavoiſier's, Berthollet's auf dem Gebiete der Chemie, deren Subſtanzen ſich dem allgemeinen Geſetze der Schwere zu entziehen ſchienen und ihre eigenen Attractiv- und Repulſivkräfte offenbarten, die Irritabilität der Thierfaſer, jene denkwürdige Entdeckung Haller's, die dem thieriſchen Stoffe auch eine nur ihm angehörende Geſetzlichkeit gewährleiſtete — ſie ſchienen auf einmal die Vielheit der Qualitäten oder Kräfte wieder in die Naturbetrachtung einführen zu ſollen und es drohte der einfache Gedanke Descartes' ſich durch die auf allen Gebieten neu entdeckten Kräfte wieder zu zerſplittern: die materialiſtiſche Auffaſſung der Welt gewann dadurch einen immer feſteren und breiteren Boden; denn inmitten ſo tauſendfältig gerichteter und nur der ſtarren Nothwendigkeit gehorchender Kräfte, was kann da der Menſch anderes ſein, als ein zufälliges Ergebniß dieſer blinden Kräfte, was kann ſein Wille, der durch alle dieſe übermächtigen Kräfte beſtimmt und bedingt iſt, gegen dieſelben ausrichten? Die Maſchine Descartes' und die Mechanik Laplace's ward auch auf den Mikrokosmus Menſch ausgedehnt und l'homme machine iſt der Culminationspunkt dieſer einſeitig materialiſtiſchen Weltauffaſſung. Die Reduction der Vielheit der Kräfte auf eine einzige Bewegung, die Conſtanz der Kraft, die Wärme, das Licht, die Electricität als Bewegung — Helmholtz, Mayer, Joule und Clauſius — bezeichnen den Wendepunkt dieſer Anſicht und die Rückkehr auf die einfache, von Descartes divinatoriſch geſchaute Erklärung der bewegten Welt als eines mechaniſchen Problems. Hier erwartet aber der Mechanismus ſeine nothwendige Ergänzung und es iſt eine wahrhaft überraſchende und tiefbedeutſame Thatſache, daß in unſerm Jahrhundert die Naturwiſſenſchaften gleichzeitig die Wege bahnten nach dem Princip der Bewegung, dieſelbe auf ihre möglichſt einfache Formel und Anſchauung zurückführend und nach dem Gebiete des Geiſtes, deſſen Werden ſie in ſeinen einfachſten Anfängen belauſchten.

So sind es denn Mayer und Helmholtz einerseits, Darwin und Häckel andererseits, welche auf einem Punkte zusammentreffen und die vollkommene mechanisch-psychische Welterklärung von diesem festen und tiefen Fundamente aus aufzubauen bemüht sind. Es erhebt sich ein neuer und stolzer Bau, dessen Fundament auf dem starken, nie wankenden Grunde der Erde ruht, dessen Mauern und Zinnen aber, emporsteigend durch die Kraft des Geistes, dem Lichte entgegen streben einer stets größeren, helleren Vollkommenheit, einer Erhöhung und Entfaltung dieses Geistes, der keine Grenzen gesetzt sind und die keine Ahnung zu erfliegen vermag.

Den Grundriß dieses stolzen Domes hat, wie gesagt, der einsame Denker Spinoza erschaut. Seine Weiterbildung gewann der spinozische Gedanke zunächst durch den großen Leibniz, einen Geist von umfassendstem Wissen und kühnstem Denken, in welchem alle die Ideen, welche heute die Welt bewegen, bereits im Keime sich regen, wenn sie nicht direkt von ihm hergeleitet werden. Hatte Spinoza sich damit begnügt, die Einzelwesen als accidentelle Erscheinungen der unendlichen Substanz darzustellen, welche in ihrem ewigen Folgeleben denkt und sich bewegt, hatte er demnach sich bemüht das All sub specie aeterni, vom Gesichtspunkte des Ewigen aus, aufzufassen, so hob Leibniz besonders das individuelle Dasein der Einzelwesen hervor, indem er mit unserer heutigen Anschauung übereinstimmend die Monadenlehre erschuf d. h. die Welt aus lauter punktuellen Einheiten, den Monaden, bestehen läßt, welche zugleich beseelt sind d. h. die Eigenschaft der Empfindung besitzen, und auf welche demnach das übrige Weltall in mehr oder minder bedeutender Weise einwirkt, indem es sich in ihnen spiegelt. Es tritt also hier der Goethische Satz „Kein Geist ohne Stoff, kein Stoff ohne Geist" uns schon in seiner völligen Bestimmtheit und Klarheit entgegen. Und obgleich Leibniz die prästabilirte Harmonie, die Theodicee und die Lehre von der besten der Welten aus dem alten Glauben mit herübernahm, ja auch die Seele als einheitliche Monade mit dem Körper nur verbunden sein läßt, so ist dennoch die Grund-

idee des heute anerkannten schaffenden Princips in seiner Theorie deutlich zu gewahren: durch reine Selbstthätigkeit, ohne Anregung von Außen, verbinden sich die Monaden und gelangen durch die Stufen des unorganischen Stoffes, der Pflanze, des Thieres zu stets größerer Beseelung und klarerer Erkenntniß der Welt in dem Menschen. Diese Anerkennung des geistigen Princips ist ein hoher Fortschritt im Verhältniß zur antiken Atomistik: das bewußte, ordnende, gestaltende Princip findet hier zum erstenmale seine Stelle. Das Ausschließen des Uebrigen, die Repulsion ruht schon in der Monade, das Wesen der Individualität ist ihr demnach eigen; die Veränderlichkeit der Monade bezieht sich nur auf ihr inneres geistiges Wesen. Auch die Ruhe ist Thätigkeit, denn sie widersetzt sich der Bewegung.

Wir sehen also bei Leibniz, der das Princip der Kraft mit den Worten „quod non agit non existit“ als oberstes Princip aufstellte, die Wurzeln der monistischen Weltanschauung; die beiden Eigenschaften der Dinge: Bewegen und Empfinden werden hervorgehoben, das letztere als das Wechselnde, einer steten Erhöhung Fähige erkannt; auch das Princip der Ausschließung, der Individuation ergibt sich aus dieser Eigenschaft, indem die Monaden einer gleichen Wirkung von Außen bewußt, gleichartig reagiren; endlich gewinnen alle Wesen ihre Gestalt durch innere Kraft und bewußtes Streben nach einem nächsten Ziele, wobei sie sich natürlich gegenseitig hemmen und hindern (also der Kampf ums Dasein). Hierin namentlich liegt ein ungeheurer Fortschritt der modernen Philosophie. Die antiken Denker faßten die Gegensätze von Bewegung und Empfindung unter das anthropomorphische Bild: Stoff und Form d. h. Mittel und Zweck. Descartes' und Spinoza's gewaltige Kraft beseitigte die Finalgründe vollständig aus der Philosophie und erschuf dadurch die mechanische Weltbetrachtung. Das Unvollständige dieser Betrachtung auszugleichen, ist die Aufgabe unserer heutigen Bemühungen und wir thun dabei nichts anderes, als auf Leibniz zurückkehren. Es ist also nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß

in Leibniz' Ansichten die Keime unserer heutigen Weltanschauung bereits vorhanden seien. Es bedurfte nur noch einer Läuterung von der aus der alten theologischen Auffassung mit fortgetragenen Trübung der Gedanken durch fremden, die philosophische Idee hemmenden und ihr widerstrebenden Stoff. Diese Läuterung vollzog sich durch Kant und damit erhielt der Gedanke des Cartesius seine volle Durchführung.

„Was man treffend von Lessing gesagt hat, das gilt auch von Kant: auf Kant zurückgehen heißt voranschreiten," sagt Hettner, und darin liegt ein großes Stück Wahrheit. Man schreitet aber zu den großen Männern auch zurück, um zu sehen, was sie uns, den Nachgeborenen und an Erfahrungen Reicheren, zu thun übrig gelassen haben; um zu sehen, ob auf ihre schwächsten Stellen die Folgezeit nicht ein Riesengebäude verkehrter Systematik aufgebaut hat; um zu sehen, ob nicht jetzt die Zeit gekommen ist, daß ein schwacher Keim, den sie gepflanzt, zu fröhlichem Gedeihen sich entfalten kann, daß der feste Punkt, von dem aus sie das Wissensgebäude der Vergangenheit erschüttert haben, selber aufgegeben werden und eine tiefere Fundamentirung möglich und geboten erscheinen kann.

„Dem unsterblichen Verfasser der Kritik der reinen Vernunft, sagt Schiller, gehört der Ruhm, aus der philosophirenden Vernunft die gesunde Vernunft wieder hergestellt zu haben." Sein größtes Verdienst ist der endgiltige Bruch mit der Scholastik, das Aufräumen mit ihren fertigen Begriffen, die sie auf das längst ihren Banden entwachsene Erfahrungswissen übertragen wollte; der Erweis, daß alles Speculiren über das Mögliche, alle die Erfahrungsgrenzen überfliegende Dogmatik eitel Luftfechterei ist, daß die menschliche Vernunft sich damit bescheiden müsse, das Wirkliche zu erkennen. Mit dem theologischen Grundbegriff hält Kant dasselbe strenge Gericht: „Wie kann und darf ich das Verhältniß eines Uhrmachers zu einer Uhr, eines Baumeisters zu seinen Bauten gewaltsam auf die Natur übertragen und die innere Möglichkeit der frei wirkenden Natur, welche alle Kunst und vielleicht selbst sogar die

Vernunft erſt möglich macht, noch von einer anderen, obgleich übermenſchlichen Kunſt ableiten?"

In dem unterſtrichenen Sätzchen liegt der Keim, deſſen Entwicklung unſerer Zeit vorbehalten iſt, liegt das was Kant uns zu thun übrig gelaſſen hat. Für uns hat ſich dieſes Vielleicht in Gewißheit verwandelt, wir ſagen: Ja, unſere Vernunft ſelbſt iſt etwas aus der Natur Gewordenes und Entwickeltes, ſie kann über ihr eigenes Weſen ſich nur aus der Erfahrung belehren, es fehlt ihr auch nicht an der Möglichkeit dieſer Erklärung, da die Stufen ihrer Entwicklung in reichſter Fülle und zahlloſen Formen in der Schöpfung vor ihr ausgebreitet liegen.

Die Kant'ſchen Kategorieen, die der große Weiſe ſelbſt als regulative, nicht conſtitutive Principien bezeichnete, ſind es, die zugleich die Stärke und die Schwäche ſeines Syſtems bilden. Er ſelbſt ſagt ungemein tief und wahr: „Nehmen wir die Ideen der Vernunft für conſtitutiv d. h. meinen wir, durch ſie unſere Erkenntniß über die Erfahrung hinaus erweitern zu können, ſo verwirren wir uns in einen zwar glänzenden, aber trüglichen Schein, in Wahn und Einbildung und unentwirrbare Widerſprüche; nehmen wir ſie dagegen bloß regulativ d. h. als Forderung ſyſtematiſcher Einheit innerhalb der Erfahrungserkenntniß ſelbſt, ſo wird dadurch dieſe Erfahrungserkenntniß in ihren eigenen Grenzen mehr angebaut und berichtigt, als es ohne ſolche Ideen durch den bloßen Gebrauch der Verſtandesgrundſätze geſchehen würde."

Der große Werth der Kant'ſchen Grundbegriffe liegt darin, daß ſie den Urformen und Ureigenſchaften aller Dinge ſich am meiſten genähert haben. Zeit, Raum und Cauſalität ſind nach unſerer heutigen Auffaſſung dem erſten Werden ſchon eigen. Inſofern hat alſo ſeine Theorie mit ihren Fundamentalideen das Verdienſt, wenn auch unbewußt, die Entwicklung der Vernunft auf ihren naturgemäßen Stufen gleichſam bis in die tiefſten Wurzeln verfolgt zu haben. Dieſes hohe Verdienſt iſt nicht genug zu preiſen und es iſt

eine beschränkte Auffassung, von einem „zopfigen Unterbau“ des gewaltigen Denkmals zu reden.

Die Schwäche der Kategorieen liegt darin, daß Kant dieselben als das eigenste Wesen der menschlichen Vernunft, als eine ihr angeborene und unerklärbare Facettirung darstellte, durch welche die Welt der Außendinge eigenthümlich gebrochen vermittelst unserer Sinne nur als Erscheinung sich in unserer Seele spiegele.

Mit Recht sagt daher Geiger: „Kant, indem er in seiner Kritik die Bedingungen der Erfahrung selbst untersuchen wollte, glaubte diese mit Hilfe der Erfahrung nicht suchen und finden zu können. Ist aber außerhalb derselben sie zu suchen möglich? Er behandelte die Vernunft wie ein Augenglas, dessen Brechungskraft oder Farbe wir feststellen, um bei Beurtheilung der Gegenstände von ihr abstrahiren zu können. Aber die Vernunft ist kein Augenglas, das wir ablegen können, um es zuvörderst selbst zu beobachten: die Vernunft ist das Auge selber. Eine Prüfung der Vernunft durch die Erfahrung an ihr, durch ihre Geschichte, dies ist es was unser Denken fördern wird, es ist die philosophische Aufgabe der Gegenwart.“

Wenn diese Aufgabe wird erfüllt sein, dann wird der beängstigende Zweifel an der Wirklichkeit der Dinge und unserer Erkenntniß uns verlassen, dann wird alles wieder Wahrheit und Wirklichkeit sein, dann wird die wahre Identität der Dinge und ihrer Erscheinungen begriffen werden. Das Bindeglied zwischen dem Alles leugnenden Kant und dieser zukünftigen Philosophie ist Schopenhauer.

Das unsterbliche Verdienst Kants ist, wie gesagt, daß er die Metaphysik aus der Philosophie verbannt hat: er ließ nur zwei metaphysische Begriffe bestehen: Zeit und Raum, nannte dieselben „nicht empirische Begriffe, sondern Anschauungen a priori; die Zeit insbesondere ist die Form unseres innern Sinnes d. h. des Anschauens unserer selbst und unseres inneren Zustandes.“ Diese Ansicht erfuhr schon bei Lebzeiten Kants heftige Angriffe von Seiten

Herder's. Mag auch die Metakritik von Goethe, Schiller u. A. als ein leidenschaftliches Werk verurtheilt worden sein, mag die Stimmung, in welcher Herder dieselbe schrieb, eine krankhaft gereizte gewesen sein, das ist jedenfalls nicht zu leugnen, daß sie die Schwäche der Kant'schen Kategorieen aufs unzweideutigste nachwies und auch jene Grundbegriffe unter die Erfahrungsbegriffe einreihte, indem er etwa Folgendes sagte: „Weil wir selber da sind und einen Raum einnehmen, weil unser Auge die Dinge nebeneinander erkennt, deshalb hat unsere Vernunft auch ein Auge, mit welchem sie den Raum abstrahirt hat; weil wir selber dauern, weil unser Ohr aufeinander folgende Wahrnehmungen macht, deshalb gibt es für unsere Vernunft eine Zeit. Diese beiden Sinne: Gehör und Gesicht bestimmen und beschränken sich unaufhörlich einander und geben dadurch der inneren Kraft, die beide zusammenfaßt, selbst Raum und Zeit. Bewegung, Folge bringt Leben ins todte Nebeneinander durch Kraft; Anfang, Mitte, Ende als gegenwärtig und verbunden gedacht, führen zum Begriffe der Ursache der Kraft. Die Zeit hat den todten Raum belebt, der Raum hat das Vergangene, sowie die Zukunft zur Gegenwart gemacht und da beides nicht ohne Kraft geschehen kann, auch ohne lebendige Kraft nicht vorgestellt werden konnte, so begreift die Seele, d. h. sie umfasset, verstehet in Vielem ein Eins; ein Eins im Nach- und Nebeneinander, das nicht anders als durch ein Drittes das Sein, die lebendige Kraft entstehen konnte."

Wenn nun der Däne Thorild, der Herausgeber der Metakritik, Herders Verdienst in folgenden Worten preist: „Man soll nicht vergessen, wie oft in den Zeiten Methode nur Mode und Systematisirung nur Battologie war, hingegen wie beständig das metakritische Princip, nämlich die Naturbildung aller Begriffe, in der ganzen edleren Gelehrtenwelt, gerade für das Wesen aller wahren Philosophie galt; ein Princip, wodurch in allen Werken Herder's jene seltene Größe seines Geistes verherrlicht wird", so hat er damit die Stärke des Herder'schen Angriffs zweifellos hervorgehoben.

Kant's großes Verdienst wird dadurch keineswegs in Schatten gestellt; ja von dem einfachen, klaren Standpunkte der monistischen Weltansicht aus erkennen wir heute, was auch in Herders Worten Unvollständiges und Mangelhaftes ist und wie die Anschauungen Kant's einen viel tieferen Blick in das eigentliche Wesen der Sache bekunden.

Wir erkennen heute die beiden Eigenschaften der Empfindung und Bewegung als die Ureigenschaften alles Seins; wir nennen ihre Erscheinungsformen Zeit und Raum. Wir sagen also damit nicht viel Anderes, als was auch schon Kant gesagt: denn für unser Denken sind jene beiden Wörter ebenso aprioriſche, über die wir nicht mehr hinauskönnen, die allen Wesen eigen sind, von denen all' unsere Erkenntniß ausgeht und welche dieselbe auf allen Stufen ihrer Entwicklung begleiten. Wir sagen freilich mit Herder, daß dies nicht bloße Formen unseres Denkens (Augengläser) sind, sondern daß unser Denken nothwendig diese Formen annimmt, weil es die Ureigenschaften alles Stoffes sind, weil wir in dem ungeheueren Entwicklungsgange der Natur dieselben schon beim ersten Werden als wesentliche Eigenschaften antreffen, weil diese beiden Attribute von Ewigkeit der ganzen unendlichen Welt innewohnen und in alle Ewigkeit wohnen werden. Dagegen hat wieder Kant den Gegenstand tiefer ergriffen, wenn er sagt, daß die Zeit die Form unseres inneren Sinnes sei; denn in der That hat die Empfindung die Zeit als ihre eigenste Erscheinungsform und selbst der von Herder angeführte Gesichtssinn vermochte und vermag heute noch nur zeitlich sich den Raum aufzuschließen.

Daß Kant's geniale, gewaltige That die ganze Folgezeit verwirrte, daß eine neue Scholastik mit den metaphysischen Ueberbleibseln seiner Theorie aufs neue den Ikarusflug der transscendentalen Dialektik begann und daß dann das große Heer der Nachbeter — zünftige und aufrichtige — die von Kant gereinigte, helle Atmosphäre wieder mit den Dunst- und Nebelgebilden krankhafter

Gehirnaffectionen verdüsterte, sei hier der historischen Vollständigkeit halber kurz erwähnt.*)

Statt mit den früheren metaphysischen Begriffen: Gott, Schöpfung, Ewigkeit, beste der Welten u. s. w. begannen nun die Spiele mit dem reinen Sein und Nichtsein, dem Absoluten oder Schlechthinigen, der Potenzialität und Actualität, der Ontologie und Phänomenologie und wie die leeren, inhaltlosen Terminologieen alle heißen mögen, in welche man diese wunderbare und mannigfaltige Welt einzuzwängen und Alles daraus zu erklären sich vermaß, als z. B. daß das Christenthum die der Philosophie am meisten entsprechende Religion sei, weil es die Dreieinigkeit Gottes lehre, daß der preußische Staat der Staat der reinen Vernunft sei und was derartige Herrlichkeiten mehr sind.

Diesem Treiben trat Schopenhauer entgegen und bewies in seiner urkräftigen derben Manier zunächst die Leere und das Scheinwesen dieser Afterphilosophie, welche, da sie alle Räthsel des Daseins gelöst zu haben glaubte, in hirnverbrannter Selbstüberhebung schon im Begriffe war, sich als „unfehlbar" zu proclamiren und den Namen

---

*) Damit soll nicht gesagt sein, daß die Männer der Zwischenzeit von Kant bis Schopenhauer persönlicher Verdienste entbehrten. Die deutsche Nation wird Fichte'n stets die dankbare Erinnerung an seinen unbeugsamen Muth, seinen Abscheu vor jeder Verfälschung der Wahrheit, seine hohe Begeisterung für die idealen Güter bewahren. Viele tiefsinnige und schöne Bemerkungen Schelling's haben heute noch ihren vollen Werth und Hegel's Vorgang gewöhnte weitere Kreise an das abstracte voraussetzungslose Denken. Was ihnen schadete, was nachmals die speculative Philosophie in einen so allgemeinen und gründlichen Mißcredit brachte, das war die unerträgliche Anmaßung, mit welcher sie und mehr noch ihre geistlosen aber glaubenseifrigen Nachbeter behaupteten, daß mit ihrer Lehre die Philosophie ihren endlichen Abschluß gefunden habe, daß sie das letzte Wort über die Räthsel der Schöpfung gesprochen hätten! Sie die auf den Schultern Kant's stehend nicht Einen Gedanken aufzuweisen haben, der zu einer wahren Förderung des philosophischen Denkens, zu einem κτῆμα ἐς ἀεί, also zu einem Gemeingut des allgemeinen Denkens geworden wäre. Und dieses ist der wahre Probirstein des echten Goldes, wie schön und treffend Schopenhauer hervorhebt: „Es ist das Schicksal jeder Erkenntniß, also um so mehr der wichtigsten, daß der Wahrheit nur ein kurzes Siegesfest beschieden ist, zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird."

Panſophie d. i. verdeutſchet: Allweisheit anzunehmen! In derſelben Zeit, wo Görres in ſeinen myſtiſch-theoſophiſchen Vorleſungen einen auserwählten Kreis von Zuhörern verſammelte, welche ſtaunend vernahmen, wie die Kraft des Glaubens und der Heiligkeit die Geſetze der Schwerkraft derart zu beſiegen vermag, daß die davon Beſeelten mehrere Fuß über der Erde dahin ſchweben können, erinnerte Schopenhauer den Menſchen daran, daß er nicht blos ein Rafaelſcher Engelskopf mit Flügeln verſehen ſei, ſondern aus realem Fleiſch und Bein beſtehe, daß er auch einen Magen, eine Lunge u. ſ. w. beſitze und daß ſeine hohe Weisheit, ſeine zu den metaphyſiſchen Nebelkreiſen ſich aufſchwingende Idealität auf einem höchſt proſaiſchen, höchſt wirklichen Untergrund beruhe und aus demſelben hervorgegangen ſei. Davon wollte nun die wie der ariſtophaniſche Sokrates in einem in der Luft baumelnden Korbe ſitzende Philoſophie nichts hören und ſchwieg beharrlich dreißig Jahre lang, geduldig von ihrem Wolkenſitze aus den Hohn des Satyrs ertragend und denſelben als „nicht geſetzt ſetzend", bis endlich das praktiſche Volk der Engländer erkannte, daß in des Mannes Schriften doch ſehr viel Tiefes und Wahres enthalten ſei und daß er das Räthſel der Welt und des Menſchen in ganz anderer Weiſe zu löſen verſuche, als die ſpeculative Philoſophie mit ihren leeren Phraſen und ſublimirten Eſſenzen. Da bequemte ſich denn auch die Luſtige herabzuſteigen von ihrem Nebelthrone und ein „bedeutendes" Urtheil über das neue „Phänomenon" abzugeben, welches zunächſt dahin lautete, daß wir es hier mit einer „geiſtreichen Paradoxie" zu thun hätten.

Mit der Hegel'ſchen Dialektik und dem Fichte'ſchen Ich war die metaphyſiſche Weltauffaſſung auf ihrem Gipfelpunkt angelangt; die Welt ruhte nicht mehr wie früher auf zwar wurmſtichigen, aber doch durch ihr Alterthum ehrwürdigen und ehemals kräftigen Stützen, wie Weltſchöpfungsplan, Gott, Freiheit, Seele u. A., ſondern auf der Nadelſpitze des reinen Seins und des Ich. Da war denn die Zeit gekommen für den Mann, der die Pyramide wieder herumdrehte und auf die feſte Baſis ſtellte, auf welcher ſie

seit Uranfang ruht, und der toll gewordenen Philosophie zurief: Eure reine Vernunft ist eine Fratze, euer Ich ein leerer Raum, eure Schemata sind Schemen, euer Ding an sich ein Unding! Schopenhauer verscheuchte also die Metaphysik aus ihrem letzten Schlupfwinkel*), in welchem sie nochmals vor ihrem seligen Ende die Welt mit dem grotesken Lichte subjektiver Hallucinationen beleuchtete und stellte die Frage so, wie sie schon Herder gestellt wissen wollte: „Statt in Wortlarven eine Uebervernunft zu construiren, die alle Philosophie abschneidet, kehre die Vernunft auf den Ursprung ihres Besitzes d. i. in sich selbst zurück, mit der Frage: Wie kamst du zu dir und deinen Begriffen? Nicht darum handelt es sich: Wie ist menschlicher Verstand, menschliche Vernunft möglich? als ob diese sich erst selbst zu setzen oder zu fabriciren hätten; sondern da sie gesetzt und gegeben, ja die edelsten Gaben sind, die wir zu erkennen und anzuwenden haben, so heißt die Frage: Was ist Verstand und Vernunft? Wie kommen sie zu ihren Begriffen? Wie knüpfen sich solche?" Kant hatte die theologische Metaphysik vernichtet mit Hilfe der Vernunft, Schopenhauer stürzte die ihre eigene Unfehlbarkeit proclamirende Vernunft-Metaphysik, den absoluten Vernunft-Pabst. Er stürzte aber gleichzeitig noch eine andere Metaphysik, nämlich die Metaphysik des Materialismus. Diese Aeußerung wird Verwunderung erregen, und doch bin ich von der Wahrheit dieses Satzes innig durchdrungen. Man ist gewohnt, den Materialismus als die eigentliche Physik zu betrachten d. h. als die Erklärung der Welt durch ewige, unabänderliche Naturgesetze. So breit sich der Materialismus machte,

*) Obgleich Sch. selber Metaphysik für das Wesen der Philosophie hält, unser Weltwissen wesentlich für ein Produkt des erkennenden Subjekts, ist er sich doch stets bewußt, daß seine Philosophie auf dem festen realen Boden der Erfahrung wurzelt und aller dialektische Wortkram und Windmühlenfechterei ihr fremd ist. „Woher der Intellect?" mit dieser Frage ist sein unsterbliches Verdienst bezeichnet. Seine eigenen Einseitigkeiten und Verirrungen werden in einem besonderen Abschnitte dieses Werkes, wie ich hoffe, beleuchtet werden und damit zugleich seine Stellung als Uebergangsstufe von Kant zu der monistischen Weltanschauung oder der Philosophie der Entwicklungslehre klar gekennzeichnet werden.

so sehr er die Welt vollposaunte von seiner eigenen Unfehlbarkeit und Wahrheit, er ist die denkbar platteste Welterklärung. Denn 1) ist mit dem Worte ewige, unabänderliche Naturgesetze gar nichts gesagt, so lange wir jene Gesetze nicht kennen. Wenn die französische Akademie eines Tages behauptete, man solle jeden Menschen in ein Narrenhaus stecken, der glaube, daß ein Stein vom Himmel fallen könne, so befand sie sich auf dem Standpunkte der ewigen, unabänderlichen Naturgesetze. Das ist also ein bloßes Wort, das durch jede neue Erfahrung eine Einschränkung und Veränderung seines Inhalts erleiden kann. Und insofern können wir getrost sagen, daß der Materialismus auf einer metaphysischen Phrase wurzelt: er sagt eben einfach: „die Natur ist Gott", womit um kein Deutchen mehr gesagt wird, als wenn die frühere Metaphysik behauptete: „Gott hat die Natur erschaffen"; es ist nur ein Unbegreifliches an die Stelle eines anderen gesetzt.

2) wurzelt derselbe in einer zeitlich beschränkten Auffassung der Dinge. Wohl hatte er das Recht zu sagen: die chemischen Substanzen wirken mit Nothwendigkeit nach den diesen Stoffen eigenen Kräften, sie wirken auch in dem denkenden Menschen und sein Denken ist an dieselben gebunden; die großen Weltkörper verfolgen mit Nothwendigkeit ihre Bahnen und äquilibriren sich selber durch das Gesetz der Gravitation; es geschieht demnach Alles nach den in den Dingen ruhenden Kräften. Aber sind denn diese chemischen Stoffe, ist denn unser Sonnensystem von Ewigkeit da; ist dies Alles nicht vielmehr das Produkt einer wenn auch unendlich langen doch zeitlichen Entwicklung? Und wo sind die Gesetze zu finden, daß dies alles sich gerade so und nicht anders entwickeln mußte? Darauf antwortet unsere beschränkte Vernunft: Weil es so geworden ist, mußte es so sein. Das ist aber nach meinem Dafürhalten nur ein idem per idem, womit nicht viel mehr gesagt ist, als der gewöhnliche Menschenverstand auch behauptet: Was vergangen, ist nicht mehr zu ändern.

3) übersah er in kindischer Eilfertigkeit die beiden Eigenschaften

der Dinge, welche wir als Bewegung und Empfindung erkannt haben und welche allen Wesen eigenthümlich, sich gegenseitig beständig bedingen und in einer unendlichen Kette alternirender Wirkung das Wesen der Entwicklung ausmachen. Soweit unsere menschliche Erfahrung reicht, hat die eine Eigenschaft, die Empfindung, sich fort und fort erhöht und gesteigert, während die andere, die Bewegung, mehr und mehr ihrem Dienste sich unterordnet. Wir begreifen heute, daß die Bewegungsgröße der Atome das ewig Unveränderliche ist, daß die Empfindung das Veränderliche und Verändernde, das schaffende und regulative, das ausgleichende und bestimmende Princip der Dinge ist, daß sie also das wahre Wesen aller Dinge ausmacht. Der Materialismus dagegen achtete nur auf die Eine Eigenschaft, die Bewegung, erklärte dieselbe mit Hilfe des Wortes Kraft und blähte sich dann auf, als habe er alle Daseinsräthsel gelöst. Ich will damit nicht in Abrede stellen, daß auch diese Phase in der Entwicklung der Menschheit eine natürliche und nothwendige gewesen ist; die glänzenden Resultate der Naturwissenschaften, welche den tiefen Untergrund unseres Daseins, die chemischen und physikalischen Verhältnisse erleuchteten, blendeten durch die Fülle ihres Lichtes die schwachen Geister. Das was durch eine ungeheure Vergangenheit heranentwickelt, auf früheren Entwicklungsstufen sich aufbaut, erschien dem Menschen einfach als die Resultirende aller dieser ursprünglichen, scheinbar rein mechanischen Bewegungen. Wenn das Christenthum in seiner hohen Idealität das große Verdienst beanspruchen darf, die ehedem gefürchtete und von freundlichen oder feindlichen Geistern erfüllte Natur entgöttert, damit also künftiger ruhiger Naturbetrachtung die Bahn eröffnet zu haben, so darf dem Materialismus auch die Berechtigung zugestanden werden, daß er einer wissenschaftlichen Betrachtung des Menschengeistes vorgearbeitet hat, indem er als Gegengewicht gegen den einseitigen Idealismus den Menschen selbst entgötterte. Hätte er ihn nur nicht auch zugleich entgöttlicht! Seine Rolle ist jetzt zu Ende.

Schopenhauer's genialer Gedanke, seine reformatorische Idee

läßt sich in den zwei Worten zusammenfassen: der unbewußte Wille. Ich habe bereits in der „Welt als Entwicklung des Geistes" das Wesen des Unbewußten charakterisirt und es dahin definirt, daß es nichts weiter ist, als das Princip oder vielmehr die Eigenschaft der Empfindung, welche mit der geringeren Klarheit einer früheren Stufe fortwirkt und dabei von dem eigentlichen Centralbewußtsein gar nicht oder wenig beachtet und bemerkt wird. Man kann sagen, daß Schopenhauer mit diesem Gedanken einen Irrthum beseitigt hat, der vielleicht so alt ist, als die Menschheit, daß nämlich Alles was wir thun, seinen Ursprung in dem hellen Bewußtsein unseres Vorstellens und Denkens habe. Indem er diesen Gedanken in seine äußersten Consequenzen verfolgte, verschwanden vor seinem klaren Geiste die Spukgestalten der transscendentalen Dialektik, das reine Sein löste sich in das auf, was es war, das reine Nichts. Die Welt ist nicht nur Vorstellung, sie ist vor allem und hauptsächlich Wille. In uns selbst, in dem Thier, in der Pflanze, im Stein, überall erkennen wir Drang, Willensäußerungen, Bestreben, von denen wir und die Wesen alle nichts wissen, sich nichts vorzustellen vermögen. Der Wille ist das eigentlichste, innerste Wesen der Dinge, die Pflanze will sich nach dem Lichte wenden, der Stein will fallen, die Stoffe wollen sich verbinden, die verschiedenen Geschlechter wollen sich nähern. Nach unserer Auffassung sind alle diese Willensäußerungen secundäre Erscheinungen, wir sehen in denselben die Wirkungen jener verschiedenen Grade der Bewußtheit oder der Empfindung, welche allen Wesen eigen ist. Auf das Wort kommt es übrigens wenig an, wir sehen, daß wir in der Sache mit Schopenhauer fast völlig übereinstimmen. Wenn nun also unser Vorstellungsleben weit entfernt ist, unser eigenes Selbst in sich zu vereinigen und uns darüber befriedigenden Aufschluß zu geben, wie vermag dasselbe sich zu vermessen mit seinen Abstractionen die Welt erklären zu wollen? Da der Wille das Wesen aller Dinge ist, so sind wir mit unserem eigenen Willen — dem bewußten wie dem unbewußten — viel mehr im Stande, die Seele der Schöpfung

nachzuempfinden und uns die zahlreichen Wunder, die uns umgeben, verständlich zu machen.

Wenn nun also mit dem Worte unbewußt die Kartenhäuser der speculativen Philosophie niedergestürzt und ihren süffisanten Vertretern bewiesen wurde, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von welchen die Herrn in ihrer hohen Weisheit sich nichts träumen ließen; so war das Wort Wille ein direkter Protest, eine vollständige Leugnung des Princips, mit welchem der Materialismus Alles zu erklären vermeinte. Den Transscendentalen rief Schopenhauer zu: „Wir sind nicht nur sublimirte Idee, sondern auch Stoff, der seinen eigenen Willen und seine eigenen Gesetze hat", den Materialisten sagte er: „Wir sind keineswegs bloß Kraft und Stoff, wie ihr in euerer Kurzsichtigkeit vermeint, sondern auch Wille; ja dieser Wille ist unser eigenstes Wesen, wie er überhaupt das Wesen aller Dinge ist." Wir sehen auch hier, wie jeder wahre Fortschritt in dem philosophischen Denken in einer Ausgleichung der Einseitigkeiten jener ewigen Gegensätze von Idealismus und Realismus besteht, Gegensätze, welche das Denken und Werden auf allen Stufen begleiten, und begleiten müssen, weil wie wir heute erkennen, der Stoff die beiden Eigenschaften des Bewegens und Empfindens besitzt. Fichte sagte: die Welt ist Idee, die Welt bin ich! Die Materialisten behaupteten: dieses Ich ist das Resultat blinder Kräfte, die Welt ist nur ein System von Kraft und Stoff. Schopenhauer antwortete beiden: die Welt ist Wille. Dieser Begriff enthält wenn auch von Schopenhauer selbst nicht anerkannt, die Bewußtheit und die Bedingtheit, ist also eine höhere Einheit, welche die beiden Gegensätze verbindet. Denn den unbedingten, sogenannten freien Willen des früheren theologischen Systems, welcher bis auf den heutigen Tag als die Grundlage des menschlichen Handelns angesehen wird, hatte unser Denker schon früh als einen nichtigen, widerspruchsvollen Begriff erkannt und verglich denselben in seiner drastischen Weise mit Münchhausen, der sich und sein Pferd am eigenen Zopfe aus dem Schlamme herauszieht. Wenn nun heute Schopenhauer, der

sich selbst als einen vollkommenen Idealisten und treuen Fortsetzer der Kantschen Lehre bekennt, von den Gegnern verketzert, von seinen Anhängern mißverstanden wird, so geschieht es nur deshalb, weil die herrschende Weltanschauung noch durchaus in dem materialistischen Irrthum befangen ist; ja man hält allgemein den Darwinismus selbst für eine Form des Materialismus, während jeder tiefer Denkende erkennen wird, daß mit ihm eine Rückströmung gegen die fünfhundertjährige Herrschaft des materialistischen Gedankens beginnt und daß er — seinem innersten Wesen nach idealistisch — die Pforte zu einer neuen, vollkommeneren Weltanschauung eröffnet. Denn worin liegt der Schwerpunkt des Darwinismus anders als in dem Satze: Es gibt keine wirklichen scharf abgegrenzten Arten in der Natur, es ist nichts Unwandelbares und von Ewigkeit Bestimmtes in der organischen Welt zu finden, es ist überall eine fortgesetzte Entwicklung, welche die höheren Formen an die niederen anknüpft, so daß man wohl sagen kann: Der Geist hat sich von dem ersten unscheinbaren Anfang des elementarsten organischen Stoffs in einer unermeßlichen Folge von Generationen die mannigfaltigsten Formen geschaffen, in welchen er stets vollkommener und siegreicher hervortritt. War es aber der Geist, der sich den Baustoff zu seiner Erscheinung und stets reicheren Entfaltung aus dem vorhandenen scheinbar todten Stoffe auswählte und denselben nach *seinen* Gesetzen ordnete, so ist diese Entwicklung als eine *bewußte* und demnach auch als eine *gewollte* anzuerkennen; es rang sich der schlafende Gott in vielhunderttausendjährigem Kampfe aus der scheinbar bewußtlosen Masse zu dem heutigen hellen Menschheitsbewußtsein empor. Hier liegt uns also ein *Folgeleben* vor, auf welches die „blinden Kräfte" die „unwandelbaren Naturgesetze" des Materialismus keinen Anspruch erheben können, hier ist ein *fortgesetztes Wollen*, ein Streben nach einem unbewußten Ziele stets höherer Vollkommenheit, ein strenges Sichten, Auswählen und Ordnen des Baustoffs nach einem bestimmten regulirenden Princip, der Eigenschaft der *Empfindung*. Alle die Milliarden Daseinsformen, welche in dieser Reihe entstanden

und wieder vergangen sind, sie sind gewollte Schöpfungen des Geistes.

Darf da, so fragen wir mit Recht, unser Denken an dem Zeitpunkte stehen bleiben, wo das erste hüpfende Pünktchen animalischer Empfindung in die Erscheinung trat? Freilich war dieser Moment ein welthistorischer, wie kein zweiter auf unserer Erde. Aber vermochte der Stoff denn dieser neuen Erscheinung eine Fähigkeit zu geben, welche nicht vorher schon in ihm latent war? Ist es denkbar, daß die Empfindung, jene Eigenschaft, die sich durch nichts auf der Welt als durch sich selbst erklären und verstehen läßt, auf einmal wie durch einen deus ex machina in diesen bestimmten Stoff hineingezaubert worden wäre? Gewiß nicht. Und da die Natur keine Sprünge macht, so bleibt unserem vernünftigen Denken nichts übrig, als auch die vorausgehenden Bildungen des unorganischen Stoffs als eine Entwicklung aufzufassen, bei welcher ebenfalls jenes ursprünglich allen Atomen eigenthümliche Attribut der Empfindung als das wirksame, regulative Princip thätig gedacht werden muß. Mit anderen Worten es sind Empfindung und Wille, welche von dem allerersten Werden der Natur, da zuerst die Atome aus der gleichförmigen, beharrenden Indifferenz heraustraten und sich verdichteten, durch die ganze Unendlichkeit der Zeiten als Schöpfungsgeist thätig gewesen sind. Dieses ist der geniale Gedanke Schopenhauer's, eine divinatorische Erkenntniß, die um so höhere Bewunderung verdient, als sie vor Darwin und den unsterblichen Arbeiten der beiden Begründer der Entwicklungslehre hervortrat. Mit dieser Auffassung wird die Natur um uns her wieder lebendig, wir fühlen in dem Reigen der Gestirne und im Wehen des Sturmwinds, in dem Thautropfen am Halme wie in den wundervollen Organismen der Thiere und Pflanzen Schöpfungen und Offenbarungen des Weltgeistes, desselben Geistes, der in unserer Seele die höchste uns bekannte Entfaltung gewonnen hat. Und wir dürfen mit Faust ausrufen:

Du gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst Du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen!

Vor dieser Anschauung verschwindet die mechanische Naturtrachtung in ihr Nichts, oder vielmehr, sie wird zu dem, was ihr ame besagt: die Atombewegung ist das Werkzeug, mit welchem r Geist sich seine Behausungen, seine Wunderwerke aufbaut, in elchen und durch welche er selber in die Wirklichkeit tritt.

Ich begreife recht wohl, daß der Leser hier, wo seinem Denken ne so gewaltige Umkehrung seiner gewohnten Ideen zugemuthet ird, mächtige Bedenken in seinem Geiste wird zu bekämpfen haben, ährend bei der materialistischen Ansicht, deren höchstes Resultat in n zwei Worten „l'homme machine" ausgesprochen, Alles so plan nd glatt und leichtverständlich sich darstellte. Der schwierigste Punkt, n er wird zu überwinden haben, ist die scheinbare Unbegreiflichkeit s wollenden Müssens oder des gemußten Wollens. Dieser egenstand verdient darum die ernsteste Erwägung.

Fassen wir die Natur nur als Bewegung auf, so geht uns nser Ich, wie überhaupt jedes andere Ich verloren; wir erblicken ur einen allgemeinen Zustand, ein ungeheures System von Bewegungskräften, welche sich gegenseitig bedingen, begrenzen, richten, quilibriren u. s. w. Wir sehen dann auch das Empfinden der einelnen Daseinsformen nur als das Resultat der mannigfaltig combinirten Bewegungen der Atome an. Die christliche Mystik dagegen, er höchste Ausdruck der idealistischen Weltanschauung, erkannte in er Welt nur ein einziges großes Ich, welches zu dem Einzelich der Individuen in mächtiger Wechselwirkung steht, so daß die letzteren von einer unbezwinglichen Sehnsucht ergriffen sind, die Körperschranken zu durchbrechen und sich mit ihrem Ich in dem ewigen Urgrund

aller Dinge zu verlieren. In beiden Weltansichten gehen, wie leicht einzusehen ist, die heilsamen und für unser Erkennen durchaus nothwendigen Schranken verloren, im ersteren Falle die Schranken der Zeit, in dem letzteren die des Raums. Das Weltall wird unter dem Gesichtspunkte der Unendlichkeit aufgefaßt; daß aber mit diesem Begriffe unser Denken nichts anzufangen vermag, habe ich schon bewiesen und werde noch öfters darauf zurückkommen. Es ist eben ein Unbegriff, weil es sich nicht begrenzen d. h. begreifen läßt.

In der Unendlichkeit des Raums und der aufeinanderwirkenden Bewegungen treten scharfe Begrenzungen ein durch die Eigenschaft der Empfindung, welche das Wesentliche der Individuen ausmacht. Der lebende Körper nimmt nur das in sich auf, was seinem Fortexistiren nützlich ist, warum? weil er empfindet; der todte gestattet den Bewegungen von Außen freies Spiel und vollkommenen Zutritt zum Werke der Zerstörung; warum, weil er nicht empfindet. In der Unendlichkeit der Zeit dagegen ist die Empfindung an die körperlich-räumlichen Schranken gebunden, sie kann nur in den Körpern und durch die Bewegung Wirklichkeit gewinnen und diese körperliche Beschränkung, dieser Gegensatz zu der Außenwelt ist die Quelle des Bewußtseins und das Wesen der Individualität. In diesen Schranken von Raum und Zeit, in diesem sich gegenseitig Begrenzen der beiden Eigenschaften der Empfindung und Bewegung liegt also das Wesen aller Dinge und unser eigenes Wesen; wäre nur Eine Eigenschaft vorhanden, so bliebe die Welt ewig das All Eine. Das Wesentliche aber der beiden Eigenschaften läßt sich kürzlich dahin definiren: die Bewegung ist die blinde Kraft, die Empfindung ist das ordnende Auge.

Denken wir uns nun einen Augenblick das ganze Weltall mit seinen unendlich mannigfaltigen Daseinsformen nur als Kraft, nur als Bewegung aufgefaßt, denken wir uns einen Geist so groß, so gewaltig, daß ihm jedes einzelne Atom mit seiner actuellen Richtung, Spannung, Bewegung u. s. w. vollkommen klar und gegen-

wärtig wäre und daß er das ganze System der auf einander wirkenden Atome mit Einem Blicke überschaute — wäre dieser Geist im Stande aus dem gegenwärtigen unendlich kleinen Zeitraum den nächstfolgenden zu bestimmen? Darauf müssen wir entschieden Nein antworten, denn es ist eine unvollständige Auffassung der Dinge, welche die wichtige Eigenschaft derselben, die Empfindung, übersieht, die allgewaltig auf die Bewegung einwirkt. Doch darüber später ausführlicher. Für unseren gegenwärtigen Zweck gilt es nur zu bedenken, daß bei jeder Erscheinung, der einfachsten sowohl, wie der höchstcomplicirten jederzeit ein uncalculabler Rest übrig bleibt, welcher den Antheil der Empfindung an der Erscheinung darstellt. Und warum sollte denn die Empfindung unberechenbar sein, das ist doch nicht einzusehen! Sie ist ja bedingt durch die Bewegung, sie äußert sich ja durch die Bewegung. Gewiß, aber sie kann doch nur aufgefaßt, begriffen und gemessen werden durch Empfindung. Da sie aber eine innere Eigenschaft der Dinge ist, welche sich nur durch Bewegung äußern kann, so wird uns ewig der einheitliche Maßstab fehlen, stets sind wir auf die Symbolik der Bewegung hingewiesen. Und darum kann keine Erscheinung der Welt jemals auf das Gesetz des zureichenden Grundes d. h. des Grundes, der genau die folgende Erscheinung nöthig macht, zurückgeführt werden, denn wir vermögen nur, wie bei der Maschine, die folgende Bewegung direkt aus der unmittelbar vorhergehenden zu erklären, die Wirksamkeit der Empfindung, welche wie bei dem ersten Werden, so in jedem Zeitmoment thätig ist, entzieht sich unserem Rechnen und wird nur in ihren Schlußresultaten verständlich. Wenn daher von einem Willen die Rede ist, so haben wir darunter jenen Grad der Geistigkeit zu verstehen, der allen Wesen, auch dem unorganischen Stoffe innewohnt und welcher sich aus drei Factoren zusammensetzt: 1) der Anordnung und Zusammenlagerung der Atome und der daraus resultirenden harmonischen Bewegung derselben (kinetischer Factor); 2) der Wirkung äußerer Verhältnisse; 3) der Zeitgröße der vorausgehenden Entwicklung und der Stabilität des dadurch gewonnenen geistigen

Inhalts. Wir haben es also auch bei den chemischen Stoffen mit Individuen, mit Monaden zu thun, welche das Resultat einer vorhergehenden Entwicklung sind, welche eine Geschichte haben und deren geistiger Inhalt sich durch ihre Bewegung kundthut. Offenbar kann nun diese Bewegung durch die äußeren Verhältnisse gefördert oder gehemmt werden, dies erklärt die Attractionen und Repulsionen der einzelnen Stoffe und ihr gegenseitiges Verhalten. Der Wille erklärt sich also durch die Bedingtheit des Wesens von seiner eigenen Natur, welche wieder ein Resultat des vergangenen Daseins ist, er ist aber auch nur insofern Wille, als er einen bestimmten Grad von Bewußtsein hat. Wenn wir nun heute die chemischen Stoffe mit einer mechanischen Nothwendigkeit sich bei gegenseitigem Zusammentreffen verhalten sehen, so muß uns stets die Betrachtung auf den richtigen Weg leiten, daß auch Thiere und Menschen heute sich scheinbar ganz mechanisch verhalten in ihrem Wachsen und Entwickeln und daß trotzdem die Entwicklungsstufen vor grauen Jahren durch das geistige Princip bewußt gewollt und erworben worden sind. Es fällt uns freilich sehr schwer, uns in solche fernliegende, für uns kaum verständliche Empfindungsformen und Vorstufen hineinzuversetzen und dennoch ist dieses die einzige Möglichkeit, uns heute das Weltwerden verständlich zu machen, da die religiöse Auffassung mit ihrem schaffenden Gott und die transscendentale Philosophie mit ihrer bebrillten Katheberweisheit uns keine Aufklärung zu verschaffen vermochten. Es muß uns gelingen Stein, Pflanze, unorganischer Stoff zu werden und als solche zu fühlen und zu wollen.

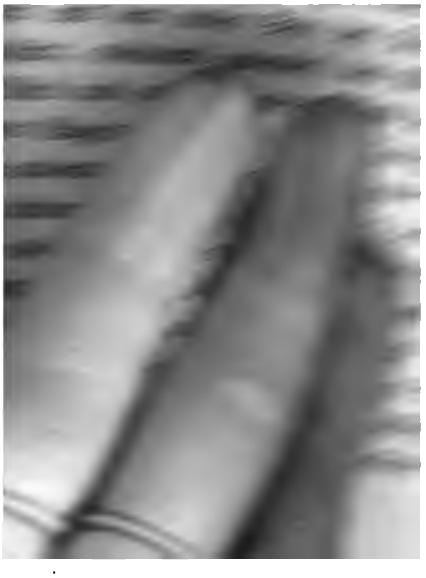
Das Müssen des Willens wird aus dem Vorhergehenden nun einige Verständlichkeit gewinnen. Dieses Müssen ist der Zwang und der Bann der Vergangenheit, welcher zugleich die Kraft und Befähigung wie das Wesen der Dinge ausmacht. Was geistig mehr oder minder bewußt ist, das will sich vollziehen; ein wirkliches Müssen ist nur da, wo äußerer Zwang den Willen vernichtet. Wollen ist ein der wahren Natur des Wesens entsprechendes oder auch die eigene Natur erhöhendes bewußtes Streben. Nur das

ividuell Begrenzte vermag zu wollen, nur der Wille d. h. die genschaft der Empfindung schafft Wesen d. h. entzieht sie der es ausgleichenden Bedingtheit von Außen. Nur auf die Gefahr, lche in dem Ausdrucke unbewußter Wille liegt und welche so cht schwere Mißverständnisse veranlassen kann — wie sie denn rklich eine höchst nebelhafte, auf den dummen Haufen berechnete heinphilosophie hervorgebracht hat — muß ich den Leser noch smerksam machen. Schon in der W. a. E. d. G. habe ich darauf ngewiesen, wie statt des Wortes unbewußt eigentlich richtiger wußt stehen könnte: denn das Wesen des Willens ist jederzeit e Bewußtheit. Es sind aber die dunklen und stets dunkleren tufen der Bewußtheit, welche dadurch allein verdunkelt werden, ß die Wesen und namentlich der Mensch stets höhere Klarheit s Centralbewußtseins erwerben, welche gemeint sind. Was in uns rtwirkt, das ist nicht allein das uralte Zellenleben, das Leben der lasträa und der ganzen Ahnenreihe des Menschen — nein es sind ne noch viel älteren Formen des unorganischen Stoffs, welche den eist des Moneres erschufen oder vielmehr aus welchen der Geist es Moneres wollend sich seinen Körper erschuf. Dieser ganze in onenlangem Schaffen gezeitigte Untergrund unseres Wesens ist es, elcher heute noch fortwirkt und uns die feste Zuversicht der Identität nserer Vorstellungen mit dem realen Sein der Dinge verleiht; ns zugleich ermöglicht, rückwärts gewendet, den Weg zu finden ur Erklärung der Welt und unseres eigenen Wesens durch die sich gtäglich vor unseren Augen vollziehende Entwicklung.

In dem Worte unbewußt haben wir also stets eine Doppelseite ns gegenwärtig zu halten, nämlich 1) jenen Antheil des Geistigen r tieferen Stufen unseres Seins, welcher in unserem Central- illen noch fortgesetzt sich geltend macht, wenn er auch nicht in e Helle unseres wortgebundenen Denkens gelangt; dann ist wirklich unbewußter Wille, sofern unter Bewußtsein eben nur e letztere Fähigkeit verstanden wird. 2) Das Widerstreben dieses nkeln Willens gegen eine neue, höhere Eigenschaft unserer natür-

Inhalts. Wir haben es alſo auch bei den chemiſchen Stoffen
Individuen, mit Monaden zu thun, welche das Reſultat einer vorh
gehenden Entwicklung ſind, welche eine Geſchichte haben und de
geiſtiger Inhalt ſich durch ihre Bewegung kundthut. Offenbar ka
nun dieſe Bewegung durch die äußeren Verhältniſſe gefördert o
gehemmt werden, dies erklärt die Attractionen und Repulſionen
einzelnen Stoffe und ihr gegenſeitiges Verhalten. Der Wille er
ſich alſo durch die Bedingtheit des Weſens von ſeiner eigenen N
welche wieder ein Reſultat des vergangenen Daſeins iſt, er iſt
auch nur inſofern Wille, als er einen beſtimmten Grad von Be
ſein hat. Wenn wir nun heute die chemiſchen Stoffe mit
mechaniſchen Nothwendigkeit ſich bei gegenſeitigem Zuſammen
verhalten ſehen, ſo muß uns ſtets die Betrachtung auf den ri
Weg leiten, daß auch Thiere und Menſchen heute ſich ſc
ganz mechaniſch verhalten in ihrem Wachſen und Entwickeln u
trotzdem die Entwicklungsſtufen vor grauen Jahren durch das
Princip bewußt gewollt und erworben worden ſind. Es fo
freilich ſehr ſchwer, uns in ſolche fernliegende, für uns ka
ſtändliche Empfindungsformen und Vorſtufen hineinzuverſe
dennoch iſt dieſes die einzige Möglichkeit, uns heute das W
verſtändlich zu machen, da die religiöſe Auffaſſung mit ihrem
den Gott und die transſcendentale Philoſophie mit ihrer
Katheder weisheit uns keine Aufklärung zu verſchaffen v
Es muß uns gelingen Stein, Pflanze, unorganiſcher Sto
und als ſolche zu fühlen und zu wollen.

Das Müſſen des Willens wird
einige Verſtändlichkeit gewinnen.
der Bann der Vergangenheit,
fähigung wie das Weſen der
oder minder bewußt iſt, d
Müſſen iſt nur da, w
Wollen iſt ein der wa
auch die eigene Natu



lichen Entwicklung, welche mit demſelben zu ringen hat, um ſ
ſelbſt zu verwirklichen. Dann wird das Unbewußte bewußt,
durch den höheren Willen vernichtet zu werden.

Das Eine aber darf niemals vergeſſen werden: der Wi
iſt ſtets eine Thätigkeit der Eigenſchaft der Dinge, welche wir
ihre innere, als die geiſtige oder das Empfinden erkennen. Sie
erworben und conſtant geworden durch die Zeit. Das Aufhö
oder Nachlaſſen der Energie des höheren Willens läßt unmittel
den tieferen Willen thätig werden; dies muß uns tagtäglich
werden durch die traurigen Beiſpiele, von denen wir ſagen, daß
Menſch zum Vieh herabgeſunken iſt.

Natur und Geiſt ſind Eins, dieſer in dem tiefſinni
Denker Spinoza zuerſt zur Reife gelangte Gedanke, er bildet a
die Seele der Schopenhauer'ſchen Weltanſchauung. In lichter Kl
heit ſprach Goethe daſſelbe aus in den Worten: „Kein Geiſt ol
Stoff, kein Stoff ohne Geiſt.“ Daß eine ſolche Wahrheit übe
Anſtoß erwecken und den heftigſten Widerſpruch hervorrufen wür
ließ ſich erwarten.

Zuerſt bei den Gläubigen. Sie riefen:

Natur und Geiſt! — So ſpricht man nicht zu Chriſten,
Deshalb verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind!
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel;
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr misgeſtaltet Zwitterkind!

und ſo weiter in endloſen Variationen.

Dann auch bei den Vertretern der mechaniſchen Naturauffaſſu
Sie ſahen in dem Wirken und Walten des Geiſtes in allen Daſei
formen, in jener incommenſurablen Eigenſchaft der Dinge, welche
nur durch die Bewegung zu äußern vermag, ohne deshalb mit di
identiſch zu ſein — einen myſtiſchen Hintergrund!

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, ſei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das meint ihr gelte nicht!

„Wir ruhen nicht bis wir jede noch ſo verwickelte Daſeinsform in einen einfachen mechaniſchen Proceß aufgelöſt haben!" Ja! wenn ihr ein Gebäude entſtehen ſeht, habt ihr es denn erklärt, wenn ihr ausrechnet, wie viel Kohlen-, Stickſtoff ꝛc. jeder daran mitwirkende Arbeiter täglich zu ſich nimmt und ihn dann ſorgfältig am Abend abwägt, um zu ſehen wie viel lebendige Kraft er zum Setzen der Steine, Einfügen der Balken u. ſ. w. verbraucht hat. Iſt nicht auch ein Geiſt dabei thätig, der Herr Architekt, welcher den Plan gemacht hat und ihn ausführen läßt? Oder glaubt ihr, dieſen Factor auch damit zu erledigen, wenn ihr berechnet wie viel Kohlen-Waſſerſtoff-Atome etwa ſeine Gehirnfaſern abſorbirt haben, während er an dieſem Plane arbeitete? Eine ſaubere Rechnung! Iſt der Mann nicht vielmehr Entwicklung d. h. das Atom einer ungeheuren zeitlichen Reihe, welche da anfängt, wo der Menſch zuerſt einen unförmlichen Erdhaufen aufſchichtete und ſie ſeine Wohnung nannte? Haben nicht alle Völker — Aſſyrer, Perſer, Griechen, Römer, Deutſche, Italiener — mit ihrem Reingeiſtigen zu vieltauſendjähriger Entwicklung mitgewirkt, daß dieſer Mann jetzt einen ſolchen Gedanken zu faſſen vermochte? Und ihr wollt dafür eine rein mechaniſche Erklärung geben. O geht doch! Zum Glück kamen Häckel und Darwin, die großen Idealiſten, welche euch belehren können, was der Geiſt vermag und was Entwicklung iſt. Ihr leugnet den Geiſt, es ſteht euch wohl an, und ſo dürfen wir denn auch ſagen: Eure Welterklärung iſt herzlich geiſtlos.

Die Entgegnungen der Transſcendentalen beſchränkten ſich auf — Schweigen und Schimpfen. Es erübrigt noch, daß wir die Einſeitigkeiten der Schopenhauer'ſchen Weltauffaſſung, ſowie die troſtloſen Schlußfolgerungen, welche dieſer mächtige Geiſt an eine klar und tief

geschaute Wahrheit anknüpfte, näher beleuchten, und zusehen, ob nicht einestheils sich hier unserem Denken Abgründe eröffnen, über welche kein Steg führt, vor denen wir also, als den natürlichen Grenzen unseres Seins, ehrfurchtsvoll uns ferne halten müssen, sowie ob wir nicht zugleich die trostreiche Zuversicht gewinnen können, daß in dieser jetzt tagenden Weltanschauung dem Menschen ein neues, zum Thun und Vorwärtsdringen gewaltig anspornendes Culturferment gegeben ist, das erst nach Jahrhunderten durch die wunderbaren Früchte, die es gezeitigt hat, die Welt in Staunen versetzen wird.

Schopenhauer sagt, wie Kant: Das wahre Wesen der Dinge werden wir niemals ergründen; wir sehen die Dinge nur als Erscheinungen durch die Formen von Zeit, Raum und Causalität. Die monistische Lehre sagt: Ei, wir sind doch selber auch Dinge und zwar, wie uns scheint, mit recht vielen Eigenschaften begabte Dinge, so daß wir uns selber als Centra setzen können — daher anthropocentrisch — von welchen aus wir Schritt um Schritt stets weiter zu einer Peripherie voranzudringen streben, wo diese Eigenschaften immer weniger, d. h. einfacher werden, sodaß wir genau jeden concentrischen Kreis zu bezeichnen im Stande sein werden, in welchem uns die eine oder andere Eigenschaft erwachsen ist. Auf dieser Wanderung ist uns schon vieles von den Dingen recht klar geworden, wovon die früheren Geschlechter keine Ahnung hatten. Das Ding wird zum Ding nur durch seine Eigenschaften, ist das Ding an sich eigenschaftslos, dann — fahre es wohl! Es wäre besser niemals erschienen. Wir Heutigen sind aber durch die wunderbaren Resultate der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaften, dahin gelangt, dem Urding zwei Eigenschaften zuzuschreiben, welche die Mütter aller übrigen sind, nämlich Bewegung und Empfindung. Beide können wir recht wohl verstehen, da wir selber uns bewegen und empfinden. Das sind die beiden Eigenschaften, welche allen Erscheinungen zu Grunde liegen; die Erscheinung verliert aber ihren Schein und wird zur Wirklichkeit mit dem Augenblicke, wo wir dieselbe auf ihre Urform zurückgeleitet haben, — nämlich 1) die ein-

fache Atombewegung, also mechanische Erklärung; 2) die Empfindung durch die Empfindung mitgefühlt haben und 3) die wunderbaren und zweifellosen Wechselwirkungen von Empfindung und Bewegung einigermaßen werden aufgehellt haben. Das sind nun aber jene Denkformen von welchen Kant und Schopenhauer behaupten, daß sie uns das Wesen der Dinge verschließen, von denen wir aber behaupten, daß sie uns dasselbe erschließen; denn sie sind die einzigen und ursprünglichen Eigenschaften der Dinge. Zeit, Raum und Causalität verwandeln sich uns demnach in die Erscheinungsformen jener ursprünglichsten und wesentlichen Eigenschaften: Empfinden, Bewegen und ihrer Wechselwirkung, d. h. Entwicklung. Und wir wissen heute, daß wenn wir nach der Ursache einer Erscheinung fragen dies dasselbe ist, als wenn wir nach ihrer Descendenz forschen.

Aber, wird Schopenhauer einwenden, das sind denn doch Alles beschränkte Auffassungen. Wir müssen uns doch bemühen, und unser innerster Drang ist darauf gerichtet, die Dinge, wie Spinoza sagt, sub specie aeterni, vom Standpunkte der Unendlichkeit aus zu betrachten. Darauf antworten wir: Was das Wesen der Dinge ausmacht, das ist ihr Wille, d. h. bewußtes Streben. Ein solches gäbe es aber nicht, wenn sie nicht beschränkt wären, d. h. sich nicht im Gegensatze zu anderen empfänden. Und so gäbe es überhaupt keine Erkenntniß von den Dingen, denn auch das Wesen unserer Erkenntniß ist die Begrenzung. Je höher die Erkenntniß, um so weiter schiebt sie die Schranken hinaus, um so mehr fragt sie nach der Urvergangenheit und nach den Zielen des Willens in fernster Zukunft, um so weiter sucht unser Auge die Weltkörper in den entlegensten Räumen zu erforschen. Niemals aber werden wir Anfang und Ende, weder in Zeit noch in Raum erforschen, einfach darum, weil es weder einen Anfang noch ein Ende gibt — und doch ist unser Erkennen und Wollen seinem Wesen nach durch diese beiden Herkulessäulen bedingt. Hier gilt es den Blick abzuwenden von dem Unerreichbaren; mit dem Augenblicke, wo wir diesen Abgrund über-

schreiten wollten, würden wir unseren Fuß ins Leere setzen. Die Erfahrung allein ist die Leuchte unseres Erkennens, sie ist auch der feste Boden, der uns niemals versagt. Unsere Erfahrung geht so weit, als das erste Werden des unorganischen Stoffs auf unserer Erde; dieser Stoff wirkt mit seiner ganzen Vergangenheit, seinem Urwillen noch heute in uns fort. Das ist der große Fortschritt, den Schopenhauer veranlaßt hat, daß dieser Stoff uns heute nicht nur als Bewegung gegensätzlich verständlich wird, sondern daß sein Geistiges — wenn auch noch so dunkel — von uns empfunden wird. Jenseits dieses Anfangs der Erfahrung liegt aber für uns ein uferloses Meer, eine Ewigkeit von Nichtwerden, die uns heute nur so verständlich erscheint, daß wir Atome mit ewiger gleichförmiger Bewegung und unaufgeschlossener Empfindung uns vorstellen. Was aber die Ziele des Willens nach der fernsten Zukunft betrifft — die wahren Finalursachen, wie ich an einer andern Stelle beweisen werde —, so sagt unsere Erfahrung, daß bis jetzt nur ein ewiges Voranschreiten, eine stets größere Entfaltung der inneren Eigenschaft, der Empfindung, stattgefunden hat, und daß die Menschheit, das Organ dieser Entfaltung, gerade in den letzten Jahrhunhunderten, sowohl des Zieles sich deutlicher bewußt worden, als auch kaum geahnte Fortschritte auf dieser Bahn der Vervollkommnung gemacht hat.

Kant sagt: „Es gibt zwei Dinge, welche das Gefühl des Erhabenen in uns erwecken, der Sternenhimmel über uns und das Sittengesetz in unserer Brust.“ Das sind die Ahnungen des Unendlichen. Der Sternenhimmel gibt uns ein Bild von der Unendlichkeit des Raums, und das Sittengesetz, das Einzige, woran Kant wie Sokrates niemals zweifelten, wenn sie auch die Nichtigkeit alles Uebrigen erkannten, es ist der Wille, das Gefühl der Entwicklung nach einer von keiner Zukunft begrenzten Vervollkommnung, also der Unendlichkeit der Zeit. Was sie bringen wird, diese Zeit? Ob sie das Ende der menschlichen Dinge in ihrem Schooße birgt? Kein Wissen, keine Erfahrung vermag hier zu ent-

ſcheiden. Wunder aus Wunder iſt in dem unermeßlichen Werdegang des Geiſtes hervorgegangen; da die erſten Nebel dämmerten, der erſte Wille das Reich des gleichartigen Stoffes durchbrach bis auf den heutigen Tag, welch ein Ringen des Geiſtes, welch neue ſtets überraſchendere Formen! Darum gilt es auch hier, von eitlem Grübeln, von müßigem Verſenken in endloſe, myſtiſche Tiefe hinwegzukehren den Blick auf die lebendige Arbeit des Tags, mitzuwirken an dem großen, herrlichen Werke der Entwicklung der Menſchheit. Dazu aber bedarf es des frohen, muthigen Glaubens.

Und dieſer Glaube wird keinem verſagen, der es redlich meint mit ſich und den Menſchen. Darum noch ein Wort über den Schopenhauer'ſchen Peſſimismus; denn von jenem anderen darf ich füglich ſchweigen, der nur eine Fratze iſt oder eine intereſſante Grimace, die ſich zu dem tiefen Denkerantlitz etwa verhält, wie der Wachtmeiſter zum Wallenſtein*): „Der Wille, ſagt Schopenhauer, iſt ein durchaus grundloſes, ein nie befriedigtes Streben. Was erreicht die Pflanze, als daß ein Samenkorn, welches ſie zur Reife brachte, daſſelbe zweckloſe Treiben noch einmal beginnen kann? Zugleich ſtreiten ſich die Naturkräfte gierig um den Beſitz der Materie. Jeder einzelne Willensact hat einen Zweck, das geſammte Wollen, welches die Welt iſt, hat keinen. Weil der Wille das Weſen der Welt iſt, iſt das Menſchenleben nichts als Leiden, denn aller Wunſch iſt Schmerz, weil Mangel die Grundbedingung des Wollens iſt. Nach dem Genuß oder der Befriedigung ſind wir ſo weit als wir vorher waren, wir ſind von einem Wunſch, d. h. von einem Leid befreit

*) Der barſte Unſinn ſpricht bereits aus buchhändleriſchen Reclamen, wie die folgende:

„Es ergeben ſich hierbei insbeſondere ganz neue und überraſchende Reſultate über den Einfluß des Peſſimismus auf das praktiſche Leben, auf die Sittlichkeit und auf die ſocialen und politiſchen Fragen der Gegenwart, ſodaß die peſſimiſtiſche Idee ſich als eine moderne Culturidee erſten Ranges (im Original geſperrt.) erweiſt." Frage: „Wie weit iſt es noch von da bis zum Tollhaus?"

Somit ist das Begehren und Leiden das eigentliche Positive; wir fühlen den Schmerz aber nicht die Schmerzlosigkeit; der Gesundheit, Jugend und Freiheit werden wir erst inne, wenn wir oder Andere sie verloren haben, vorher waren sie nichts. Folgt es aber aus dem Wesen des Willens, daß das Leben Leiden ist, und zwar ein um so größeres, je größer die Erkenntniß und mit ihr das Bedürfniß ist, so ist jedes vermeintliche Ziel des Willens nur ein Wahn. Denn mit dem Ziele, das wir erreicht zu haben wähnen, hörte ja der Wille und mit dem Willen das Leben auf. Es gibt nur einen angeborenen Irrthum, und es ist der, daß wir da sind um glücklich zu sein. Man kann daher unser Leben nur auffassen als eine störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Die Welt ist nur ein Spiegel des Willens und alle Endlichkeit, alle Leiden und Qualen, welche sie enthält, gehören zu dem Ausdruck dessen, was er will, sind so, weil er so will. Mit dem strengsten Recht trägt sonach jedes Wesen das Dasein überhaupt; sodann das Dasein seiner Art und seiner Individualität, ganz wie sie ist, und unter Umgebungen wie sie sind, in einer Welt so wie sie ist, vom Zufall und vom Irrthum beherrscht, zeitlich, vergänglich, stets leidend; und in Allem was ihm widerfährt, geschieht ihm immer Recht. Wie mißlich es ist, als ein Theil der Natur zu existiren, erfährt Jeder an seinem eigenen Leben und Sterben. Nur die totale Verneinung des Willens zum Leben, in dessen Bejahung die Natur die Quelle ihres Daseins hat, kann zur wirklichen Erlösung der Welt führen. Was die Geschichte erzählt, ist nur der lange, schwere, verworrene Traum der Menschheit."

Ueber Glück oder Unglück kann eigentlich nur das subjective Empfinden jedes einzelnen Wesens entscheiden, und wenn wir nun Umfrage hielten bei Allen, die es angeht, so kämen wir wohl zu dem Resultate, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen in dieser verwirrenden, tantalischen Kreisbewegung jeder sein Eckchen oder Plätzchen möglichst behaglich einzurichten sucht, von denen an, für die „jeder Tag ein Fest, so lange sie nicht über Kopfweh klagen und

so lang der Wirth nur weiter borgt", bis auf Lafontaine's alten Holzfäller, der den Tod als Erlöser seiner Leiden anrief und als er willig erschien, ihn ersuchte, ihm doch zu helfen seine Last wieder auf die Schultern zu laden. Die süße Gewohnheit des Daseins ist das Ziel des gewaltigsten Triebes in allen Wesen. Und etwas, was so durchaus natürlich ist, daß wir es als die natürlichste Eigenschaft der Dinge, sofern sie individuelle Gestaltung gewonnen haben, anerkennen müssen, sollte eine große Verirrung der Natur, ein durch Selbstvernichtung wieder gut zu machender Irrthum sein! „Begrabt die Zeit, so lautet Schopenhauer's Rath, in dem ewigen Alleins des nur mit Bewegung erfüllten Raumes, in der seligen Ruhe der Nirwana, des Nichtseins!" Eben so gut hätte er sagen können: „Hemmt die Bewegung, bringet alle Atome zum Stillstand, versenkt das Universum in ewige Nacht und Grabesruhe!"

Wir haben es als die hohe, geniale That Schopenhauer's anerkannt, daß er ein wichtiges, ja das wichtigste Princip der Weltschöpfung in seiner ganzen Bedeutung erfaßt und hervorgehoben hat. Er hat die von der Schule entseelte Natur wieder belebt, er sah in jedem Geschehen ein Thun, in jedem Werden ein Wollen. Wir wissen heute, durch Darwin und Häckel belehrt, daß das Ziel alles Wollens ein Aufringen zur helleren Bewußtheit ist, daß im Kampfe der unendlich mannigfaltigen Formen, welche der Geist geschaffen hat, stets die vollkommneren siegen, ihre Kraft erhöhen und daß jeder Sieg über die niedern Stufen zugleich die Mittel zu neuen Siegen und neuen Vervollkommnungen in sich schließt. Die mechanische Naturauffassung ist zusammengebrochen, als Ziel alles Werdens und Wollens ist uns die Entwicklung des Geistes glänzend und strahlend aufgegangen. Hier müssen wir auch die Aufklärung und Erleuchtung suchen über das Maß des Glücks, welches jedem Wesen beschieden ist und auf welches es seiner Natur nach gerechten Anspruch erheben darf.

Der Mensch ist keine individuelle Existenz, sondern eine sociale. Faßt er sich als ein Individuum auf und mißt er darnach die Summe

von Glück und Unglück, welche ihm auf seinem Lebenswege beschieden, so muß allerdings letzteres bedeutend überwiegen. Dann ist aber auch seine ganze Anlage mit all' ihren herrlichen Kräften eine dysteleologische. Er ist nur das Glied einer Geisterreihe, deren Denken und Thun, Leben und Streben durch ihn hindurchgeht, um zu künftiger, höherer Vollkommenheit zu reifen. Dieser Gedanke vermag den brennendsten Schmerz zu lindern. Es gibt auf dieser Erde, soweit die Sonne das tausendfältige Leid und die unendlichen Daseinsqualen beleuchtet, keinen Schmerz, der dem Verluste eines geliebten Wesens gleichkommt. Das tapferste Herz erzittert bei diesem Gedanken und je reiner und edler das Gefühl, um so mehr hat es das Recht, alle Tröstungen zurückzuweisen und mit Constanze zu sagen:

Um mich und meines großen Grames Leid
Laßt Könige sich neigen; denn so groß
Ist er, daß nur die weite, feste Erde
Ihn stützen kann!

Und dennoch hat auch für dieses Leid die Natur das süße Gegengewicht der Erinnerung in die Menschenherzen gelegt, welche allmählich von dem was vergängliche und flüchtige Erscheinung war an dem Geliebten sich abwendet, um nur das Ewige und Unvergängliche als Keime und Antriebe edlen Thuns in sich zu bewahren. So tröstete Tacitus in seinem herrlichen Denkmal des Agricola dessen überlebende Frau und Tochter: „Nicht mit weibischen Klagen und verzagender Sehnsucht dürfen wir den Dahingeschiedenen ehren, sondern mit der Betrachtung seiner Tugenden und Nachahmung derselben. So sollen auch die Frauen das Andenken des Gatten und Vaters heilig halten, daß sie all' seine Thaten und Worte tief in ihre Seelen einprägen und die Gestalt seines Geistes, nicht seines Körpers mit ihrer Erinnerung umfassen; denn wie die Gestalten der Menschen, so sind auch ihre Bilder flüchtig und vergänglich, das Bild des Geistes ist ewig — forma mentis aeterna — und nicht durch fremden Stoff und Kunst, sondern durch dein eigenes Leben und Thun vermagst du es zu erneuern!" Das ist der Ge-

danke der Ewigkeit, wie er in der Menschenseele lebt und nicht als niederschmetterndes Gewicht zur theilnahmlosen Betrachtung des Weltgewühls, als eines bunten Narrentreibens, sondern zu tröstlicher und fördernder Antheilnahme an den Geschicken und hohen Aufgaben der Menschheit führt. Und, wenn auch unbewußt, lebte dieser Gedanke in all' den Edlen und Hohen, die in der stillen Arbeit der Gelehrtenstube wie in dem entsagungsvollen Durchforschen ferner Welten, in dem begeisterten Schaffen entzückender Geisteswerke, wie in dem opferfreudigen Verkünden neuer Wahrheiten, für welche ihnen der Giftbecher oder der Scheiterhaufen lohnte, das hohe Werk der Menschheit weiterführten und ihr die Wege des neuen Lebens eröffneten, der undankbaren — aber Dank verlangten sie nicht, denn es lebte in ihnen nur das tiefe Mitgefühl mit der Verblendeten und das Wort, das die erhabenste Seele in brennenden Todesqualen vom Kreuze herab betete: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun!" es war die Weltseele, die es aussprach, der Geist der Jahrtausende, der in diesem Augenblicke das individuelle Leben zum Leben der Menschheit erhöhte. Schopenhauer forderte vom Schicksal die Beglückung des Einzelmenschen, da er diese als unmöglich erkannte, verwünschte er den ganzen Weltenbau und erhob sich in eine eisige Nebelregion, wo ihm das Nichtwollen wünschenswerther erschien als das Wollen. Hätte er die Menschheit wirklich geliebt, so wäre sein trostloser Pessimismus vor einer höheren Betrachtung geschwunden.

Und so wollen wir nicht fragen: War es ein grundloser Act des Willens, der zuerst die Atome zu individueller Existenz vereinigte? — diese Frage ist eine müßige, wir werden sie nie beantworten können, sondern uns des sicheren Bodens erfreuen, den uns die Erfahrung gibt, welche uns sagt, daß bisher mit wachsender Erleuchtung und Erkenntniß das Leben der Menschheit im Großen und Ganzen ein besseres, glücklicheres, menschenwürdigeres geworden ist, daß das höchste Glück welches wir auf dieser Erde erlangen können die Sympathie der Seelen ist und daß dieses Glück um so reiner, vollkommener, beseligender ist, je größere Kreise es umfaßt,

je mehr wir es vermögen, unſer armes Ich aufzugeben und unſeren individuellen Willen in Einklang und Harmonie zu ſetzen mit dem univerſalen Willen.

Und dieſer Wille, ſein Ziel und ſeine Wege liegen klar vor Aller Augen, er ſtrebt nach Entwicklung des Geiſtes und Vervollkommnung der Menſchheit.

II.

Zur Feſtſtellung der Grundformen unſeres Denkens.

Die Begriffe Zeit, Raum, Kraft, Stoff und die Principien des zureichenden Grundes, der Identität und der Analogie.

Ich halte dafür, daß die Sprachen, wie die Geſellſchaften ſich fortwährend modificiren, es iſt das ein Organismus, der immer neuen Stoff empfängt, während anderer ihn verläßt: ſie an irgend einem Punkte ihres Lebens zum Stehen bringen wollen, das heißt den Geiſt ſelbſt zum Stillſtande verdammen.

Proudhon.

Les opinions des hommes sont reçues à la suite des créances anciennes, par autorité et crédit, comme si c'était religion et loix: on receoit comme un jargon ce qui en est communément tenu; on receoit cette vérité avecques tout son bastiment et attelage d'arguments et de preuves, comme un corps ferme et solide qu'on n'esbranle plus, qu'on ne juge plus; au contraire, chascun, à qui mieux mieux, va plastrant et confortant cette créance receue, de tout ce que peut sa raison qui est un outil soupple, contournable et accommodable à toute figure: ainsi se remplit le monde, et se confit en fadese et en mensonge. Il est bien aysé sur des fondements avoués, de bastir ce qu'on veut; car selon la loy et ordonnance de ce commencement, le reste des pièces du bastiment se conduict aysément, sans se démentir. Quiconque est cru de ses presuppositions, il est nostre maistre et nostre dieu; il prendra le plan de ses fondements si ample et si aysé que par iceulx il nous pourra monter, s'il veult, jusques aux nues.

Montaigne.

Wenn wir recht tief und angestrengt über den Unterschied der Dinge nach ihren Eigenschaften nachsinnen, so kann es nicht fehlen, daß sich uns schließlich zwei große Gegensätze darbieten, unter welche sich alle Unterscheidungen übersichtlich zusammenstellen lassen und welche wir demnach also auch als die Fundamentalprincipien anzusehen haben, aus denen alle jene Unterscheidungen genetisch herzuleiten sind oder mit anderen Worten descendiren.

1) Eine Eigenschaft, an welcher die Zeit wirkungslos vorübergeht, welche immer und immer dieselbe bleibt, einerlei ob Jahrtausende oder Millionen von Jahren ihrer Dauer an- oder abgerechnet werden, ja welche unser Denken durch sein innerstes logisches Wesen gezwungen wird als ewig und unveränderlich anzuerkennen. Diese Eigenschaft müssen wir in ihren ursprünglichsten Erscheinungsformen der körperlich-räumlichen Substanz der Atome, sowie deren Bewegungsgröße, d. h. mechanischen Bewegung zuschreiben.

2) Eine Eigenschaft deren Wesentliches die Veränderlichkeit ist, welche sich also durch die Dauer modificirt. Hier verlangt unser Denken zunächst eine Erhöhung und Verstärkung dieser Eigenschaft durch die Dauer: denn ihre Modification muß ja zeitlich einmal eingetreten sein und zwar in einfachster Form. Da nun aber die Erfahrung uns in den Myriaden von Daseinsformen eine stets gesteigerte, stets erhöhte Kraft erkennen läßt, deren höchste Erscheinung ohne allen Zweifel der Menschen- oder vielmehr Menschheits-Geist ist, so ist der Schluß erlaubt, daß diese Eigenschaft die Empfindung, das innere oder geistige Princip der Atome ist. Wir

dürfen also diese Eigenschaft als das Veränderliche in dem Atom ansehen und daher mit Recht sagen:

Zeitlich betrachtet ist die Empfindung das Veränderliche.
Räumlich betrachtet ist dieselbe das Dauernde.

Aus dieser Betrachtung folgt, daß wir diese Eigenschaft als die Urmutter aller der mannigfaltigen Schöpfungsformen von den einfachsten an bis zu den höchst complicirten und vollkommenen ansehen müssen.

Dieser Gedanke bildet das Fundament und den Ausgangspunkt der monistischen Weltanschauung. In voller Klarheit tritt er uns in den Erscheinungen der Thierwelt und des Menschenlebens entgegen; unser Streben muß sein, ihn hinab in die tieferen Stufen der unorganischen Welt zu verfolgen, wo die innere Helle animalischen Empfindungslebens in stets dunklere und dunklere Formen der Bewußtheit sich verlieren muß.

Da jedoch jene beiden Eigenschaften allen Atomen ursprünglich eigen sind, so ist es von großer Wichtigkeit, sich klar bewußt zu werden, in welche Verhältnisse dieselben zu einander treten können und auf welche der beiden wir die allgemeinsten oder Urabstractionen, auf welche unser Denken immer zurückgeht, weil es von denselben ausging, zurückzuführen haben, nämlich Zeit, Raum, Veränderung, Dauer.

Daß das Bewußtsein das Dauernde in dem Atom ist, wenn wir es mit der Bewegung desselben vergleichen, ist ebenso einleuchtend, wie, daß die Bewegung des Atoms das Dauernde ist, wenn wir diese mit den vorübergehenden und so sehr mannigfaltigen Empfindungszuständen, in die es zu gelangen vermag, vergleichen.

In beiden Eigenschaften ist also Dauer und Veränderung vorhanden.

Das Bewußtsein kann nur modificirt werden durch die Bewegungen der Nachbaratome, diese Bewegungen offenbaren sich dem Bewußtsein selber als zeitliche. Das Bewußtsein fühlt also zeitlich sich Veränderndes und wird dadurch erst erschlossen, d. h. be-

wußt. Nun ist also das erste Bewußtwerden recht eigentlich Zeitliches (freilich durch äußere Bewegung geweckt) und nur insofern die einwirkenden Bewegungen periodisch sind, wird dasselbe zu einem continuirlichen.

In regelmäßigen Rhythmen pochte die urälteste Bewegung an das erst erwachende Empfindungsleben.

Was ist also die ursprünglichste Natur, das unbedingte und unmittelbare Wesen unserer Empfindung, mit welchem sie sich die unermeßliche Welt mit ihren Sonnen- und Sternenheeren, mit ihrem Lichtglanz und ihren Zauberdüften, mit ihren Wonnen und Schmerzen erschloß? Zeit und Zahl, Vorüber und Halt, Wechsel und Dauer.

Der Wechsel selbst aber kann nur durch und an der Dauer empfunden werden; die Empfindung setzt also diese als das Ursprünglichste, als die letzte und oberste Abstraction und nannte sie nachmals — in der höchsten Klarheit des Menschenbewußtseins — Geist. „Ich dauere" und „es wechselt": in diese Menschenworte müssen wir den allererſten Anfang der Empfindung uns übersetzen.

Viel später erst vermochte die Empfindung den zeitlichen Wechsel umzukehren in seinen Gegensatz: das Wechselnde aufzufassen als das Dauernde — die Atome, welche sich bewegen, als etwas ebenso Dauerndes, wie sie, die Empfindung selbst, gegenüber dem Wechsel des Empfundenen. Das Dauernde war für die Empfindung sie selbst, das Wechselnde Bewegung: die Umkehrung lautet: das Dauernde ist Bewegung, das Wechselnde Empfindung.

Hier beim ersten Beginn haben wir sogleich die großen Gegensätze wahrzunehmen, welche bei der ganzen Entwicklung uns niemals verlassen:

1) Das zeitlich Frühere wird der Empfindung erst später bewußt; die Bewegung ist das Frühere, welche zuerst die Empfindung aufschloß, sie geht der Empfindung erst später auf.

2) Für die Empfindung gibt es nur Empfindung. Sie kann durch die Bewegung modificirt werden, sie kann dann auch auf die

Bewegung wirken, aber nur durch dieſe auf die Empfindung (eigene oder fremde).

Raum iſt die Ausgleichung der Bewegungsgegenſätze, die höhere Einheit, unter welcher dieſe ſich vollziehen; Zeit iſt die Ausgleichung der Empfindungsgegenſätze, die höhere Einheit, unter welcher dieſe ſich vollziehen: es ſind daher beide nur Abſtractionen von den Dingen, welche wir als ihre Erſcheinungsformen nach den beiden Grundeigenſchaften derſelben auffaſſen müſſen.

Von den urſprünglichſten Eigenſchaften der Dinge iſt es unmöglich, eine Definition zu geben. Sie ſind allem, was da iſt, alſo auch uns immanent. Wir gelangen zu denſelben von allen Punkten unſeres Denkens, welches jede Erſcheinung, jede Wahrnehmung wieder auf dieſelben zurückzuführen genöthigt iſt. Die beiden Ureigenſchaften ſind aber Empfinden und Bewegen. Ihr Verhältniß zu einander zu ergründen iſt die Aufgabe aller Wiſſenſchaft.

Sie erläutern, ſie ſymboliſiren ſich gegenſeitig. Zeitgefühl iſt der Anfang alles Empfindens; durch daſſelbe wurde der Raum erſt erſchloſſen. Die Zeitgröße, das Zeitmaß wird uns erſt verſtändlich durch die Bewegung. Die Größe, auch der Zeit, wird uns verſtändlich durch die Linie, alſo etwas Räumliches.

Das Empfinden erſcheint uns als das Active, inſofern es auf die Bewegung einwirkt; es erſcheint wieder als das Paſſive, indem es die Bewegung wahrnimmt und durch dieſelbe erſt erweckt wird.

Warum reden wir von einer Wirkung der Zeit und nicht von einer Wirkung des Raums? Weil die Empfindung das Weſentliche der Dinge iſt, weil ſie das allein Veränderliche iſt, weil die Zeit ihre Erſcheinungsform iſt, d. h. die höhere Einheit, unter welcher wir ihre Gegenſätze auffaſſen, weil darum jede Veränderung nur durch und in dieſe Kategorie fallen kann. Die Veränderung der Bewegung wird nur durch die Empfindung veranlaßt: an und für ſich bleibt die Bewegungsgröße ſtets ſich ſelbſt gleich. Die

höhere Einheit, unter welcher wir die Gegensätze der Bewegung auffassen, ist der Raum: er kann darum nicht als ein Wirkendes betrachtet werden; wohl aber erscheint er uns darum viel mehr als ein Wirkliches.

Was haben wir denn unter Wirkung der Zeit zu verstehen? Die Veränderung des Zustandes zu Gunsten der Empfindung. Dies ist die Antwort, welche die monistische Weltanschauung gibt und auf welche sie gebaut ist. Verständlich wird sie erst werden, wenn diese Anschauung vollständig ausgebaut sein wird. Der Schöpfungsplan aber scheint uns augenfällig genug: er heißt Entwicklung, das Ziel ist stets hellere, dauerndere, allgemeinere Wirkung der Empfindung.

Für das gewöhnliche Verständniß ist aber die Wirkung der Zeit als die Fortdauer der Empfindung schon aus der Betrachtung menschlicher Bestrebungen leicht faßbar. Was unsere Sprache mit dem schönen Worte Erinnern bezeichnet, was ist es anders als ein Ausdehnen des Bewußtseins in das Vergangene, das Längstvergangene und ein damit ermöglichtes Vorwärtsblicken in die Zukunft?

Denken wir uns eine noch so schwache Empfindung: ihre Eigenthümlichkeit ist das Forttragen des Zustands in die folgende Zeit, dauert nun auch der Zustand, so muß die Empfindung sich verstärken (Wirkung der Zeit). Widerspricht der Zustand, so kann die Empfindung sich abschwächen, erlöschen (Wirkung der Zeit). Wird der Zustand günstiger, so muß die Empfindung sich erhöhen, vervollkommnen (Wirkung der Zeit).

Was wir in diesen drei Fällen als Wirkung der Zeit bezeichnet haben, reducirt sich, wenn wir den metaphorischen Ausdruck aufgeben, auf die Fortdauer der Empfindung, deren Gegensätze in der höheren Einheit der Zeit sich auflösen.

Da aber die Empfindung, wenn auch in ihrem ersten unmerklichen Beginne — bei der Bildung des unorganischen Stoffs — nicht nur passiv, sondern auch activ, d. h. als Wille wirken muß, so folgt daraus, daß die Tendenz aller Wesen auf Erhöhung des Bewußtseins gerichtet ist, daß dieselben in dem allgemeinen Streben durch die Mitbewerbung Anderer zum großen Theil zurückgehalten

werden und daß es nur Wirkung der Zeit ist, welche die bevorzugte Formen zu höchster Erreichung dieses Zweckes geführt hat.

Da das Entwicklungsgesetz für uns die Erklärung des Wel ganzen in sich schließt und jenes nur durch die Wirkung der Ze zu verstehen ist, so muß sich der Leser bemühen, den Sinn dies Ausdrucks bis zur vollständigen Klarheit in seinem Innern reif zu lassen und alle herkömmlichen anthropomorphischen Ideen dav abzustreifen. In menschlichen Verhältnissen gibt es unzählige Ding die nur in der Zeit und durch die Zeit möglich sind, das Ablös und Ersetzen einer Kraft durch eine andere*) bringt die erstau lichsten Wirkungen hervor. So entstehen die Wunder der Indust und des Geistes; schon der Hebel ersetzt durch den größeren Weg längerer Zeit, was für die gewöhnliche Kraft viel zu groß wäre.

Was ist denn überhaupt Wirken? Veränderung eines v handenen Zustands. Nun sehen wir in der ganzen Natur, daß d artige Veränderungen niemals gleichzeitig stattfinden, sondern d — von den einfachsten bis zu den complicirtesten Verhältnissen nur das Atom auf das Atom zu wirken vermag. Derartige W kungen finden ihre klare Beleuchtung, wenn wir beachten, wie in i geistigen Welt heute Veränderungen und Fortschritte sich vollzieh Von Einem Centralpunkte aus, in welchem der neue Gedanke e heller Funke erglüht, verbreitet sich derselbe zunächst zu kleineren u dann immer größeren Kreisen, bis er zuletzt sich der Gesammth mittheilt. Nicht anders können wir uns das Schaffen der Nat schon in ihren primitivsten Formen vorstellen. Die erste Verdichtun der Atome, sie wurde zu einem Schöpfungsherde, von welchem au sich die neue Ordnung weiter verbreitete und zwar so lange bi eine aus der Natur der Sache sich ergebende Begrenzung ein trat. In gleicher Weise entstanden nachmals die complicirteren un mannigfaltigen Harmonien, in welchen uns der unorganische Sto

*) Als einfachstes und augenfälligstes Beispiel kann man sich einen Mensche vorstellen, der eine Last zu heben hat und im Augenblicke, wo seine Kraft z Ende ist, durch einen anderen abgelöst wird.

in seinen verschiedenen Aggregatzuständen erscheint. Ganz ebenso gehen noch heute die chemischen und mechanischen Veränderungen der Erdoberfläche vor sich.

In allen diesen Veränderungen dürfen wir aber nicht absolute Bewußtlosigkeit, sondern müssen einen gewissen Grad der Bewußtheit annehmen, welcher sich durch die Dauer steigerte und zugleich als die Ursache der Veränderung der Bewegung anzunehmen ist.

Ich verstehe recht wohl, wie der Leser bei allen diesen Gedanken in Verwirrung gerathen und namentlich einwenden wird: Nach dieser Darstellung ist ja aber doch die Empfindung das wahrhaft Dauernde und du sagst uns, sie sei zeitlich betrachtet, das Wechselnde. Denn offenbar ist sie es allein, welche die Vergangenheit weiter trägt in die Zukunft, wie denn ja auch nur die Erinnerung das wahre Wesen des Menschen, der Menschheit ausmacht. Darauf müßte er sich antworten lassen:

Nur durch zeitlichen Wechsel kann die Empfindung erwachen, es ist ihr Wesen; anderenfalls bleibt sie ewig unaufgeschlossen. Sie hat aber auch die wesentliche Eigenschaft, daß sie selber durch die Zeit, d. h. durch die häufige Wiederholung derselben Wirkungen sich verändert. Durch diese beiden Factoren wird die Empfindung zu einer zeitlich dauernden. Die letztere Eigenschaft ist es, welche die ungeheure Vergangenheit festhält und weiterträgt, die erste Eigenschaft ist es, welche Wirkungen der unendlichsten Fernen ermöglicht. Was in der menschlichen Tradition nur dem menschlichen Erkennen durch seine Sinne und geistige Kraft, die in die fernsten Räume dringt, uns heute als höchst vollkommenes Resultat zu Tage liegt, das muß in den Atomen ursprünglich im Keime vorhanden sein, es leitet zurück auf jene beiden Eigenschaften der Empfindung. Uns erscheint freilich die zeitliche Dauer der Empfindung als das Wesentliche derselben, da es das Ziel ist, auf welche dieselbe gerichtet ist, wie sich jeder leicht überzeugen kann, wenn er denkt: Von den unzähligen Momenten meines Lebens, in welchen mein Empfinden jedesmal ein anderes war, kommen für mich nur die in Betracht, welche in der Erinnerung

mehr oder weniger festgehalten, auf mein eigentliches Ich einen dauernden, modificirenden Einfluß gehabt haben. Zahlreiche sich rasch folgende verschiedene Eindrücke löschen sich aus, nur oft wiederholte gleichartige haben einen dauernden Einfluß.

Und so müssen wir denn annehmen, daß zeitlich betrachtet, die Empfindung das ewig Wechselnde ist; daß es ihr Streben ist, diesem ewigen Wechsel möglichste Dauer zu verleihen; daß sie von Uranfang einen höchst einfachen Inhalt hatte, der durch eine unermeßliche Dauer ihrem Wesen eigen wurde und daß sich auf dieses ursprünglichste, dunkelste Empfinden immer mehr Inhalt — durch zeitlichen Wechsel und dauernde Wirkung — aufbaute, bis endlich ihr höchstes Werk der Menschengeist in seiner heutigen Bewußtheit aufleuchtete.

Dieses Ziel konnte die Empfindung aber nur dadurch erreichen, daß ihre eine Möglichkeit gegeben war, auf die Bewegung einzuwirken, und so wollen wir denn uns jenes erste Werden, wenn auch nur als ein hypothetisches einigermaßen klar zu machen suchen. Der Leser darf dabei niemals vergessen, daß eine unausgesetzte alternirende Wirkung der beiden Grundeigenschaften der Atome — Bewegung und Empfindung — für uns die einzige Erklärung alles Werdens sein kann.

Nehmen wir nun an, es sei irgendwo im Weltraum eine Gruppe von Atomen durch unbekannte Ursachen einander genähert, es wirke ein Strom unendlich schneller Bewegung, also die des Weltäthers, auf das einzelne Atom, so wird dasselbe im Stande sein, vermöge der durch jene Bewegung erregten Empfindung, langsamere Wirkungen anderer Atome zeitlich wahrzunehmen. Da die Empfindung in gleichem Maße auch den Nachbaratomen eigen ist, dieselbe aber, wie wir angenommen haben, das Einzige ist, was durch die Wirkung in der Zeit, d h. die Dauer sich modificirt, so müßten wir annehmen, daß durch einen gewissen Ueberschuß derselben eine geheimnißvolle Wirkung auf die Bewegung der Atome ausgeübt würde, wodurch dieselbe einander näher rückten und zwar so, daß ein Theil der Bewegung allmählich in Spannung überginge.

Hier ist der Phantasie freier Spielraum gelassen, sich die Dauer der Zeit so lang als möglich vorzustellen.

Es seien nun eine Anzahl von derartigen harmonischen Atomverbindungen in irgend einem Theile des Weltraums entstanden, so würde einmal die Zeit eintreten, wo ihre inneren Bewegungsformen ihnen wieder als das Einfache erschienen und nun die Bewegungswirkungen der einzelnen Complexe aufeinander erst zu leisem dann immer deutlicherem Bewußtsein gelangten.

So von Stufe zu Stufe voranschreitend ist es möglich, einen Werdeproceß sich vorzustellen, dessen Resultat in allmählicher Entwicklung schließlich zur Verdichtung der Atome führen müßte. Wir hätten hier also den Schopenhauer'schen Willen thätig zu denken, jedoch so daß demselben ein gewisser Bewußtseinsgrad vorausginge. Die ursprüngliche Bewegungsgröße des Atoms — die mechanische Kraft desselben — hat insofern eine Modification erlitten, als dieselbe zum Theil in Spannung eingetreten ist, zum Theil als Bewegung erhalten bleibt: die eigentliche Größe der Bewegung bleibt natürlich unverändert.

Der gesetzliche Zustand oder die Harmonie, in welchen sich nun die zusammengelagerten Atome befinden, erscheint zuerst als die Aggregatform des Gas- oder Luftartigen. Hier haben wir das erste Leben: dauerndes zeitliches Bewußtsein, erschlossen durch die ungeheuer schnelle Aetherbewegung, welche das Gas fortwährend durchschüttert, und die harmonische Spannung und Atombewegung als einheitliches Lebensbewußtsein erscheinen läßt.

Schon die einfache Gesetzlichkeit, welche bei allen Gasen herrscht, einerlei welchen chemischen Stoffen sie angehören, spricht dafür, daß diese Aggregatform die älteste ist d. h., daß sie sich zunächst aus dem vierten Aggregatzustande, dem Weltäther, entwickelt hat. Diese Ansicht stimmt auch großentheils mit der Kant'schen Nebulartheorie und dem erfahrungsgemäßen Werden der Weltkörper aus allmählich sich verdichtenden unendlich dünnen Gasarten.

Das allererste Werden fassen wir also schon als eine räum-

liche Beschränkung der frei im Weltraume sich bewegenden Atome auf. Die Anordnung dieser Atome zu einer Dunstkugel — einmal ihren durch Spannung bewirkten Zusammenhang angenommen — und die Drehung der ganzen Masse lassen sich beide als mechanische Wirkung der den Atomen innewohnenden Bewegung ansehen. Das geistige Leben dieses Urzustandes muß ein gewisses dunkelstes Bewußtsein von Zusammengehörigkeit, Abhängigkeit vom Zustande und Gegensätzlichkeit zu dem äußeren Weltäther, der seine Wirkung unablässig fortsetzte, gewesen sein. Der Weltkörper ist individualisirt, die Zeit beginnt zu wirken, er erlebt in der Folge unermeßlicher Zeiträume mannigfache Veränderungen, die wohl alle aus unmerklich kleinen fortgesetzt wirkenden Anfängen sich herleiten — er durchläuft mit einem Worte seine Entwicklung.

Jene Formen des Daseins sind heute die vollkommensten, welche sich in dieser ungeheueren Entwicklung am meisten individualisirt haben, d. h. welche 1) am meisten erlebt haben; (Mehr hat der Europäer erlebt, als der Indianer, mehr der Indianer als das Wirbelthier, mehr dieses als die Mollusken u. s. w.) 2) die meisten Wirkungen erfahren und räumlich beschränkt d. i. die am meisten Aeußeres verinnerlicht haben; (Das Gehirn des Menschen, die Tradition durch die Sprache, die Schrift u. s. w.) 3) die Eigenschaft der Empfindung zur höchsten und vollkommensten Entfaltung erhoben haben. (Das ist heute der Organismus Menschheit.) In diesen drei Punkten tritt die Gegensätzlichkeit zu der übrigen Welt mehr oder weniger deutlich hervor; ebenso die Wirkung der Zeit; jene Formen sind die vollkommensten, welche die Zeit am besten benutzt haben und sich dadurch — unter der Anleitung der Empfindung am meisten differenzirt d. h. organisirt haben.*)

Nach dieser Erörterung der beiden Abstractionen Zeit und

*) Diese Wahrheit wird erläutert durch die schöne Bemerkung Lessing's zu Leibniz' Ansicht von der Ewigkeit der Strafen: „Ich muß zuvörderst jene esoterische große Wahrheit selbst anzeigen in deren Rücksicht Leibniz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden zuträglich fand.

Raum, welche als Hauptfactoren der Entwicklung unserer Anschauung der Dinge zu Grunde liegen gehen wir zu der dritten und schwierigsten Abstraction, dem Begriffe der Kraft, über. Daß sich individualisirende Wesen überall in dem Weltenraume vorhanden sind, ist eine durch die Erfahrung und die Naturwissenschaften erwiesene, unleugbare Thatsache, wenn wir uns auch über den Grund derselben keinerlei Rechenschaft geben können. Ebenso gewiß ist es, daß zahllose von kleinen Weltkörpern in dem unendlichen Weltraume sich befinden, welche, wie wir uns ausdrücken, sobald sie in den Anziehungsbereich eines großen Weltkörpers gelangen, sich mit demselben vereinigen, in denselben hineinfallen. Dieses Princip der Gravitation herrscht in der ganzen Natur, sowohl in den niedersten Formen, wie in dem höchst durchgeistigten Leben. Sowie alle Bäche und Quellen herniedergehen in die Ebene und sich schließlich mit den großen Flüssen vereinigen, die alle wieder dem Meere zustreben, so haben auch alle Geschlechter, Stämme, Völker, Nationen das Bestreben sich zu dem Einen großen Menschheitsorganismus zu verbinden, in welchem alle Eigenthümlichkeiten der einzelnen Glieder wieder zur Geltung und Verwerthung kommen. Mehr Wahrscheinlichkeit der gesicherten Existenz hat die Familie als der Einzelne, mehr der Stamm als die Familie, mehr das Volk als der Stamm, mehr die Menschheit als die Völker. So ist es dann auch begreiflich, daß die individualisirten Weltkörper beschränktester Größe und Entwicklung dem Loose anheimfallen, in den großen aufzugehen, deren Existenz und Entwicklung an und für sich eine höhere, dauerndere und darum der Vervollkommnung fähigere ist, durch diesen beständigen Zuwachs fremder Weltkörper diese Eigenschaften aber auch fortwährend erhöht.

Und welche kann es anders sein, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts insuliret, nichts ohne Folgen, ohne ewige Folgen ist? Wenn daher nun keine Sünde ohne Folgen sein kann und diese Folgen die Strafen der Sünde sind, wie können diese Strafen anders als ewig dauern? Wie können diese Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Genug daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestraft.

Wenn wir nun fragen: Welcher Art ist die Kraft, welche d
kleinen Weltkörper in den Bereich und in die Masse des groß
hineintreibt, so müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, daß
Individualisirung des Körpers selbst aus dem Weltäther ein
rein geistiger Natur ist. Die Atomkräfte sind in eine gew
Spannung eingetreten; diese Spannung bewirkt eine selbständi
Bewegung des Ganzen inmitten des indifferent und gleichar
bewegten Weltäthers: mit anderen Worten der Theil der Ato
bewegung, welcher Spannung geworden ist, dient zur selbständi
Fortbewegung des Ganzen, welches selbst nur aus den einzeln
Atomen besteht. Das Atom ist aus seiner ursprünglichen Bewegun
freiheit heraus und in die Ordnung eines individualisirten Mik
kosmus eingetreten, dem es nun dient, innerhalb dessen sein Lel
durchaus bedingt ist: dieses Verhältniß muß wie im höchsten geistig
so auch in den elementarsten Uranfängen des sich erst Gestaltent
unbedingt angenommen werden. So lange nun dieser Mikrok
mus außerhalb des Anziehungskreises größerer Weltkörper sich
wegt, durchschwimmt er das Aethermeer mit seiner eigenen Bewegun
größe. Es fragt sich nun: Was gibt dieser Bewegung eine and
Richtung, was verstärkt dieselbe fortwährend, wenn der kleine W
körper in den Anziehungsbereich einer großen Masse — etwa
Erde oder unserer Sonne gelangt, so zwar daß derselbe schließl
mit unwiderstehlicher Gewalt zu dieser Masse herniedergezogen wi
Die moderne Physik antwortet: Es ist die Anziehungskraft o
Gravitation, welche in quadratischem Verhältnisse mit der
nehmenden Entfernung abnimmt und genau entspricht der Sum
der materiellen Einheiten oder Atome der beiden Körper. Diese
wegende Kraft müßte also auf Entfernung wirken. Mit Recht
merkt aber Dubois-Reymond: „Durch den leeren Raum auf E
fernung wirkende Kräfte sind an sich unbegreiflich, ja widersin
und erst seit Newton's Zeit durch Mißverstehen seiner Lehre u
gegen seine ausdrückliche Warnung, den Naturforschern eine geläuf
Vorstellung geworden. Denkt man sich mit Descartes und Leib

den ganzen Raum erfüllt und alle Bewegung durch Uebertragung in Berührungsnähe erzeugt, so ist zwar das Entstehen der Bewegung auf ein unserer sinnlichen Anschauung entlehntes Bild zurückgeführt, aber es stellen sich andere Schwierigkeiten ein."

Es ist daher bei den Physikern und Naturphilosophen ein lange andauernder Streit geführt worden über das Wesen der Anziehungskraft; unter anderen ist die Frage vielfach ventilirt worden, ob man sich dieselbe als eine ziehende oder stoßende vorzustellen habe. In dem ersteren Falle wäre sie eine mystische Kraft, etwa wie der horror vacui; in dem letzteren Falle müßten wir von Außen her wirkende Kräfte uns denken; wie etwa der Luftdruck das Quecksilber in die Barometerröhre treibt, so müßte der den Weltraum erfüllende Stoff unter gegebenen Verhältnissen eine solche Wirkung auf den kleineren Körper ausüben, daß er in fortgesetzt beschleunigter Geschwindigkeit auf den großen niederfällt. An die Stelle des Luftdrucks hätte also Aetherdruck zu treten. Nähmen wir die letztere Hypothese an, so wäre etwa zu denken, daß der durch das ganze Universum fluthende Aether, welcher sich selber im Gleichgewichte erhält, von der Oberfläche des großen Weltkörpers einen Rückstoß erlitte, welcher bewirkte, daß in seiner Nähe jenes Gleichgewicht aufgehoben würde und nun der kleinere Körper durch die Wellenbewegung des Aethers nach der Richtung hingedrängt würde, wo die Gegenwirkung des Aethers aufgehoben ist. Nur auf diese oder eine ähnliche Weise ließe sich die Attraction mechanisch d. h. als eine einfache Uebertragung von Bewegungen in Berührungsnähe erklären. Diese Erklärung hat ihre großen Schwierigkeiten und es wird schwer halten, alle Erscheinungen der gravitirenden Bewegung auf dieselbe zurückzuführen. Außerdem ist bei dieser Betrachtungsweise die verschiedene Dichte der Körper — vorausgesetzt, daß dieselben aus gleichartigen Atomen bestehen — unbegreiflich.*)

*) Schon Euler versuchte die Gravitation aus dem Stoße eines Aethers auf die Körper abzuleiten, „als welches vernünftiger und den Leuten, die helle

Die verschiedenen Aggregatzustände lassen uns bei den irdischen Körpern ein unwandelbares Grundgesetz erkennen; nämlich: „Je näher die Atome, desto stärker die Kraft, mit welcher sie zusammenhangen." Spannung und Hemmung der ureigenen Bewegung ist hier die einzige Möglichkeit der Erklärung. Die neuere Physik mit ihrem großen Grundgedanken von der Erhaltung der Kraft und der Umwandlung der Kräfte stellt nun als oberstes Axiom das Gesetz auf: Die Summe der lebendigen Kräfte und der Spannkräfte bleibt im Universum stets gleich oder constant d. h. es gibt in der Natur nur Eine, große unendliche Kraft und von dieser kann niemals ein Theilchen, noch so klein, vernichtet werden. Nihil fit ad nihilum.

Suchen wir nun dem Wesen des Begriffs Kraft näher zu kommen, so müssen wir uns zu vörderst eingestehen, daß derselbe nur eine Abstraction ist, wie Zeit und Raum. Daß es ein Bewegtes gibt, daran zweifeln wir keinen Augenblick, weil unser Denken stets zu diesem Urbegriff zurückkehrt und denselben als die einzige, wahre Aeußerung alles Vorhandenen, also aller wahren Substanz auffaßt. Wir können deßhalb sagen: Es existirt in Wirklichkeit nur bewegtes Sein oder meinetwegen Stoff. An diesen Bewegungen nehmen wir aber eine verschiedene Größe wahr und so abstrahiren wir denn aus diesen Manifestationen des Bewegten den Begriff Kraft.

Hier treten aber sofort gewisse innere Widersprüche auf, die unserem Denken unlöslich erscheinen und die wir demnach als Antinomieen bezeichnen müssen. Jedes bewegte Atom muß durch die vollzogene Bewegung in jedem Zeittheilchen eine bestimmte Wirkung ausüben: diese Wirkung kann aber, so unendlich klein sie sein mag, nicht verloren gehen, sie müßte sich im Verlauf unendlicher Zeiten bemerklich machen; es müßte also jedes Atom gleichzeitig ein seiner inneren Eigenschaft nach sich bewegendes und unter der Einwirkung der übrigen Atome bewegtes sein. Das Wesen dieser sich

---

und begreifliche Grundsätze lieben, angemessener wäre." Er erkennt, daß ohne diese Annahme man den Körpern eine „eigenthümliche Neigung und Begierde, sich zu nähern" zuschreiben müsse, wofür er von Schopenhauer belobt wird.

ausgleichenden oder äquilibrirenden Bewegungen ist uns vollständig unbegreiflich; wir sagen einfach: Die Wirkungen der ausstrahlenden Wärme der Sonne, der Erde u. s. w. verlieren sich ins Unendliche. Wir setzen also diese Wirkungen absolut = 0; unsere Rechnung bleibt deßhalb ewig unvollständig, weil wir weder die Null, noch das Unendliche einbeziehen können, die eben ihrer Natur nach unberechenbar sind.

Trotz dieser natürlichen Unvollständigkeit und dem Begriffe anhaftenden Antinomie ist eine klare und bestimmte Definition des Wortes Kraft unerläßlich und von der äußersten Wichtigkeit. Es versteht sich von selbst, daß wir uns nicht darüber den Kopf zerbrechen werden, was eine Kraft ist, als vielmehr, was wir mit diesem Worte bezeichnen wollen.

Die Krise, welche das philosophische Denken der Gegenwart erschüttert, hat alle hergebrachten Ideen in einer Weise in Gährung versetzt, daß keines der herkömmlichen Worte mehr in Uebereinstimmung steht mit einem allgemein anerkannten Begriffsinhalt. Es ist daher eine unabweisliche Pflicht, uns zuerst über die obersten Begriffe zu verständigen, damit es uns nicht ergehe, wie Geiger sagt, daß wir uns über die Natur und Eigenthümlichkeit von Dingen streiten, welche keine andere Existenz haben noch je gehabt haben, als in den Vorstellungen einer uralten Vorzeit oder wie man von den Franzosen gesagt hat, daß zwei Menschen mit dem Rufe: Vive la monarchie! und Vive la république! auf einander losstürzen und sich gegenseitig erwürgen möchten, die sich um den Hals fallen würden, wenn sie sich verständigen könnten. Und es schreibt mir mit Recht der treffliche Ernst Häckel: „Uebrigens wird es mir je länger, je klarer offenbar, daß bezüglich der wichtigsten principiellen Begriffe die üblichen Bezeichnungen meist nichts weniger als einfach und zutreffend, vielmehr meistens so vieldeutig und nach Inhalt und Umfang veränderlich sind, daß die herrschende Confusion als natürliche Folge erscheint. Gott und Welt, Geist und Seele, Kraft und Function, Mechanik und Teleologie u. s. w. — in wie verschiedener Bedeutung werden diese Begriffe von verschiedenen Autoren gebraucht!

Eigentlich haben sie für jeden selbständigen Denker ihren eigenen Inhalt und Werth."

Ehe wir die neueren Anschauungen, die sich von allen Seiten herandrängen und offenbar — trotz der Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweise — auf dasselbe Ziel gerichtet sind, prüfen, wird es gut sein, die Grundansicht der monistischen Weltanschauung nochmals klar und bestimmt voranzustellen, um dann zu sehen, ob vielleicht die vorgeschlagenen Weltformeln natürlicher und einfacher sind, in welchem Falle sie den Vorzug verdienen würden. Sie lautet: die Welt besteht aus einfachen Atomen, welche die beiden Eigenschaften der Bewegung und Empfindung besitzen. Eigenschaft ist aber etwas, was auf allen Stufen vorhanden sein muß und niemals eingebüßt werden kann.

Unser Erkennen geschieht nun offenbar nur durch die Eine Eigenschaft der Empfindung. Das prius ist also rein der Natur des Empfindens entnommen und aus demselben hervorgehend und wir müßten verzweifeln, von dem Wesen der Dinge etwas wahrnehmen zu können, wenn wir uns nicht zu Einem Schlusse aufgeschwungen hätten, nämlich: das was im Menschengeiste Bewußtsein, Erkenntniß heißt, ist auch allen anderen Wesen in geringerem, unvollkommnerem Grade eigen; wir sehen die Empfindung in den Thierformen stets abnehmen bis zum unorganisirten Bathybius und müssen dann auch diese Eigenschaft latent in dem unorganischen Stoffe annehmen. Indem wir so das Wachsen der Empfindung vor Augen sehen, wird uns klar, daß eine unlösliche Wechselbeziehung zwischen Empfinden und Bewegen besteht, daß mit anderen Worten von dem Atom an jedes Ding seinen Körper und seine Seele besitzt.

Was ist nun die Eigenthümlichkeit der Bewegung? Sie wirkt auf die Bewegung und zwar, soviel wir uns vorstellen können, nur durch unmittelbare Berührung. Hier waltet reine Mechanik. Was ist das Eigenthümliche der Empfindung? Leibniz sagt das Vorstellen, welches in jeder einfachsten Monade (Atom) schon vorhanden ist und die Wirkung des Universums wenn auch sehr unklar und verworren

reflektirt. Er spricht deshalb bei den niedersten Wesen von bewußtlosen Vorstellungen. Nach meiner Ansicht sind das unglücklich gewählte Worte. Wir können von einem dunkelsten Urbewußtsein reden; das Vorstellen ist aber offenbar ein hochgesteigertes Bewußtsein, indem dabei das Draußenliegende in uns mit einer größeren oder kleineren Zahl von Eigenschaften gegenwärtig erscheint (repraesentatio). Was aber Leibniz mit besonderem Nachdruck hervorhob und was wir als einen ungeheuren Fortschritt rühmen müssen, das ist die Beseelung des Atoms, dieses weiß, wenn auch noch so dunkel, um das, was draußen vorgeht. Auch der Wirkung dieses inneren Zustands auf die Bewegung des Atoms hat der große Denker gebührend Rechnung getragen. „Alle Monaden streben verworren nach dem Ganzen, nach dem Unendlichen. Soweit das Streben eingeschränkt, gehemmt ist, soweit ist die Vorstellung unklar, das ist ihre leidende Kraft, ihr unvollkommener Zustand: je kräftiger das Streben, je mehr es verwirklicht wird, desto mehr wird die Vorstellung klar, desto vollkommener thätig die Kraft." Das Atom, die monade toute nue, hat die verworrenste Vorstellung, den niedersten, durchaus individuellen d. h. auf sich beschränkten Zustand, es verhält sich allen höheren Monaden gegenüber durchaus leidend." Ein weiteres großes Verdienst Leibniz' ist das Hervorheben der lebendigen Kraft gegen Descartes, der die Materie nur von außen her bewegt sich denkt: bei Leibniz hat der Körper selbst physikalische Kraft, er ist seiner Natur nach dynamisch; die Ruhe selbst ist nur ein gradueller Unterschied von der Bewegung.

Soweit Leibniz. Diese Ideen, seine geniale Monadenlehre, welche auf die Zeitgenossen einen mächtigen Eindruck machten, wurden von der Folgezeit übersehen, sie geriethen in Vergessenheit, man glaubte sie einerseits durch die Fortschritte des Naturwissens, andererseits durch Kant und seine Nachfolger längst antiquirt. Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten die von dem großen Denker gepflanzten Keime weiter zu entwickeln, seine große divinatorische Anschauung vollkommen zu würdigen. Freilich stand der in seinem System aus-

geprägte Dualismus ihm sowohl bei den Naturforschern als bei der speculativen Philosophie im Wege.

Heute bekennen die größten Vertreter der mechanischen Weltauffassung die Unerklärlichkeit des Wesens der Kraft; sie dürften mit Leibniz sagen: „Alles ist Mechanismus (d. i. physikalische Bewegung) mit Ausnahme des Mechanismus selbst.“ So begrüßen denn die Anhänger der idealistischen Philosophie mit einer hohen Befriedigung die Eingeständnisse der die Grenzen ihres Erkennens wahrnehmenden materialistischen Richtung: „Niemand der etwas tiefer nachgedacht hat, sagt Dubois-Reymond, verkennt die transcendente Natur dieses Hindernisses. Nie werden wir wissen, was wie Paul Erman zu sagen pflegt, hier wo Materie ist, im Raume spukt.“ Die französischen Naturforscher und Philosophen, Megy, Paul Janet, Berthelot u. A., sie sind nahe daran dem Stoffe mehr oder minder die Existenz abzusprechen nach dem Vorgange Faraday's, dessen Grundansichten der berühmte Chemiker Dumas folgendermaßen formulirt: „Er glaubte nicht einmal an die Materie, so weit war er davon entfernt, ihr Alles zuzugestehen. Was man Stoff nennt, das war für ihn nur eine Vereinigung von Kräftemittelpunkten.“ Alles scheint demnach wieder „metaphysisch, transscendental“ u. s. w. sich zu gestalten und wie die anderen beliebten Ausdrücke alle lauten, welche den heilsamen Boden des Thatsächlichen verlassend in das mystische Reich des Uebersinnlichen hineinspielen und das eigene Bewußtsein als die einzige Thatsache anerkennen wollen.*) Es gibt nichts als eine große allgemeine, ihrer Größe nach sich stets gleichbleibende Naturkraft, deren Wesen unerforschlich ist, so lautet

*) Daß auch für Kant die Körper nichts weiter sind, als kräfterfüllte Räume, das ist eine natürliche Consequenz seiner transscendenten Aesthetik oder seines subjectiven Idealismus. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß mit Kant die Kritik des Erkennens ihr letztes Wort gesprochen hat und daß es unsere Aufgabe ist, auf dem durch die allgemeine Zerstörung geebneten Boden eine Neuschöpfung zu beginnen. Diese Neuschöpfung hebt an mit Schopenhauer, der das erkennende Subject zugleich als das wollende auffaßt, d. h. in unserem eigenen Willen erkennen wir das Wesen eines bestimmten Dings, nämlich

das Mysterium, welches mit dem Namen Leibniz'scher Dynamismus bezeichnet wird und welches unter Anderen auch in einer vor Kurzem erschienenen Schrift von Alexander Wießner: Das Atom Ausdruck gefunden hat. Der Grundgedanke dieses Werkes liegt in folgenden Worten: „Was ist der Sinn des Wortes Stoff? Antwort Kraft oder keiner. Was ist das vielgesuchte mit Unrecht Stoff genannte Substrat der Kraft: Antwort der Raum." Wenn wir unter Substrat das wirklich Seiende, dessen Eigenschaften als Manifestationen auftreten, verstehen, so liegt die Schwäche dieser Definition klar zu Tage. Schon Aristoteles erkannte den Raum als die Bewegungsmöglichkeit und Kant hat dessen ideale Natur klar nachgewiesen; er ist nur eine Abstraction der Bewegungsgegensätze. Diese erschließen sich uns aber nur als Empfindungsgegensätze und so könnte man, wenn denn doch ein scholastischer Begriff obenangesetzt werden sollte, mit viel mehr Recht sagen: Das Substrat aller Dinge ist die Zeit.

Mir will es scheinen, als ob in allem diesem eine ähnlich auf die Spitze getriebene Einseitigkeit läge, wie in dem Fichte'schen Ich, dem absoluten Königthum oder dem unfehlbaren Papst, welche alle sich anmaßten, die übrige Welt zu verschlingen und nichts neben sich aufkommen zu lassen, wie denn bei Wießner die Zeit als eine optische Täuschung, da es nur ein ewiges Jetzt gebe, der Geist aber nur als eine Spielart der Kraft dargestellt wird. Außerdem geht die gesuchte Einheitlichkeit hier recht eigentlich verloren; denn eine einzige Naturkraft vermag nicht die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu erklären; wir müßten also eine Mehrheit der Kräfte annehmen, die aufeinander wirken, sich gegenseitig compensiren u. s. w. und

---

unsrer selbst. Dieses setende Etwas, wir selbst, wird uns nun zum Ariadnefaden, mit welchem wir in der Welt der bloßen Erscheinungen uns zurechtfinden und sympathisch den geistigen Inhalt und damit auch die Wesenheit der übrigen Dinge uns erschließen. Nun ist nothwendig der Körper nicht bloß eine Erscheinung, also ein Quantum Kraft, das für uns nur als subjective Empfindung sich äußert, sondern ein Seiendes, ein Wirkliches wie wir selbst.

welche zugleich für uns eine Mehrheit von Myſterien wären, wobei alſo das simplex sigillum veri ganz verloren ginge.

Zunächſt will ich erörtern, worin denn das ſcheinbar Beſtechende und Speciöſe jenes Gedankens liegt, deſſen Ausſpruch von Seiten Faraday's, eines Phyſikers, der ſein Lebenlang von den Dingen nichts anderes erforſchte, als ihre verborgenen Kräfte, wenig Verwunderliches hat. Wenn der Grundgedanke der moniſtiſchen Philoſophie, daß die Dinge alle nur zwei Eigenſchaften haben — Empfinden und Bewegen — wahr iſt, ſo iſt der Begriff Kraft ſcheinbar eine höhere Einheit, wie ſich leicht aus folgender Betrachtung ergibt: Was empfinde ich? eine Bewegung; dieſe wirkt nur mit einer beſtimmten Kraft. Wie erſcheint mir dieſe Bewegung? Als Empfindung; das iſt ſelbſt nur eine beſtimmte Kraft. Es iſt alſo Kraft der Punkt wo die beiden Eigenſchaften zuſammentreffen, etwas was ſie mit einander gemein haben, wie ſich denn ja auch die Kraft der Empfindung als kräftigere Bewegung äußert und umgekehrt das kräftiger organiſirte, alſo bewegte Individuum lebhafterer Empfindung fähig iſt. Dieſe höhere Einheit iſt aber nur ſcheinbar: denn wir meſſen mit dem Wort Kraft nichts anderes als die Größe der Empfindung und der Bewegung und eins dieſer Wörter an die Stelle der wahren Eigenſchaften der Dinge ſetzen, hieße ebenſo unlogiſch verfahren, als wenn wir die Worte: „Zeit iſt Geld!" buchſtäblich nehmen wollten.

Dann muß ich darauf hinweiſen, welch ein ungemein wichtiger Begriff der Leibniz'ſchen Theorie bei dieſem, von ihm hergeleitete Dynamismus total vernachläſſigt wird: es iſt der Begriff der Individualität vielleicht der durchſichtigſte, klarſte und unzweifelhafteſte von all' unſeren Begriffen: denn Niemand zweifelt an ſeinem Ich und ſeinem Gegenſatz zu der übrigen Welt. Dieſer Begriff iſt, wie ich bereits bemerkte, der große Fortſchritt der Leibniz'ſchen Lehre gegenüber dem Spinoziſtiſchen Grundgedanken. Schon in dem Wort Monade liegt die Ausſchließung und es iſt das Leibniz'ſche Atom, obgleich beſeelt, das ausſchließlichſte und für ſich unfähigſte Weſen, um zu

höheren Eigenschaften und größerer Vollkommenheit zu gelangen. Einen viel berechtigteren Anspruch als das Wort Kraft hat Schopenhauer's Wille, um als eine höhere Einheit zu gelten. Nur darin liegt der Irrthum des großen Denkers, daß er diesen Willen das Aprioriſche, das Ding an ſich ſein läßt, welches ſich nachmals erſt entzweit — inſofern kann ich wiederholen, iſt es eben auch ein ſcholaſtiſcher Begriff, wie denn auch Wießner mit etwas zu viel Behagen hervorhebt — nein der Wille iſt der Punkt, in welchem die natürliche Zweiheit und Vielheit ſich erſt vereinigt; alſo die ganze Vergangenheit des Individuums, ſeine eigenſte Art in Bewegung und Empfindung, die Wirkung der geſammten Außenwelt, alles wirkt zuſammen und wird zum mehr oder weniger bewußten Willen, deſſen Aeußerung nun wieder eine geiſtig geleitete Bewegung iſt. Je klarer die Vorſtellung — nach Leibniz —, je energiſcher der Wille — nach Schopenhauer —, um ſo vollkommener das Individuum, die Monade.

Wir faſſen alſo das Wort Kraft als eine bloße Abſtraction, als eine Erſcheinungsform des bewegten und empfindenden Stoffs auf. Die Größe der Bewegung verwandelt ſich für uns zunächſt in eine beſtimmte Größe der Empfindung, ſei es, daß jene Bewegung in unſerem eigenen Innern vorgeht, ſei es, daß wir dieſelbe mit klarem Bewußtſein nach Außen ſetzen.

Schon die Geneſis des Begriffs Kraft und ſeine allmähliche Entwicklung in der fort und fort ſich wandelnden Sprache muß uns Aufklärung über ſeinen Inhalt geben. Denn was war die Kraft anders, als die phyſiſche Kraft des Menſchen, mit welcher er den Gegner bezwang, das wilde Thier bändigte, mit der Axt den Baum fällte? Es gab nun offenbar Weſen, die eine höhere Kraft beſaßen, als der Menſch, der Blitzſtrahl, der die Eiche zerſpellte, der Sturm, der die Hütte zertrümmerte, die Wogen, welche das Schiff verſchlangen: demnach ſind Zeus, Aeolus, Poſeidon mächtigere Weſen. Es ſind aber Weſen, Seiendes und keine Abſtractionen: in dieſer Auffaſſung iſt alſo alles Phyſis, wollende Phyſis und keine Metaphyſik.

Letztere wurzelt sich erst fest in dem Menschengeist mit dem Monotheismus. Da sind die Kräfte in der Natur deutlich wahrnehmbar, die Natur selbst ist aber entseelt: woher also die Bewegung? Offenbar nur von dem primus motor, von Gott. Es handelt sich hier also nur darum, wie oft der große Mechaniker die Uhr aufzieht, ob es genügte, daß er sie einmal verfertigte und regulirte oder ob er sie sogar von Zeit zu Zeit repariren muß. Selbst Descartes, der Schöpfer des modernen philosophischen Gedankens, sieht die die Körper bewegende Kraft außerhalb derselben, also in Gott und sogar Leibniz, so nahe sein Denken an die heutige Naturbetrachtung streifte, sieht in Gott den großen, vollkommenen Uhrmacher der die beiden unabhängigen Kunstwerke, Geist und Körper, so vortrefflich gleich bereitet hat, daß sie wie der Caselli'sche Telegraphen-Apparat genau mit einander gehen, der eine activisch schreibend oder dictirend, der andere passivisch schreibend. Hier ist also die Metaphysik überall vorwaltend und so lange der Begriff Kraft als selbständiges Wesen, als eine Substanz in unseren Lehrbüchern spukt, stehen auch wir noch unter dem Zauberbanne derselben: denn Kraft in diesem Sinne ist, wie ich schon mehrfach hervorgehoben und wie auch allerwärts anerkannt wird, ein metaphysischer Begriff. Wir erkennen es aber als die klar vorgezeichnete Aufgabe der heutigen Naturphilosophie, uns von allen diesen Begriffen zu befreien und in Allem nur Physik zu erkennen. Ueber der Natur gibt es für uns Nichts Natur ist Alles. Es gibt darum auch nur Eine Wissenschaft und diese heißt Naturwissenschaft. Und die ächte Naturwissenschaft sieht den Geist wieder in Allem, sie beseelt das Universum. Der Geist aber ist selbst Natur, er empfängt von der Natur, er erkennt die Natur, er wirkt schöpferisch weiter in der Natur.

Wenn wir also mit der Kraft nichts anzufangen vermögen, so wäre vielleicht doch das Wort und der Begriff Größe geeignet, als oberster Begriff zu gelten und zwar um so mehr, als dieses der Ausgangspunkt der Mathematik ist, welche ja als die oberste und allein in sich geschlossene und untrügliche Wissenschaft anerkannt

wird. Postulat der Mathematik ist allerdings die Größe; es fragt sich aber, wie ist sie zu diesem Begriffe gekommen? Nicht auf metaphysischem Wege, wie man allgemein annimmt, sondern sie hat ihn aus der Mechanik genommen. Das klingt paradox, ist aber doch wahr. Nicht die Mechanik hat die grade Linie aus der Mathematik entlehnt, sondern umgekehrt. Wir die Urenkel einer äonenlangen Entwicklung haben uns einst als Atome in grader Richtung bewegt und darum *gehen* wir und *denken* wir heute die grade Linie. Der Begriff der Größe erschließt sich uns nur durch die *Bewegung*; das Erschließen selbst ist freilich ein Umwandeln derselben in *Empfindung*: wir schreiben also beiden, wie ja natürlich, eine Größe zu. Das ist aber keine Eigenschaft des Seins, sondern eine Abstraction, der also Alles fehlt, um Substanz zu sein. Die Mechanik setzt freilich als obersten Begriff das Wort Kraft oder richtiger *Bewegungsgröße* und bekennt dadurch, daß sie gleichsam nur ein Zweig, nur eine Unterart der Mathematik ist und daß Alles was diese als richtig anerkannt hat, auch für sie bindende Kraft hat. Und Leibniz behauptet mit Recht: „Mathematisch Denken und vernünftig Denken ist eins und dasselbe." Demnach muß die Mathematik auch für das Geistesleben ihre Richtigkeit haben und unser tägliches Bewußtsein sagt uns deutlich, daß unsere Empfindungen eine gewisse Größe haben, die eine schwächer und kleiner, die andre mächtiger und andauernder ist. Aber — und dieses *aber* ist unverrückbar — das Geistige kann sich nur *durch die Bewegung* manifestiren und die vollkommenste Physiologie, Psychophysik, Messung der Dauer unserer Empfindungen, Erforschung der feinsten Structur und Verästelung der Nerven wird stets nur *das Bewegte* erschauen, messen und berechnen können und niemals eine Brücke in das Reich der Empfindung zu schlagen im Stande sein. Darum ist die Mathematik nur die Sprache für das materielle Substrat der Dinge, insofern dieselben Ausdehnung und Bewegung besitzen. Für das Empfinden selbst werden wir aber niemals einen anderen Schlüssel finden, als unser eigenes Empfinden, welches sich freilich auch höchst vollkommene

Sprachen geschaffen hat, unter welchen ich nur anführen will: die menschliche Sprache, die Kunst, namentlich die Tonkunst. Die höchste Sprache aber, in welcher die Natur des Geistes zu uns redet, ist der für uns noch so durchaus räthselhafte Thier- und Menschenorganismus, das Werk einer vielhunderttausendjährigen Arbeit dieses Geistes. Die Entwicklungslehre ist damit beschäftigt, die Buchstaben der Schrift zu entziffern.

Der Vollständigkeit halber müssen wir uns auch mit der Kritik des vielverschrieenen und angefeindeten Wortes Stoff oder Materie beschäftigen. Der Klang dieses Wortes ist allerdings derart, daß nicht nur den Spiritualisten, sondern auch den redlichen Idealisten dabei ein Gruseln befallen kann. Und doch gebraucht es der größte Dichter in einem Ausspruch tiefsinnigster Lebensweisheit, wie sie etwa der Inbegriff des höchsten Idealismus anerkennen würde:

Wir sind solcher Stoff
Wie der zu Träumen!

Der Klang des Wortes leitet uns auch bei diesem Begriffe deutlich und zweifellos auf seinen Ursprung im Menschengeist. Ὕλη und materia, was sind sie anders als das Bauholz, woraus das Schiff, das Haus gezimmert werden? Das Holz ist aber noch nicht das Schiff, das schafft erst der menschliche Geist zu einer bestimmten Form, welche die Werkleute ihm geben und zwar für den bestimmten Zweck für die Benutzung derer, denen das Schiff dient und die es nur selber nach der demselben inwohnenden Idee oder Entelechie zu verwerthen verstehen. Welche Menge von natürlichen, ungezwungenen Kategorieen boten sich hier nicht dem großen griechischen Denker bei der Betrachtung der irdischen Dinge und wie gering ist dabei der Antheil der bloßen ὕλη, des einfachen gestaltlosen Holzes oder Stoffes! Und nun gar in der christlichen Weltanschauung, da wird der Stoff, der Leib der sündhafte Geselle, der Begleiter des Geistes, der sich auf jede Weise von demselben zu emancipiren strebte durch Abtödtung, Kasteiung, Betrachtung der Vergänglichkeit der Dinge. Der übrige Stoff ist aber seelenlos, die Geister, die nach der he-

nischen Weltanschauung darin hausen, sind eitel Wahngebilde oder bestenfalls Dämonen — für das dumme Volk; der Geist d. h. der Glaube ist Herr über diese, wie auch über den Stoff, denn er vermag Berge zu versetzen und die Geister zu bannen. Die Scholastik beschäftigt sich freilich mit den verborgenen Qualitäten, sie sieht darin Gedanken Gottes; die menschliche Leidenschaft, die nieversiegende, sucht selbst auf Kosten ihres Seelenheils diese verborgenen Qualitäten zu der edeln Goldmacherkunst sich dienstbar zu machen; da wird der Welt eine neue Lehre verkündet: Diese unsere Erde ist nur ein Stückchen Stoff, das im unermeßlichen Weltraume kreist. Von nun an kommt der Stoff zu Ehren. Für Carteſius ist er freilich nur ein mechanisch, wenn auch nach einheitlichem Plane bewegtes Ganzes: Spinoza aber erhebt sich zu der gewaltigen Abstraction: Es gibt nur Eine Substanz und sie hat die beiden Attribute oder Eigenschaften der Ausdehnung und des Denkens. Noch höher geadelt wurde der Stoff, da Leibniz schon in seinen ersten ursprünglichsten Formen die Beseelung erkannte und jedes Individuum nach selbständigen innewohnenden Gesetzen sich seine körperliche Form bauen d. h. zweckthätig erschaffen ließ. Von da an war der Weg geebnet, der zur monistischen Philosophie führte. Das Wort Stoff wurde freilich mit fortgetragen und von den Idealisten und Spiritualisten einseitig angefeindet, von den Materialisten hartnäckig vertheidigt, indem sie behaupteten: es gibt nichts als Stoff und demselben innewohnende Kraft. Wir erleben heute die Versöhnung dieser einseitigen und darum unfreien Standpunkte, unser Auge ist hell, unsere Seele ruhig geworden. Wir sagen den Materialisten: Wir erkennen mit euch an, daß dieser euer Stoff, wenn euch das Wort denn so glücklich macht, ewig und unzerstörlich ist, daß die Summe der Bewegungen in dem Weltraum sich gleich bleiben muß: aber was ihr Kraft nennt und kurzsichtig beschränkt für ewig und nach blinden Gesetzen handelnd glaubt — „davon wollen wir, sagen wir zu den Spiritualisten gewandt, gar nichts hören. Im Gegentheile, schon in dem Atome erkennen wir den Geist, die Beseelung an. Wie mögt

ihr euch so an dem Worte Stoff ärgern, es hat ja für uns keine weitere Bedeutung als das Seiende, die Substanz. Stoff d. h. rein passiv ist es ja auf keiner einzigen Stufe und die Stufenleiter der Vollkommenheit, die werdet ihr doch mit uns anerkennen. Nun gut, es ist der Geist, die Eigenschaft der Empfindung, welche von Uranbeginn waltend alle die wunderbaren Formen geschaffen hat, welche uns in der Schöpfung umgeben und deren Krone die Menschheit ist. Also durch den wissenden, wollenden, zweckbewußten Geist ist Alles erschaffen und zwar vermittelst der Bewegung der Atome d. h. der sogenannten Kraft. Denkt euch irgend eine Substanz in Gasform verwandelt, von der Erde abgerissen in den Aetherraum gelangt, was geschieht mit ihr? Sie wird sich wieder in ihre ursprünglichen Atome auflösen — das ist die vielgepriesene Ewigkeit der Kräfte! Nein, mit euch sind alle unsere Sympathieen, es gibt allerdings ein ewig unveränderliches Bewegungsquantum, aber alle Richtung, alle Benutzung dieser Bewegungen zum Erschaffen von Formen, das ist das Wirken, die Thätigkeit des Geistes, der dem Unendlichen gegenüber zwar gegensätzlich individualisirt, aber doch ein Bewußtsein vom Unendlichen hat und demselben immer mehr zustrebt, immer höhere Ahnungen von demselben sich erschließt. Gebt den Dualismus auf und ihr werdet finden, daß all eure Gedanken, eure hochfliegenden Strebungen, eure idealen Anschauungen in dieser Lehre ihre Verwirklichung finden. Worin liegt der Adel, das Göttliche der Menschennatur? In dem Selbstbestimmen, dem Selbstschöpferischen. Das ist nur möglich, wenn der Mensch durch eigene Kraft seine Stelle in der Natur sich erobert hat, wenn er das Schlußglied einer großen Entwicklung, das Mittelglied einer noch höheren, heute kaum geahnten Fortentwicklung ist. Die Ziele winken, verschließt euch nicht störrisch, nicht um Eines Wortes willen!"

Wir stellen uns also bei dem Worte Kraft in seiner physikalischen oder mechanischen Bedeutung nichts anderes vor, als di Größe der Bewegungen, wobei es nur die Unvollkommenheit unsere

Sinne ist, wenn wir verschiedenartige Kräfte wahrzunehmen glauben, wenn wir z. B. von der Umwandlung der Massenbewegung in Wärme, Licht, Electricität u. s. w. reden. Stoff aber ist für uns das Seiende, d. h. Ewige, welches unsere Erkenntniß zurückverfolgt bis auf seine erste, einfachste Erscheinung, die wir Atom (oder mit Leibniz Monade) nennen und an welcher wir nichts mehr erkennen als die ursprüngliche, auf keiner Stufe mangelnde Doppeleigenschaft von Bewegung und Empfindung. Dieser Stoff ist leidend, indem jede höhere Stufe die vorhergehende zu ihrem Entwicklungsgang verwendet, wie denn ja die Thiere von den Menschen z. B. als Werkzeuge benutzt werden: er ist activ, indem kein vom Himmel herabgestiegener fremder Geist sich desselben erst bediente, sondern er selber in unendlicher Entwicklung zu stets größerer Vergeistigung gelangt ist. Fassen wir das Gesagte nochmals übersichtlich zusammen, so werden sich folgende Resultate ergeben:

Unser Denken ist ein formales. Seine ältesten Formen waren menschenähnliche Individualitäten, aufs Gerathewohl zusammengebunden.

In dem Verlauf der Jahrtausende ringt dasselbe, zu obersten Principien oder zu Formen zu gelangen, welche die eigentlichen Ureigenschaften aller Dinge sind, und aus welchen sich die übrigen Eigenschaften herleiten lassen, so daß die ganze Welt sich als eine Entwicklung begreifen läßt.

Die moderne Philosophie nähert sich dieser Erkenntniß, indem sie die beiden Eigenschaften der Bewegung und Empfindung in ihrer polaren Gegensätzlichkeit und zugleich Vereinigung erkennt.

Carteſius erfaßt den Zusammenhang aller Bewegungen; er denkt sich dieselben aber als mitgetheilt. Er ist Dualist.

Spinoza erfaßt zuerst den Gedanken des Monismus. Er sieht aber das Wesen des Körperlichen nur in der Ausdehnung.

Leibniz stellt das Prinzip der Kraft auf. Die Bewegung ist eine lebendige, ein dem Wesen der Monaden Zukommendes. Ruhe

und Bewegung sind Erscheinungen der Kraft. Der Körper selbst ist nur eine Erscheinung der ausschließenden Kraft der Monaden.

In dieser Denkform liegt eine große Wahrheit und eine große Einseitigkeit. Die Wahrheit: daß die bloße geometrische Ausdehnung leer und nichtig ist, wenn sie nicht eine substantielle d. h. kräftige Ausfüllung hat; daß die Bewegung den Körpern nicht von Außen mitgetheilt wird, sondern daß sie ihr Wesen ausmacht; daß überhaupt nur das Wirkende, also die Kraft, für uns wahrhaft und wirklich vorhanden ist.

Die Einseitigkeit: das Verwechseln der Wirkung mit dem Seienden; der Abstraction mit der Substanz. Wenn ich sage es gibt nur Bewegung und Empfindung, so ist es falsch; es gibt nur Bewegtes und Empfindendes und beide sind vereint in dem Seienden. Unser Denken sagt freilich: Das Wirkende ist, das ist der einzige Weg unserer Erkenntniß. Die Welterklärung verlangt aber die Umkehrung dieses Satzes: Das Seiende wirkt. In dem Worte Kraft liegt aber nur die Abstraction des Wirkens. Das Wort ist also durchaus unbrauchbar, da es gleichzeitig die nothwendige Function dieses wichtigen Begriffs zu übernehmen hätte. Wenn die Philosophie sagte: Es gibt nur Kräfte, so thut sie dasselbe als wenn die Nationalökonomie behauptet: Es gibt nur Werthe; sie setzt die Abstraction, die Auffassung, die Erscheinung an die Stelle des Dings. Hinter der Kraft liegt noch der Begriff des Seienden, für welchen wir ein Wort, ein Zeichen haben müssen; nennen wir es Stoff, Atom, Monade, Ding, Substanz, Körper, Substrat — einerlei. Ihn Kraft nennen führt zu derselben Verwirrung, wie die ehemaligen physikalischen Begriffe der substanzlosen Substanzen, Licht, Wärme, Aether, die heute einer gesunden Auffassung gewichen sind.

Es erübrigt noch, daß ich von den drei Leibniz'schen Principien rede, welche trotz ihrer großen, lichtvollen Klarheit, wie mir scheint, auch heute noch vielfach mißverstanden werden. Das erste ist das all' unser Denken beherrschende Princip des zureichenden Grundes. Ein neuerer Kritiker sagt darüber: „Das Wort zureichen

ſoll nicht bloß ausſagen, daß der Grund zur Hervorbringung der beſtimmten Wirkung nicht unzureichend ſein dürfe, ſondern daß wir auch zureichenden Grund haben müſſen, dieſen beſtimmten Grund grade vorauszuſetzen." Es iſt kaum möglich, einen durchaus klaren Gedanken durch Worte mehr zu verwirren und zu verdunkeln. Der zureichende Grund iſt das Axiom unſeres Denkens: Causa aequat effectum, d. h. der Grund darf nur genau ſo viel, kein Atom mehr, keins weniger, enthalten als die Wirkung; haben wir dies erreicht, ſo iſt unſer Cauſalitätsbedürfniß befriedigt. In der Welt der Bewegung oder der mechaniſchen Naturauffaſſung iſt uns eine Erſcheinung nur dann erklärt, wenn wir dieſelbe als eine durch verſchiedene causae efficientes oder wirkende Urſachen mit Nothwendigkeit ſich ergebende betrachten. Der zureichende Grund der Bewegung der Kanonenkugel muß geſucht werden in einem Theil der Expanſionskraft der Gaſe, dem Widerſtand der Luft und der Anziehung der Erde. Jedes Erfahrungsurtheil beruht auf dem Satze vom zureichenden Grunde, wir ſchließen aus der Wirkung auf das was unmittelbar vorausgegangen ſein muß. Dabei löſt ſich natürlich das Zuſammengeſetzte in das Einfachere auf und wir gelangen ſchließlich zu einem letzten Grunde, einem nothwendigen Sein, welches die höchſte Einfachheit und zugleich die unwandelbare Geſammtgröße aller heutigen Erſcheinungen in ſich ſchließt; für uns ſind dieſer letzte Grund, dieſes Einfachſte, dieſe conſtante Größe die Atome und ihre urſprüngliche Bewegung. Ob vorwärts oder rückwärts ſchließend hat unſer Denken ſtets den Blick auf jene Grundwahrheit gerichtet: „Keine Subſtanz, keine Bewegung kann vernichtet werden." Neben dieſem allgemeinen Mechanismus, welcher ſich auf die unveränderliche Bewegungsgröße aufbaut, iſt aber die Welt zugleich empfindend, beſeelt. Hier iſt die ratio sufficiens anderer Natur, als bei dem Mechanismus. Das Empfinden leitet ſich allerdings ebenfalls zurück in eine unermeßliche Vergangenheit ſtets größerer Einfachheit, d. h. nach menſchlichem Maßſtab geringerer Erkenntniß. Die totale Bedingtheit des Thieres von ſeinem Körperbau iſt einleuchtend! dieſer Bau läßt

sich aber nicht aus der puren mechanischen Wirkung erklären, so wenig als Cäsar da er den Rubikon durchschwimmt durch die Mechanik seiner Atome, seiner Muskeln, Sehnen, Fasern, Nerven begreiflich ist. Die große Vergangenheit der römischen Geschichte ist in letzterem Falle zum mindesten nöthig, um den wahren Cäsar zu begreifen. Der zureichende Grund einer jeden Erscheinung, insofern sie aus dem Empfinden hervorgeht, kann nur in dem augenblicklichen Wirken der Empfindung, sei es nun dunkelstes Bewußtsein, oder klarere Vorstellung, in seiner Totalität gesucht werden; die Erklärung dieser Erscheinungen leitet durch eine ungeheuere Kette von Empfindungen zurück auf einen zeitlich einmal eingetretenen Anfang. So ist der Thierleib das Werk der animalischen Empfindung von ihrem ersten Auftreten bis zu dem hochvollkommenen Organismus. Die ratio sufficiens einer solchen Erscheinung, insofern sie auf die Empfindung zurückgeführt wird, kann sich uns aber auch darstellen als beabsichtigte Wirkung, mithin als Finalursache, als ein Wissen des thätigen Gegenstandes um das was eintreten soll. Dieser Theil der Erscheinung — ihr gesammter Empfindungsinhalt, wie er sich gerade augenblicklich der bestimmten Außenwelt gegenüber verhält — ist es was eine jede Thätigkeit zu einem genau determinirten Willen vervollständigt und die Erscheinung erst dadurch erschöpfend erklärt, indem wir sagen: Die wahre causa sufficiens eines jeden Dings ist die bestimmte Willensgröße desselben. Es ist also in allen Dingen der Welt eine mechanische und eine zweckthätige Causalität, sie ergibt sich zwingender Weise aus der Doppelnatur alles Seins: Empfinden und Bewegen.

Der zweite Hauptgedanke der Leibniz'schen Erkenntnißlehre läßt sich zurückführen auf das Princip der Individualität, mit welchem er, wie bemerkt, einen großen Schritt über Spinoza hinausging. Ein jedes Ding hat, so zu sagen, eine ausschließende Kraft, mit welcher es dem übrigen Universum gegenüber in seiner Wesenheit verharrt. Denken wir uns das Atom als vollkommen elastisch, von lauter gleichelastischen Atomen umgeben, so haben wir die sogenannte Repul-

sivkraft erklärt und zugleich ein mechanisches Bild der Ausschließung. Nach unserer Annahme schläft der geistige Inhalt des Atoms in diesem Zustande den vollkommensten, bewußtlosesten Schlaf. Und doch ist es diese Eigenschaft des Atoms, welche nachmals den höheren und höchsten Wesen die Eigenthümlichkeit verleiht, daß sie ihr Ich der Welt gegenüber als ein ausschließlich Verharrendes zu bewahren suchen. Für Spinoza ist die Welt das Eine sich bewegende und denkende All, welches sub specie aeterni handelt und denkt; die Idee der Entwicklung hat hier keine Stelle. Dagegen ist für Leibniz recht eigentlich Alles Entwicklung und Persönlichkeit: Leben ist ihm Entwicklung, diese die stetige Veränderung eines Individuums. Die Monadologie ist Entwicklungslehre: „Die organischen Körper gehen niemals aus einem Chaos hervor sondern aus Samen, worin unstreitig schon eine Präformation vorhanden war; in dem Keime ist also das Individuum selbst und seine Seele vor der Zeugung vorhanden, es wird durch die Zeugung nur fähig gemacht zu einer großen Formumwandlung, um ein Individuum anderer Art zu werden *)." Betrachten wir nun das Atom von diesem Gesichtspunkte, so ist es höchste Ausschließung, höchste Beschränkung: doch ist auch in ihm thätige Kraft, Streben nach dem Unendlichen, wenn auch in der dunkelsten Form der Empfindung. Das höhere Gesetz, die Einordnung der Atome zu größeren zunächst wieder sehr einfachen Ganzen ist der erste Schritt zu einem vollkommneren Dasein, ein beginnender Mikrokosmus, ein etwas klareres Erkennen des Alls. Aus dem Gesetze der Individualität, welches die Basis der Monadenlehre bildet, folgen nun mehrere wichtige Principien, die hier zusammengefaßt werden, welche bei der Vernunfterkenntniß des Menschen gleichsam die ältesten Factoren, die ursprünglichsten Formen sind. Zunächst der Satz der Identität. Daß A

*) Doch ist bei Leibniz die Entwicklung nicht so klar, da nach seiner prästabilirten Harmonie alle Formen höhere und niedere seit dem Ursprung der Welt existiren, während für Aristoteles jede niedere Individualität Baustoff, ὕλη für eine höhere ist. Damit spricht der große griechische Denker die Grundidee der heutigen Entwicklungslehre aus.

gleich A ist, das ist für uns eine abgeleitete Wahrheit; ihre tiefste Quelle ruht nicht in dem Satze, wohl aber in der jedem Wesen und also auch dem denkenden Menschen innewohnenden unerschütterlichen Gewißheit: Ich bin ich! Diesen Satz hörte ich einmal einen gewaltigen Prediger, eine wahre Hünengestalt, seiner Gemeinde als Gegenbeweis gegen die moderne Philosophie mit ihrem tollen Aberwitz aufstellen: „Da kommen sie und sagen — ich kann den Unsinn kaum aussprechen — ich sei nicht ich. Christen, ich bin ich!" so rief er und schlug sich dabei auf die mächtige Brust, daß die Kirche erdröhnte. Und mir wurde damals recht klar, daß dies die gewisseste von allen Erkenntnissen sei. Wird sie angezweifelt, so stürzt das ganze Weltgebäude in Trümmer. Mit dem Satze der Identität steht in direkter Verbindung der Satz des Widerspruchs. Auch er wurzelt in dem dunkelsten Urgrund alles Daseins. Jedes individuelle Wesen empfindet sich selbst nur im Gegensatz der übrigen Welt. Daß wir empfinden: „Ich bin nicht Alles", daraus entsprießt das Wesen unserer Individualität und die Gewißheit der Außenwelt für unsere Vernunft. Die nächste Anwendung dieser beiden Principien findet statt in dem Princip der Indiscernibilien, d. h. dem Satze „Es gibt keine zwei Dinge in der Welt, welche sich vollkommen gleich wären."

Die eben angeführten Sätze sind das Fundament alles Denkens — ein mächtiger Schutzwall gegen den Irrthum, der Nordstern, der unsere Vernunft leitet auf ihrer Fahrt durch das schweigende Meer der Unermeßlichkeit. Sie waren auch in unserem Jahrhunderte noch weit entfernt, auf allen Gebieten ihre heilsame Wirkung auszuüben Robert Mayer waffnete sich mit ihrem Stahlpanzer, um seinen neuen großen Gedanken Geltung zu verschaffen. Stets kehren bei ihm die Sätze wieder: Causa aequat effectum; eine Bewegung kann nicht zu nichts werden, d. h. A ist gleich A und wenn es hundert mal unseren Blicken entschwunden ist. Sind sie also einerseits ein Compaß unseres richtigen Denkens, manchmal auch ein Fingerzeig der Erklärung eines reich angesammelten Beobachtungsmaterials, so

sind sie doch nicht sehr fruchtbar zum Auffinden neuer Wahrheiten, zum Zurechtfinden in der ungeheueren unseren Geist verwirrenden Mannigfaltigkeit der Dinge. Hier ist es die Aehnlichkeit, welche uns leitet und vielleicht eine große Anzahl von Dingen als indiscernibilia, d. h. durch Verwechselung in unserem Geiste zusammenbindet, bis wir bei steigender Erfahrung und Verfeinerung unserer Sinne die Unterschiede wahrzunehmen im Stande sind. Aus der Aehnlichkeit der Dinge stammt das Generalisiren, die Wortbezeichnung, die Systematik, welche letztere bei vielen Wissenschaften heute noch den einzigen Inhalt bildet. Diesen wichtigsten Factor unserer Erkenntniß stellte Leibniz als das Princip der Analogie in einer Tiefe und Allseitigkeit auf, welche die ganze nachfolgende Philosophie bis auf Schopenhauer nicht zu erfassen vermochte und darum auch nur die öden dürren Pfade metaphysischer Betrachtung und inhaltleerer Speculation verfolgte. Ja selbst von Kant's Philosophie können wir heute sagen: Sie gab uns scharfe Waffen gegen den Irrthum, die überkommenen Begriffe, aber sie gab uns nicht den Schlüssel zur Erforschung, zur Deutung und zum Verständnisse der wunderbar vielgestaltigen, reichen und so innig zu unserem Herzen redenden Natur. Es hat fast den Anschein, als habe die Welt des Dogmatismus erst vollständig entseelt werden müssen, um dann eine Neubeseelung aus unserem eigenen Geiste wieder zu gewinnen. Klingt er doch fast wie ein Nachhall der kritischen Philosophie, jener „Chor der Geister:"

Weh, weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen.

Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In Deinem Busen baue sie auf!

Die Kritik ist eben stets auflösend, zersetzend, zweifelnd; der Geist der Vergleichung, welcher auf die Aehnlichkeiten baut, zuversichtlich, schnell gewonnen, zu jeder auch der kühnsten Verbindung bereit. Welch fruchtbare Quelle des Irrthums darum der letztere gewesen ist, das zeigt ein oberflächlicher Blick auf die menschlichen Vorstellungen aller Jahrhunderte. Der zu allen Zeiten thätige Anthropomorphismus sah in allen Erscheinungen menschliches Thun, menschliche Vernunft, menschliches Wollen. Der Monotheismus ist nichts als eine große Form des Anthropomorphismus; wie sehr der letztere auch uns in allen Fasern steckt, geht daraus deutlich hervor, daß ein so mächtiger Denker wie John Stuart Mill in seiner hinterlassenen Schrift die Frage immer noch offen gelassen hat, ob das Weltall nicht durch geistige Wesen regiert werde, von denen das eine das Gute wolle, während andere ihre Lust an dem Bösen, dem Zerstören haben! Der Begriff einer Schöpfung, wurzelt er nicht in einer menschenartigen Vorstellung, von welcher, wie es scheint, nur die Wenigsten sich losreißen können, daß nämlich alles was da ist nothwendig gemacht sein müsse? Ja selbst Spinoza's weltbefreiender Gedanke, der Pantheismus, erscheint noch von dem anthropomorphischen Irrthum gefärbt: wie der Mensch Seele und Leib, so ist das All ein ausgedehntes und zusammenhängend denkendes Wesen; das All ist Gott. Die ganze Astrologie, die Sprachenkunde und Etymologie, die Medicin — sind sie nicht bis zum achtzehnten Jahrhundert ein phantastisches Spiel mit zufälligen Aehnlichkeiten gewesen? Der zufällig Venus genannte Planet ist ein günstiger Stern bei der Nativität, nur bei abnehmendem Monde sterben die Menschen, eine Völkergeschichte aufgebaut auf den zufälligen Gleichlaut zweier Worte, der Honig ein Universalmittel gegen alle Krankheiten, weil die Bienen die Essenzen aller heilkräftigen Pflanzen darin zusammentragen, — wer will sie alle aufzählen, die Einfälle der von den gerade sich darbietenden Aehnlichkeiten der Dinge fascinirten menschlichen Vernunft? Wie natürlich demnach, daß eine große Anstrengung der letzteren dazu gehörte, den mächtigen Strom der Irrthümer und

raschen Entscheidungen wieder zurückzudämmen, des gewohnten tausendjährigen Denkens sich zu entwöhnen!. Das war die Aufgabe der Kritik; sie ward in unseren Tagen gelöst, das Weltall ist entseelt, es erscheint als ein strenger, ausnahmsloser Mechanismus bis auf das letzte Atom von eiserner Nothwendigkeit bedingt; die Aufgabe der Zukunft wird sein, es wieder zu beseelen, in allen Erscheinungen einen dem unseren verwandten Willen zu erkennen; mitzufühlen und mitzuempfinden, was nur gefühlt und empfunden, niemals berechnet werden kann, die Grenze des Mechanismus wieder hinauszurücken bis zum äußersten Anfang der Dinge, der Mechanik der Atome; in allen anderen Erscheinungen den Geist wieder zu erkennen, der sie geschaffen hat und unseren Gott zu suchen in der Zukunft, in dem verklärten herrlichen Bilde der Menschheit, das die Propheten aller Zeiten und Völker voraus verkündet. Die neuen Wege sind gebahnt durch Schopenhauer, durch Darwin und Häckel, sie waren vorausgeschaut von dem großen Auge Leibniz', der recht eigentlich der Pfadfinder der modernen Philosophie genannt zu werden verdient.

Die ganze Größe des Denkers offenbart sich in diesem dritten Princip, welches von ihm selbst das Princip der Analogie genannt worden ist und welches ich nun in seiner geistigen Vertiefung kurz nach verschiedenen Seiten charakterisiren will, indem ich dabei auf die theilweise noch unbefahrenen Wege hinweise, für welche dasselbe Compaß und Steuer zu werden berufen ist. Wenn das Princip des zureichenden Grundes sich am besten durch den Satz des Euklid illustrirt: „Was gleich ist, braucht darum nicht ähnlich zu sein", so müssen wir hier den Satz umkehren und sagen: Aehnliche Erscheinungen in der Natur deuten auf eine geheime Uebereinstimmung in den bedingenden Ursachen. Die ganze Natur ist eine einzige, der Mensch ist kein Fremdling in derselben, keine Ausnahme, sondern er trägt die Züge der Familienähnlichkeit mit allen übrigen, noch so unvollkommenen Wesen. Es gibt darum keine Erscheinung, für welche wir nicht das Maaß und die Erklärung in unserem eigenen Wesen zu suchen berechtigt wären. Es gibt auch keine Erscheinung, welche

nicht zugleich eine Aufklärung für eine andere, ihr ähnliche, enthielt
Das verschwindend Kleine entzieht sich vollständig unserer Beobachtung
wir haben aber das Recht zu behaupten: Auch das Kleinste mu
denselben Bewegungsgesetzen gehorchen, wie das Größte. Wie lang
hat die Physik diese Wahrheit verkannt, da sie von anziehenden un
abstoßenden oder auf Entfernung wirkenden Kräften, da sie von Im
ponderabilien, von stofflosem Stoff, von Bewegung ohne Bewegte
redete! Bewegung ist da, daran zweifelt Niemand, unser Denke
ist aber so lange mit sich im Widerspruch, als es alle Bewegunge
sowohl die der Himmelskörper, wie die der kleinsten Atome sich nic
in derselben Klarheit und mit denselben Formen vorstellen kan
wie die Bewegungen zweier Billardkugeln. Die Analogie hat frü
zeitig die Menschen angeleitet, die räthselhaftesten Dinge sich na
anderen klaren Vorgängen zu versinnlichen und trotz zahlreiche
Irrungen haben sie auch oft das Richtige instinctiv getroffen. Al
ein Beispiel möge zunächst angeführt werden, die physikalische E
klärung der Stoiker über das Wesen des Schalls. „Wenn die Lu
von einem Hauche getroffen wird, so bewegt sie sich wellenförmig i
senkrechten Kreisen in dem unendlichen Raum, wie ein von eine
Steine getroffenes Wasser; nur wird dieses kreisförmig bewegt, di
Luft aber kugelförmig.“ Mit Recht bemerkt Geiger: Man glaub
einen Naturforscher unserer Tage zu hören in diesen Worten, di
uns ein alter Schriftsteller aufbewahrt hat. Die Elemente, aus welche
diese Ansicht analogisch gebildet wurde, waren offenbar folgend
„Die Luft ist ein Körper, denn wir fühlen sie und sie bewegt Ge
genstände. Sie ist dem Wasser ähnlich, denn sie weicht vor jede
Bewegung zurück. Sie muß wie das Wasser sich wellenförmig b
wegen. Diese Bewegungen müssen sich aber nach allen Richtunge
fortpflanzen, da der Anstoß im Innern und nicht auf der Oberfläch
stattfindet.“ Mögen wir derartige Entdeckungen Intuition, Divin
tion oder wie immer nennen, gewiß ist, daß sie aus dem Princ
der Analogie gebildet werden. Die Analogie ist es auch, welche d
Entwicklungslehre zu Grunde liegt und derselben zu ihrem endlich

Siege verholfen hat, nachdem der Hochmuth und die Verblendung im Bunde mit metaphysischer Speculation und eingewurzelten Vorurtheilen sich so lange dagegen gesträubt, in den Thieren, welche wie wir sehen, hören, schmecken, Schmerz und Lust empfinden, verwandte oder auch nur ähnliche Wesen anzuerkennen. Unter den wichtigsten Gesichtspunkten, die aus diesem Princip für unsere Vernunfterkenntniß abgeleitet werden, mögen folgende hervorgehoben werden:

1) Der Schluß von der Beseelung, d. h. der Empfindung des Menschen auf die Beseelung oder Empfindung der übrigen Wesen. Bis herab zum Bathybius wird dieser Schluß wohl von den meisten denkenden Menschen heute anerkannt. Hier aber machen sie Halt und sprechen den unorganischen Stoffen und auch der Pflanzenwelt diese Eigenschaft einstweilen vollständig ab. Wie wahr ist es aber, was Leibniz sagt: „Wenn wir unserem Geiste die eingeborene Kraft innerer Thätigkeit zuschreiben, so dürfen, ja müssen wir auch in den anderen Seelen, Formen oder, wenn man will, substantiellen Naturen eben dieselbe Kraft behaupten, oder man müßte meinen, daß die Geister allein thätig seien.“ „Ueberall müssen sich Seelen oder Analoga derselben finden.“ Bestätigt wird dieser Gedanke durch eine andere gleichsam die ganze Natur beherrschende und überall sich uns aufdringende Analogie, nämlich daß in der Natur keine Lücke ist, daß überall die unmerklichen Uebergänge sich vollziehen, daß nur durch diese allmählichen Umwandlungen das Höhere aus dem Niederen sich ergibt oder wie Leibniz sich ausdrückt, daß sich die Monaden in unendlich kleinen Differenzen abstufen und in einer continuirlichen Stufenreihe voranschreiten. Natura non facit saltus, sagt die Analogie und die Erfahrung. Aus dem Nicht-Empfindenden vermag das Empfindende nicht hervorzugehen, sagt das Princip der Identität oder der Satz: Causa aequat effectum.

2) Die Analogie führt uns auf diesem Wege zu der Ueberzeugung von der höheren und geringeren Vollkommenheit der Dinge. Obgleich alle Dinge gleichartig sind (*συμπνοία πάντα* sagt der von Leibniz citirte Hippokrates), so läßt sich doch dieser Unterschied nirgends

verkennen. Schon innerhalb des Menschengeschlechts ist er deutli
wahrnehmbar; die Gradunterschiede steigern sich soweit, daß sie eine
seits die Grenze des Thiers berühren, andererseits Wesen ein
höheren Ordnung uns vorzustellen scheinen. Dieser Unterschied wi
durch die innere Eigenschaft der Wesen bedingt, es ist daher i
Seelisches, ihr Empfindungsleben, wornach wir sie in der Stufe
leiter der Vollkommenheit werden einzureihen haben. Wir könne
hier nur mit Leibniz sagen: Eine Monade ist um so vollkommene
je deutlicher sie sich das Universum vorstellt, je mehr von der übrige
Welt demnach in derselben zur Wirkung gelangt und von einem
höheren Wesen in ihrem Inneren gelesen werden könnte. Alle höheren
Wesen sind in den niederen unklar, alle niederen sind in den höheren
klar vorgestellt; aus dem Vollkommenen kann das Unvollkommene
deutlich, aus dem Unvollkommenen das Vollkommene undeutlich er
kannt werden. Diese Sätze sind für uns von unschätzbarem Werth
weil sie uns die Aussicht eröffnen auf ein ungehindertes Voran
schreiten unseres noch so unvollkommenen Wissens, welches staunen
vor dem Grashalm, dem niedersten Thiere, ja selbst der chemische
Affinität innehält und das beschämende Eingeständniß ablegt, daß die
durchaus unbegreifliche Dinge sind. Wir können jetzt mit Zuversich
sagen, daß es unvollkommene Stufen sind, die wir in dem großen En
wicklungsgange miterlebt haben und die in uns, dem Mikrokosmu
Mensch, fortleben, sich zu einer höheren Vollkommenheit entwickelt habe
und uns dereinst ebenso klar sein werden, als heute die Bewegunge
Strebungen, Gefühlsäußerungen des Thieres dem denkenden Mensche
vollkommen verständlich sind, während umgekehrt der Mensch für da
Thier stets ein geheimnißvolles Wesen bleiben muß.

3) Die reichste Quelle, wenn nicht die einzige, unserer Erkenn
niß, ist das analogische Schließen von dem Werden auf das Ge
wordene. An jeder Stelle des Universums, bemerkt Leibniz, dürf
die denkende Vernunft sagen: „C'est partout comme ici" und w
könnten hinzufügen: Es war immer so wie heute. Jeder echte Denke
jeder wahre Förderer der Wissenschaft hat das Fremdartige, das we

Abgelegene durch Vergleichung mit dem Gegenwärtigen verständlich gemacht: das Erinnern der Menschheit ist nicht anders möglich, als das Erinnern des Einzelnen, das Gegenwärtige bindet mit tausend Fäden das Vergangene. Ich erwähne hier zunächst Lyell, den Begründer der modernen Geologie. Die Züchtung der Thiere und der Pflanzen durch die Menschen war für Darwin der Maßstab, mit welchem er die Umwandlung und die allmählichen Uebergänge der Arten sich erschloß. Für die Sprachwissenschaft — in der Sprache ist die Analogie zugleich das wichtigste schöpferische Princip — war diese Erkenntniß der heilbringende Wendepunkt. Sprachvergleichung und vergleichende Anatomie, wie rühmen die beiden stolzen Wissenschaften schon in ihrem Namen das Gesetz der Analogie, welches allein die herrlichen Resultate zu Tage gefördert hat! Um es an einem recht handgreiflichen Beispiele aus der Sprachwissenschaft verständlich zu machen — wie fremdartig und seltsam sind nicht die lateinische Endung -tudo oder das deutsche -thum: wie mochte man sich nicht früher die Köpfe zerbrechen und die höchste, göttliche Weisheit aus dem Bau der Sprachen heraus erkennen, welche durch wunderbare Flexionen die geheimnißvolle Kraft der Abstraction in die Worte gelegt, die uns befähigt, einzig von allen Erdengeborenen, allgemeine Begriffe zu fassen, zu denken! Von diesem Gesichtspunkte aus konnte die Sprache unmöglich etwas anderes sein, als ein Geschenk der Gottheit. Wer nun mit einiger Aufmerksamkeit le franc parler der Landleute oder des gewöhnlichen Volkes beachtet, dem wird jener räthselhafte Zauber sich auf die natürlichste Weise auflösen, indem er das Entstehen oder Werden derartiger Flexionsformen auf der That ertappt. Reich-thum, Irr-thum u. s. w., sie klingen allerdings eigenartig vornehm, weil wir dabei des althochdeutschen tôm, tuom nicht mehr bewußt sind, welches Urtheil bedeutete, so daß etwa ein herzogtum oder bischoftum die ursprünglichsten Zusammensetzungen waren; wenn man aber folgende Redensarten berücksichtigt: Es gibt dieses Jahr ein Obstspiel — Sie reden nur von Kindergeschichten oder Mägdege-

schichten — das ist lauter Narrenzeug — er hat ein gutes Plauderwerk — sie essen Fleischding und Mehlding ꝛc., so begreift man leicht, daß auch diese Wörter: Spiel, Zeug, Werk, Ding ꝛc. ebenso wohl in die Funktion höherer Abstractionen und rein ideeller Flexionen eintreten könnten und daß es nur Sache des Zufalls ist, welche Form zur Herrschaft gelangt. Die Analogie dieses Werdens gibt den gewünschten Aufschluß über das in altersgrauer Zeit Gewordene und so vermochte es denn die Sprachwissenschaft, in das urälteste Werden einzudringen und die letzten Trümmer der ehemals mit Bewußtsein wirkenden Form ebenso nach ihrem Leben zu fragen, wie der Geologe die Abdrücke der zarten Pflanzen- und thierischen Theile in dem Schiefer.

4) Unser gesammtes Denken (die ganze Sprachentwicklung ist ein unzweifelhafter Beweis dafür) geht aus von dem Bemerken und Bezeichnen der Bewegung, sofern sich dieselbe der Gesichtswahrnehmung offenbart. Es war aber zu allen Zeiten Ziel und Streben des Gedankenausdrucks, daß der Mensch seine Empfindungen dem anderen mittheilen wollte. Für dieses Empfinden aber — obschon das Bekannteste von allen Dingen — ist das Wörterbuch aller Sprachen außerordentlich dürftig: wir vermögen es nur symbolisch auszusprechen. Von den urältesten Bezeichnungen der heiligen Schrift: „Er wandelte vor dem Angesichte des Herrn" bis herab auf unser sprichwörtliches Dictum: „Der gerade Weg der beste", überall sehen wir selbst das Reingeistige sich in sinnliche Form, d. h. in Bewegtes einkleiden. Das ist also ein neues, ganz unberechenbar großes Gebiet der Analogie. Das Grundgesetz desselben würde etwa lauten: Die Bewegung kann nur durch Verwandlung in Empfindung, die Empfindung nur durch die Einkleidung in Bewegung aufgefaßt werden. Dieses Gebiet auch nur annähernd begrenzen zu wollen ist unmöglich: ich begnüge mich damit, Beispiele dieses analogischen Denkens anzuführen und überlasse es dem Leser den Gedanken mit seiner Phantasie bis in dämmernde Fernen zu verfolgen. Das tiefere Eindringen des Menschengeistes in die Gesetze der Bewegung, das

von Tag zu Tag sich mächtig erweiternde Naturwissen, es gibt dem Menschen eine stets größere, reichere und klarere Symbolik, um die Geheimnisse seines Geistigen damit zu versinnlichen und sich selber deutlich vorzustellen: so reden wir von einer geistigen Atmosphäre, so sagen wir, daß die öffentliche Meinung auf unser Denken eine richtende Wirkung übt, wie der Magnetismus auf die Magnetnadel, so hat die Electricität uns eine schöne Aufklärung über die Leitung der Empfindung in den sensiblen Nerven, überhaupt über das Wesen unseres geistigen Organs gegeben ꝛc. So hat Leibniz schon lange vor Schopenhauer den Gedanken des unbewußten Willens sich analogisch erschlossen und zwar in folgender Weise: In der Physik bemerkte er deutlich die Wirkungen der unendlich kleinen Körperchen; darauf ist seine ganze Weltharmonie gebaut. „Mit demselben Rechte müssen wir aber in der Seelenlehre ebenfalls die unendlich kleinen d. h. unbemerklichen Vorstellungen annehmen; das verlangt das Gesetz der Continuität; denn nichts geschieht in der Natur mit Einem Schlage. Wie nun die erlernten Bewegungen unseres Körpers sich stets verkleinern, d. h. stets mit größerer Sicherheit und geringerem Aufwande von Kraft ausgeführt werden, ebenso müssen sich die Eindrücke, die Empfindungen, die Vorstellungen bis zu einem Grade verkleinern, wo sie nicht mehr bemerkt werden: sie gehen in unsere Natur über, sie erwecken sich mechanisch, sie sind habituelle Zustände der Seele. Darauf beruhen alle unsere Fertigkeiten (Lesen ꝛc.), alle unsere Gewohnheiten, das ist die Determinirtheit unseres Willens. Ein Psycholog, der die bewußtlosen Vorstellungen leugnete, und unsere Seele da aufhören ließe, wo der bewußte Geist aufhört, käme dem Geographen gleich, der die Erde für eine Fläche erklärt und unsern Gesichtskreis für dessen Grenze.“ Man sieht, wie der Schopenhauer'sche Gedanke bereits in seinem ganzen Umfange in der Leibniz'schen Philosophie die ihm gebührende, wichtige Stelle einnimmt. — Das analogische Denken aber, welches die Empfindung auf die Bewegung überträgt, habe ich bereits als das Wesen des Anthropomorphismus,

des kindlichen Denkens der Vorzeit erörtert, es ist auch heute noch das Hauptmittel, wenn nicht das Wesen der Kunst:

Blas't Winde und zersprengt eure Backen! Wüthet! Blas't!
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Thürm' ersäuft, die Höh'n ertränkt!
Ihr schwefelichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eichen spaltet,
Versengt mein weißes Haupt! Du Donner, schmetternd
Zertrümmere das mächtige Rund der Welt, zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht' auf Eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menschen.

5) Zum Schlusse will ich noch eine Art des analogischen Denkens aufführen, welches gewiß nicht minder wichtig als die vorher genannten — und jeder einzelne Punkt derselben umfaßt ja gleichsam die Gesammtheit aller Erscheinungen, nur jedesmal von einer anderen Seite aufgefaßt — trotz seines fortwährenden stillen Wirkens kaum noch von einem Philosophen in seiner Totalität aufgefaßt worden ist und darum auch noch bei weitem nicht solche Früchte getragen hat, wie wir von ihm zu erhoffen berechtigt sind; denn, daß ich's nur gerade heraussage, von ihm erwarte ich die reichsten Aufklärungen über Dinge, welche uns bis jetzt noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt zu sein scheinen. Der Gegenstand ist weitschichtig und ziemlich dunkel und ich will daher mit einem Beispiele, welches ja immer am geeignetsten ist, das Denken aufzuklären, beginnen.

Ontogenesis und Phylogenesis ergänzen, erklären, erläutern sich gegenseitig; die Phylogenesis, sagt Häckel, ist der Grund der Ontogenesis d. h. der unermeßlich lange Entwicklungsgang der organischen Wesen vom Bathybius an bis zu einem hochvollkommenen Säugethiere wiederholt sich in kurzer Zeit, summarisch in der Entwicklungsperiode des Embryo's dieses bestimmten Säugethiers von der Befruchtung des Eis bis zu seiner Geburtsreife. Mit anderen Worten, diese Entwicklungsgeschichte des Embryo wäre für uns ein vollständiges Räthsel, wir müßten nothwendig auf ein göttliches Wunder recurriren, wenn wir nicht die Aufklärung dieser Erscheinung in den zahlreichen Organismen hätten, welche die früheren Stufen

darstellen, auf welchen sie stehen geblieben sind, wenn nicht auch hier leise und unmerkliche Uebergänge — Resultate eines für die Menschen noch überschaulichen Zeitmaßes sich fortwährend vollzögen.

Ohne hier näher auf den causalen Zusammenhang einzugehen, welcher als Vererbung oder Epigenesis das ursprünglich bei allen animalischen Organismen übereinstimmend aus einer einfachen Zelle bestehende Ei so disponirt, daß es den regelmäßigen Entwicklungsgang bis zur Gestalt des Mutterthiers durchläuft, ist doch soviel gewiß, daß wir die rasche Entwicklung des individuellen Lebens uns durch den ungeheuren Werdeproceß der allmählichen Uebergänge der verschiedenen Formen, wie sie in unermeßlicher Vorzeit wirklich stattgefunden haben, uns erklären, veranschaulichen, auf die causae efficientes zurückführen können. So gibt uns das große, unübersehliche Werden in seinem natürlichen Zusammenhang eine Aufklärung über das summarische, zusammengedrängte, mit wunderbarer Raschheit erfolgende kleine individuelle Werden. Es ist ein analogischer Schluß vom Großen auf das Kleine.

Umgekehrt aber hat bekanntlich Ernst Häckel aus dem Entwicklungsverlaufe des werdenden Individuums seine geniale Gasträa-Theorie abgeleitet. Eine Form von großer Einfachheit, wie sie bei der Entwicklung aller Thierembryone unmittelbar nach der vielzelligen Kugelform eintritt, war ihm der Wegweiser zur Reconstruction eines nothwendigen Zwischenglieds in der großen Phylogenesis oder Stammentwicklung. Dieses Zwischenglied war in den lebenden Thierformen nicht mehr vertreten, Abdrücke in den Gesteinen der Vorzeit waren auch nicht vorhanden, da dieser Form die feste Knochensubstanz fehlte; doch hatte dieselbe eine logische Nothwendigkeit, Häckel schob sie also in den Stammbaum ein und entdeckte sie nachmals bei den Kalkschwämmen. Hier haben wir demnach ein analogisches Schließen von dem kleinen, raschen Verlauf auf den großen, ungeheueren Werdeproceß der natürlichen Züchtung.

Und da wir nunmehr durch Analogie das Folgeleben des unendlich Großen durch den Entwicklungsgang des Kleinen illustrirt

haben, so darf es uns verstattet sein, über den beschränkten menschlichen Standpunkt uns zu erheben und etwa uns ein Wesen zu denken, das mit einem göttlichen Blicke begabt als Zeitgenosse jenen gewaltigen Entwicklungsgang beobachtet hätte. Ein solches höheres Wesen hätte sagen können: „Der Bathybius beginnt sein Leben in den Tiefen des Meeres. Er hat sich zur kugelförmigen Zellenbildung organisirt. Er hat sich mannigfaltige Organe zu freier Bewegung, Nahrungsaufnahme und Generation erworben. Er hat sich stärker centralisirt und individualisirt. Der Gesichtssinn hat sich ihm erschlossen und leitet seine Bewegungen" u. s. w.

Aber die Analogie begnügt sich nicht damit, beim Bathybius d. h. bei dem Anfange des entschieden organisch-animalischen Lebens stehen zu bleiben. Es herrscht Continuität in der Natur, nirgends ist ein Sprung ersichtlich. Darum muß dem Bathybius eine unorganische Bildung vorausgegangen sein, in welcher der einfache Chemismus schon waltete, der zu der animalischen Empfindung hinüberleitete. Und nun sind wir im Stande, die beiden äußersten Enden zusammen zu binden und zu vergleichen und zwar in folgender Weise: Gleichwie das Thier sich seine feineren Sinneswahrnehmungen z. B. Sehen, Hören, Schmecken ꝛc. aus einem ursprünglich indifferenten Sinne, der über seiner ganzen Oberfläche gleichmäßig ausgebreitet war, entwickelt hat: ebenso verfeinern sich die Sinne der Menschheit bei steigender Cultur und fortgesetzter Uebung (scharf Sinnlichkeit der Indianer; Sinn für das Schöne bei dem Europäer. Am klarsten wird uns die Verfeinerung des Sinns durch Uebung wenn wir überlegen, wie auch das Individuum während seiner kurzen Lebenszeit allmählich für die feinsten Unterschiede der chemischen Bestandtheile einer Cigarre oder der Weinsorten empfindlich wird. Nehmen wir die letztere Eigenschaft als eine verschwindend kleine Einheit z. B. als ein Billionstel, so haben wir immer einen Maßstab mit welchem wir die allmähliche Differenzirung der thierischen Sinne uns verständlich machen können und wir dürfen dann sagen: der Unterschied zwischen dem Menschen, der jede Cigarre, jeden Wein

findet und dem, der eine große Scala von Unterscheidungen dabei macht, ist ein unendlich kleines Theilchen jener großen Stufenleiter, bei der wir die ersten Anfänge als chemische Wahlverwandtschaft der einfachsten Stoffe, die Mitte vielleicht in dem Erwachen der animalischen Empfindung anzunehmen haben. Die Grundeigenschaft, welche bei all diesen unzähligen Erscheinungen bestimmend wirkt und sich äußert, heißt Empfindung.

Man gestatte mir, die Art von Analogie, welche bei diesem Denken vorwaltet, die mikroskopische und makroskopische zu nennen. Die erstere erblickt in den auf kleinem Raume und raschem Zeitverfolg beschränkten Vorgängen den Maßstab, mit welchem sie sich das unübersehlich Große in Zeit und Raum versinnlicht, verdeutlicht, indem es sich verkürzt. Die letztere sieht in dem Großen das sich, seiner Natur gemäß, in breitester Entfaltung vollzieht, die Uebergänge und bewirkenden Ursachen gleichsam auf einer weißen Wand in ungeheuerer Vergrößerung für uns reflectirt, die Erklärung des in unendlich schneller Veränderung für durch unfaßbar kleine Ursachen sich vollziehenden Entwicklungsverlaufs des Individuums. Nun noch eine Reihe von Beispielen, deren Ausführung zum Theil in den folgenden Abschnitten gegeben werden wird:

Was ist ein Organismus? Ein nach wunderbaren Bildungsgesetzen sich zu höchst complicirter Structur aus einfachen Stoffen zusammensetzendes und fortwährend erneuerndes Ganzes. Das ist ein Unbegreifliches, sagt das gemeine Denken.

Die Analogie kommt zu Hilfe und erforscht nach dem Gesetze der Continuität den Organismus in seinen immer einfacheren Formen, bis sie hinabgelangt in die unterste Tiefe, wo das erste animalische Leben beginnt. Sie findet den Faden des Zusammenhangs in den allmählichen Uebergängen, die deutlich von einer Form zur anderen zurückleiten.

Hier angelangt sucht sie den entgegengesetzten Weg zurückzuschreiten und sich zunächst zu erklären, wie aus der einfachen structurlosen Masse des Bathybius sich die Urform der Zelle zu gestalten

vermochte. Die Zellenbildung findet auch sonst bei unorganischen Stoffen statt und zwar durch Bewegung des flüssigen Mediums; es ist also der analogische Schluß erlaubt, daß ähnliche äußere mechanische Einflüsse auch hier obgewaltet haben.

Nicht unmöglich ist es aber auch, daß von dem zusammenhängenden Ganzen ein Theil sich des Nahrungsbedürfnisses halber losgerissen habe, und so die günstigeren Daseinsbedingungen allmählich gerade die Zellenform vervielfältigt hätte.

Das Herauswachsen einer Zelle aus der anderen erklärt die Entwicklungslehre als ein Wachsen über das individuelle Maß. Sie erläutert sich diesen Gedanken durch den Hinblick auf große Verhältnisse. Familien, Stämme, Völker lösen sich ab, bilden neue Ganzen, wenn sie über das Maß wachsen und der Zusammenhang zu locker oder die Ernährung unmöglich wird.

Die gleichartigen Zellen differenziren sich; es bilden sich zuerst sehr einfache Organe, welche den eigentlichen Beginn eines wahren Organismus bilden. Diese Organe vervollkommnen sich, indem sie stets dieselbe Function ausführen. Die Analogie der Arbeitstheilung bei den gemeinschaftlich lebenden Thieren, sowie bei den menschlichen Gesellschaften kommt aufklärend und in bedeutend vergrößertem Maßstabe unserer Auffassung zu Hilfe.

Die Generation, jenes größte Geheimniß, welche von dem gleichmäßigen Wachsthum durch Zellentheilung und Sprossung, endlich zu der geschlechtlichen Geburt führt, findet ihre Analogie ebenfalls in dem großen, sonnenklaren Werden gesellschaftlicher Organismen. Alles Thun und Leben sämmtlicher Organe der Mutter kommt der Entwicklung des werdenden Embryo in einem gewissen Maße und zugleich dessen Eigenthümlichkeit bestimmend zu Gute. So erzog der Gesammtorganismus Sparta das Ei d. h. das zur Welt gekommene Kind zu einem militärisch tüchtigen Spartaner. Was sind Seminarien, was Cadettenhäuser, was Kunstschulen u. s. w. anderes, als der Mutterleib, in welchem ein besonderer Organismus, der Clerus, der Militärstaat, die Kunstgemeinde ꝛc. das noch indifferente Menschen-

sind zu dem eigenthümlich gearteten, ich möchte sagen phylonomisch bestimmten Wesen heranentwickeln?

Auch die Menschheit entwickelt ihre wahren Kinder d. h. große Männer. Millionen arbeiten und drehen in ewigem Kreislauf das Rad, sie sind die Blätter, die Wurzeln, welche die Nahrung, den Entwicklungsstoff herbeibringen. Wenige sind es, die den Gedanken der Menschheit fördern und weiter tragen. Für ihre materiellen Bedürfnisse sorgt die übrige Masse — oft schlecht genug, ihre geistige Erziehung geschieht durch die Einwirkung der Genien aller Zeiten und Völker; die Stählung ihrer Kraft aber durch den Widerstand der stumpfen, blöden Welt, welche es sich angelegen sein läßt, durch Verketzerung, Hohn und Schimpf den glimmenden Funken zur hellen Flamme anzufachen.

Die Analogie des kleinen Organismus gibt uns auch einen deutlichen Fingerzeig für die richtige Auffassung der socialen Bewegung. Der gesellschaftliche, ungemein fein und mannigfaltig gegliederte Organismus kann nur dadurch bestehen, daß jedes Organ gesund und kräftig functionirt. Wird der Lebenssaft auch den untergeordneten Theilen nur unzureichend zugeführt d. i. tritt mangelhafte Ernährung derselben ein, so vermögen sie ihren Dienst nicht zu leisten, es treten Krisen, Störungen in der Gesundheit des Ganzen ein, bis die Ausgleichung stattgefunden hat. Die entwürdigende Stellung des Arbeiterstandes, das schreiende Mißverhältniß zwischen der Kargheit des Lohns und dem Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hat ähnliche Krisen hervorgebracht, mit deren Heilung die Gegenwart beschäftigt ist, die sich aber immer wiederholen werden, so oft analoge Verhältnisse obwalten werden.

Aber selbst das allergrößte Räthsel, dessen Ergründung der Schlüssel zu der wunderbaren Reihe organischer Schöpfungen wäre, erhält durch richtige Vergleichung mit den großen Verhältnissen einiges Licht, ich meine die erste animalische Empfindung. Ist diese nicht der geheimnißvolle Rapport der einzelnen Molecülen, wornach eine auf jede einzelne Molecüle ausgeübte Wirkung gleich-

zeitig alle übrigen in ähnlicher Weise afficirt? Derartige wachsend Beziehungen finden wir deutlich in den gesellschaftlichen Organisme Denke ich mir zwei Ameisenhaufen, in dem einen vermag ich einzel Individuen zu tödten, ohne daß die übrigen sich darum kümmer in dem anderen würde ein derartiges Attentat sofort von dem ganz Haufen vermerkt und entflammte ihn zu Abwehr und Rache. Dies Gemeingeist der letzteren, der offenbar doch etwas erst Erworben ist, dient als Analogie und Aufklärung der animalischen Empfindu Die Steigerung aber der Rapporte, die stets innigere Wechselbeziehu zwischen den Individuen, das stets größere Wirkungsgebiet die Rapporte läßt sich aufs Schönste in der Entwicklungsgeschichte d Menschheit verfolgen. Man denke sich etwa zwei Extreme, z. B. d in der Vorzeit der Fremde, der an die Küste eines barbarische Landes verschlagen wurde, selbstverständlich und gleichgiltig beraub und getödtet wurde; daß dagegen heute eine solche Solidarität d Menschheit und eine solche Leichtigkeit der Communicationen, b sonders der geistigen, vorhanden ist, daß es leicht denkbar ist, da ein solcher Act in kürzester Zeit den Unwillen der ganzen gebildete Welt erwecken und Rache über das Haupt des Schuldigen beschwöre würde und man wird einen Weg gefunden haben, auf welchem ma sich die Lösung jenes dunkelsten Räthsels als eine nicht unmöglich wird vorstellen können. Gewiß aber ist, daß hier wie dort die Au klärung auf den wichtigsten Factor der ganzen Entwicklungslehr die Wirkung der Zeit, wird zurückkehren müssen.

Anhang.

Noch einmal das Wort und der Begriff Kraft.

Die ungemeine Wichtigkeit des Gegenstandes veranlaßt mi zum Schlusse nochmals auf diesen Begriff zurückzukommen und i einer erneuten Kritik zu unterwerfen, um zugleich auf die Gefahr

aufmerksam zu machen, welche das unbedingte Voranstellen desselben, das Ausgehen und Zurückleiten aller unserer Gedanken auf denselben nothwendig mit sich führt.

Es ist Eigenheit der Menschennatur, Abstractionen an die Stelle der Wirklichkeit der Dinge zu setzen und die letzteren für genügend erklärt zu halten, wenn eine geeignete Abstraction das Wesen der Erscheinung — von allen übrigen unterscheidbar — durch ein Wort bestimmte.

Wie groß die Scholastik in diesem Verfahren gewesen und wie sie mit ihren occultae qualitates als Hocceitäten, Aseitäten u. s. w. Alles zu erklären vermeinte, während es doch im Grunde nichts Anderes war, als ein Dreschen desselben leeren Strohs, ist bekannt genug. Molières Candidat gibt ein treffendes Beispiel dieser Methode, wenn er auf die Frage: Cur opium facit somniare? die Antwort gibt

Quia est in illo
Virtus dormitiva
Atque somnifera,
Cujus est effectus,
Sensus assoupire.

Es verlohnt sich der Mühe, zu untersuchen, ob nachdem alle jene Götter und Götzen, mit welchen die schnellbereite menschliche Vernunft alles Unerklärliche in eine vis verwandelte, von ihren Altären und Thronen herabgestürzt sind, wir nicht Gefahr laufen, einen ungeheuren Götzen als Alleinherrscher auf den Thron zu erheben und um ihn herumzutanzen, wie weiland die Juden um das goldene Kalb. Es ist die Lehre von der Kraft, der einzigen Naturkraft, welche ich meine und welche in unseren Tagen als Leibniz'scher Dynamismus zur alleinherrschenden Naturreligion zu werden droht, obgleich Leibniz selbst diesen Begriff seinem Wesen nach einen metaphysischen nannte. Darnach liefen wir Gefahr eine arge Vernunftwidrigkeit zum Fundamentalsatz unseres Denkens zu machen, indem wir sagten: Alle Physik ist Metaphysik!

Wir reden von der Leuchtkraft des Gases, der Wärmekraft der

Kohle, der Triebkraft einer Maschine, der Lebenskraft des Körpers, der Denkkraft des Geistes und denken dabei nichts weiter, als daß die einzelnen Wesen im Stande sind, die dem Worte Kraft vorgesetzten Thätigkeiten bis zu einem gewissen Grade auszuführen. Die Gefahr liegt nahe, das Wirken für das Wesen der Sache und die Abstraction für das Ding selbst zu halten. In diesem Sinne gedachte sich die ganze Vorzeit auch eine Erschöpfung, eine Aufbrauchung d. h. eine Vernichtung der einzelnen Kräfte.

Es ist das unsterbliche Verdienst des tiefsinnigen, durchaus selbständigen Denkers Robert Mayer innerhalb dieser Begriffe zuerst Klarheit geschaffen, die Unzerstörbarkeit, die Einfachheit und die Wandelbarkeit der Naturkräfte durch seine geniale Theorie erwiesen zu haben. Auch er weist übrigens schon darauf hin, welch eine heillose Verwirrung die Abstraction Kraft, welche die Mechanik als jeder Bewegung zu Grunde liegend annahm, in den Köpfen der Gebildeten wie der Ungebildeten verursachte. „Man hat die Schwere, die doch eine Eigenschaft ist, sagt R. Mayer, eine Kraft genannt, weil sie unter gewissen Umständen eine Bewegung veranlaßt, man spricht von bewegenden Kräften, was offenbar ein Pleonasmus ist, und von todten Kräften, was eine Contradictio in adjecto ist und die Quelle von unzähligen Mißverständnissen geworden ist."

Ohne nun näher auf diese Bedenken einzugehen, möchte ich zunächst mehrere unleugbare Wahrheiten hervorheben, die uns vielleicht Wegweiser zur Feststellung des Begriffs sein können:

1) Der Sprachgebrauch bezeichnet mit dem Worte Kraft die Abstraction einer Wirkung. Millionen sogenannter Kräfte sind nichts als verschiedenartige Erscheinungsformen einer und derselben Thätigkeit.

2) Eigenschaften der Wesen sind aber Erscheinungsformen derselben, welche stets und überall denselben anhaften, ohne welche dieselben durchaus nicht gedacht werden können wie z. B. Raumerfüllung oder Bewegung, Schwere u. s. w.

3) Sage ich: Kraft ist dasjenige was wirkt und Alles was wirkt ist Kraft, so ist dieses ein idem per idem, wodurch wir uns

immer im Cirkel bewegen und um keinen Schritt weiter geführt werden.

4) Da wir unter Kraft die Abstraction der Wirkung verstehen, so gerathen wir in Gefahr, wenn wir dieselbe wieder zum Subject erhöhen (indem wir sagen, das Wirkende wirkt), wesentliche Eigenschaften der Dinge zu vermengen und zu verwirren z. B. die Empfindung, das Denken nur für eine zufällige Spielart, eine Metamorphose der Kraft anzusehen.

5) Fragen wir unser heutiges wissenschaftliches Denken: Was ist eine Kraft, so wird es antworten: Alles was eine Bewegung veranlaßt. Es ist also klar, daß der Begriff Bewegung der ursprünglichere, natürliche, von selbst in unserem Denken gegebene ist. Wie unlogisch demnach, die Abstraction aus diesem Begriffe selbst wieder als das prius, das Ursprüngliche anzunehmen!

6) Indem man die Schwere zu einer Kraft erhoben hat, sagt mit Recht R. Mayer, hat man dieselbe nur als Ursache einer Bewegung gedacht und dabei ein hochwichtiges Moment — die räumliche Differenz — ganz aus der Betrachtung ausgeschlossen.

Wie sehr die Verwirrung des Sprachgebrauchs selbst die hellsten Köpfe beeinträchtigt, wie gewaltig sie zu ringen haben, um innerhalb des widerstrebenden Sprachmaterials ihren klaren Anschauungen Bahn zu brechen, geht daraus hervor, daß derselbe Mayer die Kräfte als unzerstörliche, imponderable, verwandelbare Objecte definirt, daß er die Bewegung selber eine Kraft nennt, daß er der Bewegung die Substantialität zuschreibt, der Wärme und Electricität dagegen die Materialität unbedingt aberkennt, daß er mit Adolph Hirn drei Arten von Existenzen annimmt 1) die Materie, 2) die Kraft, 3) die Seele; alles offenbar richtige aber ungemein schwerfällig ausgedrückte Gedanken.

Wie klar und ungezwungen, wie hell und widerspruchslos ist dem allem gegenüber die Grundanschauung der monistischen Weltansicht: Die ursprünglichen, auf keiner Stufe fehlenden Eigenschaften der Dinge sind Bewegung und Empfindung.

Sagt der Dynamismus: „Die Wärme ist eine Kraft", so be-

haupten wir: Nein die Wärme ist eine Art der Bewegung, welch zugleich unter gegebenen Verhältnissen als Empfindung aufgefaß werden kann.

Sagt der Dynamismus: „Die Anziehung ist eine Kraft" — eine Ansicht, welche die Unerschöpflichkeit einer Kraftquelle aufstell und daher mit der heutigen Naturanschauung in direktem Widerspruch steht — so sagen wir: Nein; die Anziehung ist nur eine Form der Bewegung, welche eine räumliche Differenz wieder ausgleicht, wenn die trennende Kraft oder Bewegung wieder aufhört.

So wenig als die Materialität der Dinge, ebenso wenig kann auch ihre Bewegung vernichtet werden; aber letztere ist ein Modus, ein Attribut, eine Eigenschaft derselben, welche auf die mannigfaltigste Weise sich modificiren kann und dann jedesmal eine Kraft genannt wird.

Die Kraft der Empfindung oder des Bewußtseins ist ein qualitativ durchaus Verschiedenes von der mechanischen Bewegung und ihrer Wirkung; es ist eine Thorheit, beide als eine einzige Kraft aufstellen zu wollen oder — es ist mit diesem Worte eben nicht anderes gesagt als: Das Wirkende wirkt.

Ausdehnung, Dichtigkeit und Schwere, was sind sie anderes, als Resultate der Bewegung; selbst die scheinbare Ruhe ist nur eine Modification der Bewegung. Die Kraft selbst ist nur die Abstraction aller der mannigfaltigen Erscheinungsformen, welche die ursprünglich gleichartige Bewegung der Atome im Laufe ihrer Entwicklungszeit angenommen hat.

Setzen wir das Wort Kraft = Bewegungsgröße, so ist die ganze mechanische Welt daraus zu erklären; wir sagen in diesem Sinne: Die ganze Welt ist ein conservatives System, die Summe aller Naturkräfte bleibt constant. Ist aber damit die Welt erklärt? Weit entfernt.

Pythagoras erkannte, daß die Zahlenverhältnisse bei allen Erscheinungen der Welt eine eminente Rolle spielten; wenn nun die Pythagoräer die Zahl selbst zur Substanz erhoben, sie als die

schöpferische Princip anerkannten, so war dies ein ähnlicher Irrthum, wie wenn Plato die Idee als das Wesen der Dinge substantialisirte — es ist eine Verwandlung der Abstraction in Wirklichkeit. Denselben Fehler begehen wir, wenn wir nur der Kraft Existenz zuschreiben wollen. Wenn die griechische Philosophie vier Elemente — Feuer, Wasser, Luft und Erde annimmt, so haben wir jetzt gut sagen, sie wollte damit nur die verschiedenen Aggregatzustände bezeichnen; das wäre dieselbe Schlauheit, mit welcher auch das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert behauptete, der gute Homer habe mit seiner Pallas, Eris u. s. w. nur poetische Metaphern der Weisheit, Zwietracht u. s. w. gemeint, also elegante Redeformen! Nein, so gut Pallas, Ares für Homer wirkliche, leibhaftige Persönlichkeiten, ebenso gewiß waren jene Elemente für die griechischen Denker die wahren Substanzen, aus denen sie sich die ganze Körperwelt zusammengesetzt dachten. Sie begingen dabei denselben Fehler, als wenn heute die siegreich vorangeschrittene Chemie behauptete, die Grundformen alles Seins seien ihre 63 Elemente. Wie hier durch die Erhöhung der Mannigfaltigkeit zur absoluten Existenz ein logischer Fehler begangen wird, den wir auf allen Stufen der Erkenntniß wiederfinden, nämlich die Form, die Abstraction für das wirklich Seiende zu halten, ebenso kann auch derselbe Irthum obwalten, indem wir die Abstraction des Einfachen zur Realität erheben. Sage ich: in der ganzen Natur gibt es nur Kraft d. h. Bewegungsursache, so hat jener Andere auch Recht, der den über den Rubicon schwimmenden Cäsar damit erklärt glaubt, daß er die Summe aller seinen Körper ausmachenden Atome begreift, dann wäre wirklich ein künstlicher Automat dasselbe wie ein lebendiger Mensch, dann gäbe es nur Mechanismus in der Welt und der Materialismus hätte Recht.

Er hat aber nicht Recht, wie jeder Denkende sofort begreift und darum gibt es nach meinem Dafürhalten keine ärgere Verwirrung des in unserer Periode allgewaltig zu einfacher und klarer Anschauung emporringenden Denkens, als die Voranstellung des Wortes Kraft als Ausgangspunkt dieses Denkens. Und erst wenn neben den

nothwendigen Momenten der Zeit, der Raumdifferenz auch die innere Eigenschaft mit einbezogen wird, wird es gelingen jene Erscheinung, welche wir als die einfachste von allen in der Welt erkennen, die Schwere oder vielmehr das Fallen der Körper in ihre wahren Substanzen aufzulösen und dann wird auch der letzte mystische Begriff, der heute noch als Schwerkraft — trotz der Warnung Newton's selbst — in allen Köpfen spukt, endgiltig beseitigt werden. Dann werden auch lächerliche Fragen, welche die edelsten Geister noch immer von dem Entschlusse, mit den Ergebnissen der Wissenschaften sich auszusöhnen und Welt und Geist als ein großes Unzertrennliches aufzufassen, abschrecken, wie z. B. ob die Kraft der Liebe, welche die Mutter zu ihrem Kinde hegt, in ähnlicher Weise mathematisch zu berechnen sei und auf die Urkraft reducirt werden könne, wie der Chemiker die Eigenschaften seiner Stoffe durch Vergleichung mit der Schwere bemißt, für immer zu den Unmöglichkeiten gehören.

III.

Grundlinien der moniſtiſchen Weltanſchauung.

Πάντα δὲ τὰ ἀνομοιομερῆ σύγκειται ἐκ τῶν ὁμοιομερῶν. Alles Ungleichartige beſteht aus gleichartigen Theilen (Ariſtoteles *περὶ Ζώων*).

Die ganze Natur iſt voll von Leben, welches ſich entwickeln will, und wirklich beſtändig entwickelt, weil nichts unnütz iſt in der Natur. Jedes Ding entwickelt, was in ihm liegt.

Leibniz.

Die abſtrahirende Vernunft will die einfacheren Eigenſchaften der Dinge ergründen; mit ihnen ergründet ſie aber zugleich ihre Vergangenheit, ihren Urſprung. Philoſophie und Entwicklungslehre verfolgen alſo daſſelbe Ziel von entgegengeſetzten Ausgangspunkten.

Der Verf.

) Grundansicht der monistischen Weltanschauung ist, daß das
ll aus ganz gleichen Atomen besteht, welche mit zwei Eigen=
n, einer inneren, der Empfindung und einer äußeren, der
:gung, begabt sind. Wie die Atome, so sind auch die Be=
ig und Empfindung derselben ursprünglich ganz gleich.
Nonistisch heißt diese Weltanschauung im Gegensatze zur
ischen. Letztere nimmt neben den Körpern ein unabhängiges, in
nißvoller Weise auf die Körper wirkendes Wesen, den Geist an.
Naterialismus dagegen nimmt gar keine Notiz von jener uran=
h den Atomen innewohnenden Eigenschaft der Empfindung,
n behauptet, daß der Geist nichts weiter sei, als die Resul=
e der zufällig sich begegnenden Bewegungen. Kraft und
f. sind für diese kindisch beschränkte „Philosophie" die einzige
ung des Weltganzen. Ihrem blöden Auge predigt vergeblich
agtäglich sich vor unseren Augen mit Sonnenklarheit voll=
de Geheimniß der mächtig, ja allgewaltig auf die Bewegung
ckenden Empfindung. Sie möchte Alles mechanisch erklären
iber sieht dabei, daß mit dem Eins der mechanischen Bewegung
aupt jede Veränderung, jede Differenzirung unerklärlich ist.
lbst, wenn das Weltganze aus verschiedenen Elementen, wie die
rialisten anzunehmen scheinen, bestände, also z. B. eine Anzahl
scher Elemente Urformen des Seins wären, so müßte nach dem
er ganzen Natur herrschenden Princip der Ausgleichung,
Weltall zum Stillstand gekommen sein, sobald nur Bewegung
ommen wird: denn der Stoff ist auch nach der Ansicht der
rialisten von Ewigkeit.

2) Der Stoff ist unendlich.

Das Unendliche können wir allerdings niemals begreifen; dem das Wesentliche unseres Begreifens ist das Begrenzen (sieh d. W. a. E. d. G. p. 327). Aber wir vermögen durch den Schluß de Exclusion die Richtigkeit obiger Behauptung einzusehen. Wäre de Stoff nicht unendlich, so müßte er vermöge der ihm eigenen B wegung nach allen Richtungen auseinander gehen. Außerdem erwäg man, daß eigentlich nicht das Unendliche, sondern das Endliche e negativer Begriff ist, freilich eine Negation, welche das Positi unseres Erkennens ist; denn das Erkennen ist das Spiegelbild d Welt in dem Mikrokosmus Mensch: nur so viel auf diesen eng Raum wirkt, kann erkannt werden. Wir haben aber auch, n jedes Atom, das Gemeingefühl mit dem Unendlichen, sor wäre dieser Begriff niemals in unserem Geiste entstanden.

3) Die Erscheinungsform der Bewegung nennen wir Raun die Erscheinungsform der Empfindung Zeit.

Das ist allerdings eine schwer zu fassende, wenn auch dur täglichen Gebrauch dieser Worte vielfach bestätigte Wahrheit. D Begriff des Raums erschließt sich uns nur durch die Bewegun unser erstes Auffassen dieses Begriffs läßt uns denselben als d Bewegungsmöglichkeit erscheinen. Der Raum ist also kei wirkliche Substanz, wie wir wähnen, weil uns die Vorstellung u das Wort seit uralten Zeiten so geläufig sind, sondern nur Rel tion d. h. Verhältniß der Dinge zu einander. Gerade so ist es m dem Begriff Zeit und so vielen anderen, welche keine andere Existe haben, als in der Auffassung früherer Jahrtausende, die sie f reale Wesen hielt, wie Schmerz, Schlaf, Tod, Leben, Wärm Kälte, Seele, Liebe u. s. f. In der Natur gibt es kein Indi duum, keine Art, keine Gattung, keine Pflanze, kein Thier, ja sel kein chemisches Element — es sind alles Relationen, Monaden, welc die menschliche Erkenntniß zusammenfaßt, um sich in der ungeheur Mannigfaltigkeit der Dinge zurechtzufinden. Daß die Zeit die E scheinungsform der Empfindung ist, wird aus folgenden Erwägunge

einigermaßen klar werden: Das Universum, aus lauter bewegten Atomen bestehend, wäre zeitlos, es wäre stets sich selbst gleich, keine Veränderung, wodurch wir allein die Zeit messen und deren bewußt werden, würde eintreten. Zum Auffassen der Zeit ist unbedingtes Postulat die Dauer im Wechsel, dies findet aber nur bei der Empfindung statt, sie allein ist das wahrhaft Continuirliche. Unsere Seele verharrt, während der Körper sich stets aus neuen bewegten Atomen aufbaut, ebenso das Empfindungsleben des Thiers bis herab zur einfachen Zelle, die wenn sie ausgelebt, einen Theil ihrer Empfindung an die abgeschnürte Tochterzelle überträgt (Folgeleben). Die räumliche Bewegung kann nur zeitlich aufgefaßt werden: unsere Empfindung symbolisirt sich den Raum durch die Zeit d. h. durch die Schwingungen der Atome insofern sie als Lichtwellen unsere Sehnerven erschüttern. „Der Ort ist drei Stunden, tausend Schritte, fünfzig Fuß entfernt," das ist die roheste und ursprünglichste Form dieser Umsetzung; „das Licht braucht acht Minuten, um von der Sonne zur Erde zu gelangen," ist eine wissenschaftliche hoch gesteigerte Erkenntniß. Auch die unbewegte Linie, der unbewegte Körper kann nur durch die Aufeinanderfolge unserer Empfindung sich offenbaren. Alles Empfinden ist ein Zeitliches, wenn auch die einzelnen Zeitabschnitte unendlich klein sind. Räumlich betrachtet ist die Empfindung das Dauernde, die Bewegung das ewig Wechselnde; zeitlich betrachtet, ist die Bewegung das Dauernde, die Empfindung das ewig Wechselnde.

Auch der gemeine Menschenverstand hat eine Ahnung von dieser Wahrheit. Wo ist unsere Seele, so fragt er oft, sie ist überall und nirgends. Wir fühlen, daß unserem räumlich ausgedehnten Körper gegenüber unsere Seele das wahre Eins in der Vielheit ist, sie scheint gar nicht an das Räumliche gebunden zu sein. In der Zeit dagegen finden ihre Veränderungen statt, jeden Augenblick bin ich ein Anderer, es lösen sich die räumlichen Veränderungen meiner Körperatome und der auf den Körper einwirkenden Außenwelt in zeitliche Veränderungen meines Centralbewußtseins.

Was ich als Licht, als Wärme, als Ton mit meiner Empfindu auffasse, es sind nur unendlich rasche Aufeinanderfolgen von Vib tionen, es ist mithin Zeitliches. Dieses Zeitliche ist auch d Wesen der Farben- und Tonharmonieen in ihren wunderbar Wirkungen auf die menschliche Seele. Schon die einfachen Wa nehmungen: grün, gelb, roth, — hell, dunkel — tief, hoch, we schmelzend u. s. f., es ist derselbe Stoff, dieselbe Bewegung, nur Zeitfolge ist eine andere.*)

Die höchste Empfindung ist die, welche die meisten und v schiedenartigsten Bewegungen zu centralisiren vermag, das bew schon der Mensch, welcher den höchst differenzirten, mit den feins Sinnesorganen versehenen Körper besitzt, der dann als Volks- o Menschheitsorganismus sich ins Ungemeine erweitert und wie centralisirt. Nun vermag aber eine so ausgedehnte und mann faltige Bewegung sich nur dadurch zu centralisiren, daß die räu liche Bewegung sich fort und fort verkürzt, also immer mehr zur r zeitlichen wird.

Die Vervollkommnung der Sinneswerkzeuge findet nur dadu

---

*) In der Mitte eines großen finsteren Zimmers mag sich ein Stab finden, der in Schwingungen versetzt ist, doch soll zugleich eine Vorrichtung v handen sein, die Geschwindigkeit dieser Schwingungen fortwährend zu vermehr Ich trete in dieses Zimmer in dem Augenblicke, da der Stab viermal in Secunde schwingt. Weder Auge noch Ohr sagen mir etwas von dem Vorhand sein dieses Stabes, nur die Hand, indem sie seine Schläge fühlt, wenn er berührt. Aber die Schwingungen werden schneller und erreichen die Zahl in der Secunde, ein tiefer Baßton schlägt an mein Ohr, er erhöht sich f während und durchläuft alle Mittelstufen bis zum höchsten schrillenden T aber nun sinkt alles in die vorige Grabesstille. Noch voll Erstaunen über was ich hörte, fühle ich plötzlich von der Stelle her eine angenehme Wärme strahlend verbreiten so behaglich wie sie ein Kaminfeuer ausstrahlt; aber r bleibt Alles dunkel. Doch die Schwingungen werden noch schneller; ein schwa rothes Licht dämmert auf, es wird immer lebhafter, der Stab glüht roth, d wird er gelb und durchläuft alle Farben bis nach dem Violett A wieder in Nacht versinkt. So spricht die Natur zu verschiedenen Sinnen ein leises nur in unmittelbarer Nähe verständliches Wort, dann ruft sie la aus immer weiterer Ferne, endlich erreicht mich auf den Schwingungen Lichtes ihre Stimme aus unmeßbaren Weiten. Dove.

statt, daß dieselben immer mehr für die feinen Zeitunterschiede empfänglich werden: das musikalische Ohr, der geübte Farbensinn, die gastronomisch gebildete Zunge. Da nun aber unser Gesammtempfinden durch die Sinne erst gebildet und erzogen wird, so ist auch hier die feinere Zeitwahrnehmung das Wesentliche.

Nehmen wir nun nach diesen Auffassungen des gemeinen Denkens einen abstracten Fall an, um das inductiv Gefundene deductiv zur Klarheit zu führen.

Angenommen, das Atom a bewegt sich gegen das Atom b und stößt nach einer gewissen Zeit auf dasselbe. Es habe ein gewisses dunkles Bewußtsein des Angezogenwerdens; was wird es empfunden haben, wenn der Zusammenstoß stattfindet? Offenbar nur die Dauer der bestimmten Empfindung: je nachdem dieselbe kürzer oder länger war, wird die Schlußempfindung eine verschiedene Stärke haben. Es ist also reines Zeitgefühl, welches das Atom empfindet und erst aus dieser kann allmählich das Gefühl des Raums sich entwickeln.

Es ist also das Zeitgefühl ursprünglichste Form des Empfindungslebens, in welche sich jede Wirkung auf dasselbe verwandeln muß und zwar um deswillen weil die Dauer auch der einfachsten Wirkung diese in der Zeit nothwendig cumulirt und steigert. Die Empfindung ist also in jedem Zeitabschnittchen quantitativ eine verschiedene.

Nur von dem Leben d. h. nur von der Empfindung sagen wir: „es beginnt, steigert oder erhöht sich und es vergeht." Dagegen ist es ein ausgemachter Satz der heutigen Wissenschaft, daß keine Bewegung vernichtet werden kann, dieselbe ist also zeitlos.

Das Zeitliche ist also das der Empfindung wesenhaft und zunächst Verständliche. Nur durch Uebertragung des Zeitgefühls und seiner Maße hat sie alles Uebrige sich erschlossen, was uns jetzt unendlich einfach und aprioriſch erscheint.

Das neugeborene Kind hat noch sehr wenig Raumsinn, dieser erschließt sich ihm erst nach und nach; dagegen hat es ein entschiedenes Zeitgefühl; denn sein ganzes Leben ist ein rhythmisches. Von der Ausdehnung seines Körpers hat es keinen Begriff, ja es weiß

noch nicht einmal, wo es ihm weh thut; sehr genau aber weiß es, daß ihm etwas weh thut.

Ueberlegt man genau den letzten Grund aller Lebenserscheinungen, so findet man, daß der Empfindung letzter und höchster Zweck, der sich als Wille manifestirt, auf das Dauern oder Verharren gerichtet ist, d. i. wohl sich selbst zu einer zeitlichen oder continuirlichen zu machen. Suum esse conservare will wenigstens jedes animalische Empfindungsleben.

Daß die Zeit unser Ureigenstes ist, geht auch aus Schiller's „Sprüchen des Confucius" hervor; die Eigenschaften der Zeit sind für den Menschen das direkt Wichtigste, dagegen kann der Dichter von den Eigenschaften des Raums nur sagen: „Dir ein Bild sind sie gegeben." Ich führe dieses tiefsinnige Gedicht an, weil die Worte der großen Dichter das im Grunde der Zeit lebende Bewußtsein am Vollkommensten und Klarsten aussprechen.

Ebenso kann der historische Gang, welchen die menschliche Erkenntniß in ihrer langsamen Entwicklung eingehalten hat, uns Aufschluß geben über die Richtigkeit unserer Fundamentalbehauptung. Mond und Sonne in ihrem abwechselnden Verhalten waren die früheſten, sind noch heute bei den wildesten Völkern fast die einzigen Beobachtungen, die einzigen Maßstäbe d. h. Werkzeuge oder Organe der Vernunft. Nun was messen sie? Gewiß nichts anderes als Zeitliches. Sonnen, Winter, Frühlinge, Monde — das waren die ältesten Abstractionen. Daraus erst ergaben sich durch eine viel größere Abstraction, durch Uebertragung des Zeitlichen auf des eigenen Körpers Bewegung, die Messungen der Entfernungen des Raums — in Tagereisen und Stunden. Erst zu allerletzt und ganz gewiß nicht früher, als die schon vorgeschrittene Cultur den Tauschhandel durch edle Metalle hervorgerufen, wurde auch die Messung der Kraft als Gewicht d. h. durch die Anziehung der Erde ein ungemein wichtiger Factor der forschenden Vernunft.

Ich weiß wohl, daß diese Abstractionen sehr schwierig sind, daß unsere gewöhnlichen Denk- und Redeformen denselben widerstreben.

Das gewöhnliche Denken wird z. B. sofort folgende zwei Einreden bereit haben:

a) Die Bewegung findet nicht allein im Raume, sondern auch in der Zeit statt.

b) Die Empfindung ist nicht nur zeitlich, sondern auch an den Raum gebunden: sie faßt die Zeit nur durch die Bewegung auf.

Darauf muß sich der Leser antworten: Empfindung und Bewegung sind allerdings als die ureigensten Qualitäten der Dinge in so steter, unabläſſiger, direkter Wechselwirkung auf einander, daß es unsrer abstrahirenden Vernunft schwer fällt, sie auseinanderzuhalten. Ist es uns doch ein völlig ungelöstes Räthsel, ob zuerst Empfindung auf die Bewegung wirkte oder umgekehrt. Aber denken wir uns das Unmögliche, denken wir die eine Eigenschaft der Empfindung weg, so müßten die bewegten Atome doch nothwendig bestimmte Wege zurücklegen, es wäre also Raum vorhanden. Denken wir dagegen die Atome als unbewegt und nur empfindend, so müßte nothwendig dieses Bewußtsein ein Dauerndes und also Zeitliches sein. Erschlossen wird freilich die Zeit als ein Besonderes erst durch die Bewegung; ebenso dann auch der Raum durch die Zeit. Stets aber hat die Zeit die dauernde Empfindung zur Voraussetzung, während das nur im Raume bewegte Atom jeden Augenblick seine ganze Vergangenheit einbüßt.

4) Wie der Stoff, so sind auch die Erscheinungsformen der Empfindung und Bewegung, Zeit und Raum unendlich.

5) Durch die Bewegung wird mein Empfinden jeden Augenblick ein anderes, durch die Empfindung erhält die Bewegung Dauer.

Dieser Satz erläutert sich und gewinnt Verständlichkeit durch das Vorausbemerkte. Zeit und Raum sind beides Relationen, Erscheinungsformen der beiden Grundeigenschaften der Dinge, Empfindung und Bewegung. Sie sind beide unendlich und als solche unfaßbar. Nur dadurch, daß sie sich gegenseitig begrenzen und durchschneiden,

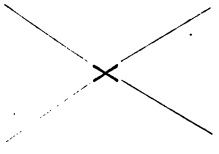
werden sie für uns faßlich und verständlich. Das durch eine S
wegung von Außen her beeinflußte Bewußtsein kann erst zu ein
wirklich zeitlichen Bewußtsein werden, im Urzustande mag
Empfindung potenziell in dem Atom ruhen, sie ist inhaltlos,
Zustand also ein tiefer, absolut traumloser Schlaf. Umgekehrt k
die Bewegung erst von dem Augenblicke die Erscheinungsform
Raumes erwecken, wo die Empfindung den zeitlichen Anfangspu
der Bewegung festhält: so allein erhält die Bewegung, wie ich o
bemerkte, ihre zeitliche Dauer. Schematisch ließe sich dieser Geda
folgendermaßen darstellen.

Ureigenschaften:
Empfindung. . . . . Bewegung.

Erscheinungsform:
Zeit. Raum.

innere äußere

Veränderung.



Wirkung beider Eigenschaften auf einander:
Bewußtwerden der Zeit. Dauer der Bewegung im Raume.

Die Zeit erscheint also der Empfindung als ein ewig Wechse
des, der Raum dagegen als ein Dauerndes. Sich selber muß
gegen die Empfindung dem Wechsel gegenüber als das Dauer
auffassen, die Bewegung dagegen dem Raume gegenüber als
Wechselnde.

6) So lange die Atome ihre ursprüngliche Bewegung bewah
sich gegenseitig abstoßen, bleibt die Empfindung unerschlossen
unthätig.

Dies ist das wahrhaft Unbewußte, die eigentliche Nirwâna o
vollständige Bewußtlosigkeit. In dem Augenblicke dagegen, wo z

Atome sich derart genähert haben, daß sie vereinigt bleiben, muß die eingetretene Hemmung oder Spannung der Bewegung dunkelstes oder Urbewußtsein erwecken. Alle diese Verhältnisse des ursprünglichsten Werdens sind für unser Erfahrungswissen noch durchaus ungelöste Räthsel, da unsere Sinne zu stumpf sind, um auch nur die Bewegungen des unendlich Kleinen wahrzunehmen. Die vier Erscheinungsformen: „Wärme, Licht, Magnetismus, Electricität" welche als allgemeine Eigenschaften längst anerkannt sind und deren innerer Zusammenhang vielfach nachgewiesen ist, erscheinen als die Aeußerung der Bewegung der Uratome. Daß es wirklicher Stoff ist, der in diesen verschiedenen Manifestationen einer einzigen „Kraft" sein Dasein offenbart, ist zweifellos, denn Bewegung ohne Bewegtes ist undenkbar. Diese Bewegung der Atome, welche mit der gleichen Geschwindigkeit den ganzen Weltraum zu erfüllen scheint, sie wirkt fortwährend auf die Körper, deren Aggregatzustand in den niederen Formen, deren Leben bei den höheren (organischen) Formen davon abhängt. Hochinteressant für den Beweis des Vorhandenseins des Aethers ist das schöne Experiment Tyndall's (Heat considered as a form of motion S. 35), in welchem ein silbernes Geldstück zwischen den Polen eines Magnets, sobald dieser durch den Strom magnetisch wird, sich nicht mehr so leicht drehen läßt, sondern wie durch ein dichteres Medium in seiner Bewegung gehemmt wird (the silver moves as if it were surrounded by a viscous fluid).*)

7) Ist einmal — einerlei auf welche Weise — Bewußtheit erwacht, so konnte dieselbe nur eine Folge eigenthümlicher Zusammenlagerung der Atome sein. Eine nothwendige Folge aber auch der dunkelsten Bewußtheit ist das Empfinden der gegensätzlich auf dasselbe einwirkenden Außenwelt und so erwacht denn mit der Bewußtheit

*) „Dies ist jenes geheimnißvolle Agens, von welchem die Gelehrtesten nur sehr wenig wissen. Es entwickelt sich hier Wärme scheinbar durch Reibung an dem reinen Raum (friction against pure space). Und in der That entsteht sie nur durch eine Art Reibung an dem welterfüllenden Medium (interstellar medium)", sagt mit Recht Tyndall.

auch das active Streben das eigene Sein zu erhalten d. h. die Atome streben, in ihrer Zusammenlagerung zu verharren. Schopenhauer's Wille.

8) Ursprünglich erwachte die Bewußtheit aus dem Gegensatze der dem Atom innewohnenden Bewegung gegenüber einer anderen Bewegung, welche sie hemmte oder modificirte.

9) In den ursprünglichen Atomen liegt eigentlich der höchste Individualismus d. h. in ihrem anfänglichen gleichartigen Nebeneinanderbestehen schließt jede einzelne Monade das ganze übrige Universum am vollständigsten aus, erleidet von demselben die wenigsten Wirkungen, sie schläft den tiefsten geistigen Schlaf. Aber weil in diesem Falle auch die größte Gleichartigkeit vorhanden ist und die Wirkungen sowohl auf das Universum, als von Seiten des Universums gleich Null sind, so gebrauchen wir das Wort Individualisiren lieber in anderem Sinne und bezeichnen damit die stets eigenartigere Entwicklung, welche in immer größeren Gegensatz zu der ursprünglichen Uniformität tritt, immer mehr Wirkungen erfährt und ausübt einen stets größeren Theil des Universums sich zu erobern vermag, indem sie dabei dem allen Wesen eingeborenen Drang, der Sehnsucht nach Erweiterung gegen das Unendliche hin gehorcht. Wir reden also in diesem Sinne von höheren oder vollkommeneren Individuen oder Monaden.

10) Das Wesentliche oder das Unterscheidungsprincip liegt darin, daß jede höhere Monade mehr weiß und zufolge dessen mehr kann, als die niedere.

Es verlohnt sich nicht, diesen Satz zu erläutern oder durch Beispiele zu erweisen. Die Beispiele sind da „massig wie der Erdball." Bildung ist Macht, die Erkenntniß ist das Königssiegel des Menschen, nur die Erziehung unterscheidet den Hochgebildeten von dem Wilden — wer wollte sie alle aufzählen, die Belege dieser Wahrheit auch im Volksbewußtsein? Die Ueberlegenheit der niedersten Thierform über die mächtigste Pflanze ist einleuchtend. Daß Wissen und Können analogische Eigenschaften sind, wird später noch ausführlicher be-

handelt werden. Es gilt hier nur, das Wort wissen in der allgemeinsten Bedeutung zu nehmen, insofern es das Bewußtwerden der außerhalb der Monade liegenden Welt in sich schließt; ich gebrauche hier das Wort wissen, nicht empfinden, um das Object, den Inhalt dieser Eigenschaft mehr hervorzuheben. Nur die Wirkungen von außenher erwecken das Empfinden; sei letzteres auch noch so dunkel, es ist in diesem Falle nichts der Monade ursprünglich Eigenes, sondern ein Wissen um das was draußen ist. Das jedesmalige Empfinden ist die Berührungsstelle des Universums mit dem Geistigen der Monade.

Natürlich muß das Können in diesem Falle qualitativ und nicht quantitativ genommen werden. Wahnsinnige Menschen, wilde Thiere können den Weisesten so gut zerreißen, als ihn ein Felsblock zerschmettert, hier gilt aber das schöne Wort Pascals: „Wenn das Weltall sich bewaffnete, ihn zu vernichten, so wäre doch der Mensch ein höheres Wesen, als das was ihn zerschmettert, weil er weiß, daß er sterben wird."

11) Die Welt besteht aus lauter Monaden, welche sich zeitlich entwickeln und in der allgemeinen Concurrenz oder Mitbewerbung sich gegenseitig bedingen, unterstützen, begrenzen, vernichten. In diesem allgemeinen Kampfe um's Dasein haben natürlich die höheren Daseinsformen stets die Oberhand über die niederen.

Wir fassen also die Welt mit Leibniz als vom Geiste des Individualismus durchdrungen auf und haben bereits bemerkt, daß diese Ansicht ein Fortschritt gegen Spinoza ist, der nur den allgemeinen Zusammenhang der Dinge betont. Ist die Welt eine Entwicklung, wie wir annehmen und jede Erscheinung, die kleinste wie die größte, unwiderleglich beweist, so geht sie aus von dem Einfachsten, Gleichartigen und in gewissem Sinne Individuellsten d. h. Ausschließlichsten, das sind die Atome. Jeder Fortschritt geschieht durch deren Vereinigung, wobei dieselben in eine gewisse Bedingtheit zu einander treten, dadurch ihre Kraft erhöhen und weiterer Entwicklung fähig werden. Jede Entwicklung vollzieht sich aber nur durch innere

Kraft und so haben denn bei der allgemeinen Mitbewerbung di ihrer Natur nach kräftigeren Monaden die Bürgschaft der Fort existenz auf Kosten der übrigen. Da nun aber Entwicklung stet ein allmähliches Voranschreiten von dem Einfachen zum Zusammen gesetzten ist, so müssen wir vernünftigerweise annehmen, daß die älteste Formen, welche sich zunächst aus den vollständig unabhängigen Atome entwickeln, eine große Einfachheit aufweisen müssen; ja wir sind z dem Schlusse berechtigt, daß die Fundamentalformen der verschiedene Weltkörper eine gewisse Uebereinstimmung mit einander haben werde eine Ansicht, welche durch die Spectral-Analyse ihre experimentell Bestätigung findet.

Seitdem Darwin sein unsterbliches Werk geschrieben und de „Kampf um's Dasein" als das große treibende und gestaltende Princi in den organischen Formen mit unwiderleglicher Klarheit erwiese hat, ist dieser Gedanke der allgemeinen Concurrenz und des end giltigen Sieges der stärkeren und vollkommeneren Formen auf alle Gebieten erkannt worden und es regt sich nun überall der Schwarm der kleineren Geister, um auf diese Weltformel alle Erscheinunge von den kosmischen — Kampf der Gestirne —, ursprünglich unorga nischen (der Verfasser der Isis stellt die Schwerkraft, das Dränge nach dem Mittelpunkt der Erde voran) bis zu den reingeistige (Sprachen, Rechtsformen 2c.) zurückzuführen. Möchten sie doch nic vergessen, daß schon Hobbes den Naturzustand als das bellum om nium contra omnes definirt hat; daß der Gedanke für sich alle nicht ausreichend ist zur Welterklärung, daß er vielmehr gar leic zur Einseitigkeit und falschen Auffassung der Dinge führen kann.

Nach meiner Ueberzeugung liegt die Größe des Darwin'sch Gedankens nicht in dem erwähnten — allerdings ungemein fruch baren und wichtigen — Momente, sondern in der Erkenntniß d Umformung, der Umgestaltung oder Erziehung niederer Wese zu höheren. Alle welche hierin nicht das wahre punctum salie der modernen Weltanschauung erkennen, müssen nothwendig irre geh und in die Einseitigkeiten der früheren Systeme gerathen, wobei t

Welt stets ein Unerklärliches bietet. Sie werden dann mit Leibniz die Mannigfaltigkeit der Monaden oder Substanzen oder Kräfte als von Uranfang geschaffen oder mit den Materialisten die Vielheit der Kräfte und Stoffe annehmen müssen; sie werden sich mit Cartesius zum unausgeglichenen Dualismus zu bekennen haben oder mit Cuvier, Kant u. A. für jede Epoche besondere Schöpfungsacte zu statuiren genöthigt sein. Irgendwo muß die Mannigfaltigkeit der Daseinsformen ihren Ursprung herleiten, wenn der Kampf um's Dasein das ausschließliche Erklärungsprincip der Welt sein soll. Nur die Entwicklungslehre löst das Räthsel voll und ohne Rest; sie betont aber nicht sowohl die Erhaltung der Formen — das wäre offenbar das Ziel des Kampfes um's Dasein, als vielmehr ihre fortgesetzte Umbildung und Vervollkommnung. Davon aber ausführlicher erst in späteren Abschnitten. Hier genüge es darauf hinzuweisen, daß nicht nur Individuen, sondern ganze Völker ihre individuelle Existenz geopfert, freudig geopfert haben, damit höhere Ideen und Güter der Menschheit zur Geltung kamen. Primum vivere, deinde philosophari, mag sein; bei dieser engherzigen und egoistischen Auffassung ist aber die Philosophie höchstens eine anmuthige Ausfüllung der Mußestunden, eine nicht unmittelbar der Noth des Lebens dienende Geistesthätigkeit; der wahre Philosoph — trank den Schierling.

12) Die ursprünglichsten und einfachsten Daseinsformen, welche sich aus den gleichartigen und einförmig bewegten Atomen entwickelten, müssen nothwendig ebenfalls von kleinen Anfängen ausgegangen sein, welche den Anstoß zu analoger Fortbildung bei den angrenzenden Theilen des Weltstoffs gaben. Diese Anregung vermochte aber sich in unermeßliche Fernen fortzupflanzen, bis endlich eine aus der Natur der Bewegung selbst hervorgehende Begrenzung eintrat.

Dieser Satz stimmt auch mit der Kant'schen Nebulartheorie überein. Es bleibt dabei natürlich eine Frage offen und unbeantwortet: Was war der Grund der ersten Verdichtung, des ersten Impulses? Nehmen wir eine Einwirkung anderer Welten auf unser Sonnensystem als primum movens an, so ist die Frage nur weiter hinaus-

geschoben. Mit Schopenhauer einen grundlosen Willen uns vorstellen, kann unser Denken weder fördern noch befriedigen. Wir stehen eben hier vor der Pforte des Unendlichen, also Unerklärlichen. Unser Wissen muß sich damit begnügen, an das Ewige, sofern uns dieses als das denkbar Einfachste erscheint, alle Erscheinungen anzuknüpfen, sie daraus herzuleiten. Es steht uns eben überall nur der historische Weg offen.

Die Erfahrung bestätigt aber auf allen Punkten der Weltentwicklung, soweit wir in diesem unendlichen Buche zu lesen vermochten, daß jede Neubildung, jede höhere Individualisirung von Einem bestimmten Punkte ausgeht und sich von da aus, als dem Schöpfungsherde, weiter verbreitet. Kein Fortschritt der Menschheit, der nicht in Einem auserwählten Geiste zuerst gedacht worden wäre! Der Ursprung des Menschen, er war das an einem bestimmten Orte, zu einer bestimmten Zeit zuerst gesprochene menschliche Wort. Der Ursprung der Thierwelt, es war ein Klümpchen animalischen Stoffes, in welchem die wunderbare Eigenschaft thierischer Empfindung zu allererst in die Erscheinung trat. Welch ungemessene Räume hat die Thierwelt, hat die Menschheit sich seitdem erobert! Sie vermochten es aber nur durch die Wirkung der Zeit. Unsere Aufgabe ist es nun, alle neugewonnenen Eigenschaften bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen. Wenn Häckel den Stammbaum des Menschen durch zweiundzwanzig Ahnenstufen hinab bis auf seinen ersten thierischen Ursprung zurückleitet, so ist es jedesmal eine neue wichtige Eigenschaft, welche bei jeder Stufe eintritt und das Wesen, das Charakteristische der neuen Thierform ausmacht. Wir müssen aber noch tiefer hinabtauchen in das Dunkel der Urzeit und eine Eigenschaft um die andere in ihrem historischen Entstehen zu belauschen suchen, bis wir an einem Punkte anlangen, wo uns die einfachsten, unverlierbaren, ewigen Eigenschaften der Dinge begegnen, aus denen alle übrigen sich entwickeln konnten; diese Eigenschaften sind für uns Bewegen und Empfinden.

Je einfacher die Formen der Dinge sind, welche uns heute

umgeben, mit desto größerer Sicherheit können wir darauf schließen, daß sie uns den Urzustand der Wesen verrathen. Die größt-mögliche Einfachheit herrscht offenbar in den Atomen des Weltstoffs, deren Bewegung sich uns als Licht, Wärme, Electricität bekundet. Die Allmählichkeit der Entwicklung und die Thatsache der entstehenden Weltkörper verlangt demnach, daß wir den Zustand des Gasförmigen als den jenem Urzustande nächststehenden betrachten und uns aus demselben ein Bild des noch Einfacheren abstrahiren. Das Eigenthümliche dieses Aggregatzustandes ist aber die Expansionskraft und die Zusammendrückbarkeit, mit anderen Worten die Elasticität und im Vergleich zu den festen und flüssigen Körpern ein sehr lockerer Zusammenhang der Theilchen. Im Uebrigen beweist schon das gleichartige Verhalten aller Gase, einerlei welches ihre chemische Substanz sei, gegen Druck und Temperatur, sowie das Verbinden der Gase nach stets einfachen Volumverhältnissen, daß wir es hier mit ursprünglichen Entwicklungsformen zu thun haben; daß wir mithin das Recht haben, uns über das Wesen der mannigfaltigen Formen der unorganischen Welt ebenso durch das Studium der Gase aufzuklären, wie wir die Erklärung der höheren Thierformen durch die Vergleichung mit den ursprünglichen unvollkommenen Arten zu erreichen suchen. Ebenso sind wir auch umgekehrt berechtigt, aus der Natur der Gase den Schluß auf die Eigenthümlichkeit des Weltstoffs zu ziehen und eine ungemein lockere Verbindung der Atome, große Elasticität und lebendige Kraft demselben zuzuschreiben.

Die große räumliche Verbreitung jener primitiven aus dem Weltstoffe sich bildenden Daseinsformen ist nicht minder begreiflich. Wir sehen überall in unserer Welt eine Bewegung oder einen Impuls sich fortpflanzen, bis er durch gegenwirkende Kräfte aufgehoben wird. Bei den sich bildenden Weltkörpern ist aber eine solche Begrenzung nicht denkbar; wir müssen deshalb die letztere in dem Wesen der Bewegung selber suchen. Gerade wie in menschlichen Dingen der Zusammenhang einer Weltmonarchie an der eigenen Größe scheitert, so muß auch der Zusammenhang der sich verdichtenden

Weltatome und die daraus reſultirende Rotation eine beſtimm
Größe gehabt, ſich auf einen begrenzten — wenn auch noch ſo gr
gedachten — Raum ausgedehnt haben. Ebenſo iſt eine aus d
allgemeinen Bewegung ſich ergebende Ablöſung einzelner Theile rec
gut denkbar und ſo erklären ſich denn in unſerem Sonnenſyſte
die gleichgerichteten Umläufe der Planeten und ihrer Monde u
unſer Centralgeſtirn.

Bei jenem rotirenden Urnebel erfüllen ſich ſchon alle Bedi
gungen der Mannigfaltigkeit, welche die Urmutter der Differenzirur
und der Entwicklung iſt. Der einheitliche Zuſammenhang iſt Ind
vidualiſirung, jedes Theilchen, jedes Atom tritt mit ſeiner Bewegur
in das Ganze ein, wird aber auch gleichzeitig durch die Bewegur
aller übrigen Atome bedingt. In dem ungeheueren Nebelba
herrſcht für uns allerdings ſcheinbar große Gleichförmigkeit ur
dennoch iſt neben der Einheit die größte Mannigfaltigkeit. Kei
Atom, das nicht eine eigenthümliche Stellung und Bewegung i
Verhältniſſe zu den übrigen hätte; wie verſchieden iſt die äquatoria
und die polare Lage; wie iſt doch die Wirkung des den ungeheur
Ball umgebenden Weltſtoffs eine verſchiedene, da er nothwendig a
die äußerſten Grenzen, die Kugelfläche, direkt einwirkt, dieſe W
kung ſich aber concentriſch fortpflanzt. (Zur Veranſchaulichung de
man an die Thier- oder Pflanzenzelle in ihrer Bedingtheit von d
ſie umgebenden Medium des Waſſers, wobei die Verdichtung
Oberfläche, d. h. die Entwicklung der Zellhaut ſo natürlich erſcheir

Wir ſehen alſo bei dieſer einfachſten Urform des Werde
ſchon ein Princip walten, welches den Schlüſſel zu der ganzen En
wicklungslehre bietet und welches ich (etwas abweichend von Häcke
den Gegenſatz des Phylonomiſchen zum Autonomiſchen nenne
möchte. Zur Verdeutlichung zunächſt eine Uebertragung in höchſ
bewußte menſchliche Verhältniſſe. Man kann den Menſchen vo
zwei Geſichtspunkten aus betrachten: als Individuum und als The
einer Geſellſchaft. Aber das Individuum ſelbſt iſt nur ein Spiege
bild, ein Mikrokosmus, der alle Eigenthümlichkeiten des Ganze

mehr oder weniger deutlich und vollkommen in sich vereint. Das Ganze erzieht, wirkt, bildet, verändert an dem Individuum; dieses erkennt seine Bedingtheit und all' sein Thun und Denken schöpft seine Nahrung und ergießt seine Wirkung wieder in das Ganze. Das Leben der Phyle, des Ganzen, seine eigenartige Gesetzmäßigkeit reproducirt sich also im Kleinen und ist zugleich causa efficiens, bewirkende Ursache des Individuums: insofern entwickelt sich dieses phylonomisch. Die Autonomie, die Eigenart des Individuums, ist also durchaus bedingt von der Phylonomie und zugleich ein Spiegelbild derselben. In größter Einfachheit findet dieses Verhältniß sich bei jenen sich aus dem Weltstoffe zuerst gestaltenden Daseinsformen. Von all' den zahllosen Atomen ist keines, welches nicht eine Modification erlitten hätte; keines, welches nicht unter dem Einflusse der Gesammtheit dieser Modificationen stände: denn die Totalbewegung vollzieht sich durch die Summe aller Einzelbewegungen. Der Atomenstaat hat bei alledem ein sehr einfaches Leben; er ist dem ärgsten orientalischen Despotismus vergleichbar, jedes Atom bleibt in seiner Sonderheit, das Ganze wird durch einen unwiderstehlichen, eisernen Willen — das Resultat der Zusammendrängung — in die einfache rotirende Bewegung versetzt.

So einfach hier Alles zuzugehen scheint, so treten doch schon die Grundbedingungen des Lebens hervor und wir sind berechtigt, jenen Nebelball ein lebendes Wesen zu nennen; denn 1) hat er sich aus der Gleichförmigkeit der Atome des Weltraums individualisirt; 2) beginnt die Zeit ihre Wirkung zu üben, er gewinnt eine Vergangenheit, welche bekanntlich das isolirt bewegte Atom des Weltraumes nicht hat; die periodischen Rotationen müssen eine, wenn auch noch so vage Wirkung auf das Empfinden der einzelnen Atome ausüben; 3) ist der Anfang der Gemeinsamkeit oder des Gemeinlebens vorhanden, welches allein im Stande ist, den in der ganzen Natur vorhandenen Drang, nach der Unendlichkeit sich auszudehnen, zu befriedigen. Es sind mithin die Grundbedingungen der Entwicklung gegeben.

13) Größer wurde die Mannigfaltigkeit der Bedingungen und damit zugleich die Entwicklungsfähigkeit, als sich einzelne Theile jenes Nebelballs abzulösen, allmählich zu verdichten und, ihre ursprüngliche Bewegung beibehaltend, planetarisch um das Centralgestirn zu kreisen begannen.

Es ist die Aufgabe der Mechanik des Himmels, den causalen Zusammenhang zu erforschen, welcher nach den Kepler'schen Gesetzen zwischen den Umlaufszeiten der Planeten und ihrer Entfernung von der Sonne besteht; für unseren Zweck genügt es, auf die größere Mannigfaltigkeit der sich aus diesem Verhältnisse ergebenden Bedingungen hinzuweisen. Zunächst ist der Planet ein neues Individuum, welches zugleich die ganze Vergangenheit des ursprünglich geeinten Nebelballes miterlebt hatte. Ferner wiederholt sich in ihm im Kleinen die ursprüngliche Bewegung des Ganzen, die Rotation; während er zugleich die Stelle beibehält, welche ihm als Theil in jener Urbewegung angewiesen war. Zeitliches und periodisches Leben beginnt in erhöhtem Maße zu wirken: die Bewegung der eigenen Atome modificirt sich mit der veränderten Stellung des Planeten zu dem Centralgestirne: Sonnennähe und Sonnenferne, Tag und Nacht u. s. w. beginnen ihren langsamen, aber stetigen Einfluß auszuüben und damit die Entwicklung und Differenzirung des ursprünglich ganz gleichartigen Planeten zu veranlassen.

14) In einem ungeheuren Zeitverlaufe haben sich unter der Einwirkung aller dieser bedingenden Ursachen und in gegenseitigem Aufeinanderwirken alle die einzelnen Formen des unorganischen Stoffes, welche die Masse unseres Planeten ausmachen, entwickelt.

Es ist die Aufgabe der Geologie, die Geschichte dieser Entwicklung zu erzählen. Die Sprache, in welcher dieser Bericht abzustatten ist, ist die Chemie. Das heutige Verhalten der verschiedenen Stoffe zu einander, mit anderen Worten, das heutige Werden muß uns nach den Principien der Analogie und des zureichenden Grundes Aufschluß geben über das Gewordene. Das Alphabet aber

zu der uns vorliegenden Schrift sind die physikalischen Gesetze, welche Alles auf die mechanischen Formeln zurückführen.

Physikalische Gesetze sind solche, welche sich direkt aus den, dem Stoffe oder den Atomen ursprünglich innewohnenden Eigenschaften herleiten lassen. Die höchst sinnfälligen Erscheinungen der Bewegung geben uns Aufschluß über die Gesetze dieser Bewegung, wo sie von unseren Sinnen nicht wahrgenommen werden; es können die bewegten Atome sich nicht anders verhalten, als die Summe dieser Atome in den Körpern. Die Fortpflanzung der Bewegung als Licht, Wärme, Electricität übte nothwendig eine Wirkung auf die innere Constitution der einzelnen Stoffe und wir sehen in der That das elektrische Verhalten bei der Anziehung und Verbindung der chemischen Stoffe eine so wichtige Rolle spielen, daß man einige Zeit alle chemischen Erscheinungen aus diesem Princip erklären wollte. In neuerer Zeit hat man diese Erklärung wieder aufgegeben und das Princip der Substitution adoptirt. So glänzende Resultate die Chemie auch bisher seit der kurzen Zeit ihres Bestehens aufzuweisen hat, so ist sie dennoch sehr weit entfernt von dem Ziele, welches sie sich gesteckt hat, die Summe der Erscheinungen auf einfache Principien zurückzuführen und welches sie mit den Worten: „Mechanik der Atome" zusammenfaßt. „Die größte bisherige Errungenschaft in der molecularen Lehre der Eigenschaften des Stoffes ist die aus der mechanischen Wärmetheorie abgezweigte kinetische Theorie der Gase. Wenn diese Theorie, deren Grundzüge durch Clausius und Maxwell gezogen sind, vollendet sein wird, so werden wir die große Frage: Was ist des Molecüls Innermechanismus? zu confrontiren haben." Wir gewahren also deutlich, wie die Chemie darnach ringt, eine vollkommen in sich gegründete mechanische Erklärung für alle Erscheinungen der Materie aufzufinden, d. h. die innere Constitution derselben in kleineren und immer kleineren Massentheilchen zu ergründen, bis sie endlich an das chemische Atom gelangt, welchem sie besondere Eigenschaften als ursprünglich inhärent zuerkennt, dabei die Verschiedenheit der chemischen Elemente als

Grund der Mannigfaltigkeit der Daseinsformen voraussetzend. Der Philosoph kann aber auch an dieser Grenze nicht Halt machen, die Ursprünglichkeit der chemischen Atome nicht zugeben. Die Wahrheit der Entwicklungstheorie vorausgesetzt, müssen auch diese aus gleichartigen Elementen, den Atomen des Weltstoffes, sich gebildet haben. Und es widerspricht durchaus unserem logischen Denken, das gleichartige Resultat — die verschiedene Schwere oder Bewegungsgröße der chemischen Atome aus etwas anderem als aus gleichartigen Ursachen, also größerer Dichtigkeit, verschiedener Anordnung der Theilchen derselben herzuleiten. Es sind demnach die philosophischen Atome, die punctuellen Einheiten oder Monaden Leibniz' der Ausgangspunkt der Erklärung aller Erscheinungen. Die verschwindende Kleinheit derselben darf uns nicht beirren. Die Reibung einer großen Masse verwandelt einen Theil der vor unseren Augen sich vollziehenden Bewegungsgröße in unendlich kleine Vibrationen, die unserer Betrachtung sich entziehen, aber als Wärme, Licht, Elektricität empfunden werden. So unendlich klein und rasch sie sind, sie haben ihre räumliche und zeitliche Begrenzung: die Bewegung kann sich nur in Bewegung verwandeln. Eine Bewegung aber, welche 40—60,000 Meilen in der Secunde durchläuft, muß sich an Körperchen vollziehen, gegen welche sogar die chemischen Atome noch groß genannt werden müssen. So unendlich klein und nun diese Uratome erscheinen mögen, so sehr unsere Phantasie erlahmt, wenn sie sich dieselben vorstellen will, so ist doch andererseits gewiß, daß sie eine bestimmte Raumerfüllung, Raumbegrenzung, Undurchdringlichkeit, Ausdehnung, oder, wie immer man's nennen will, besitzen und daß wir sie bei alledem mit unseren Gedanken nochmals, ja bis in's Unendliche theilen könnten. Letzteres mag, wie Dubois-Reymond meint, eine transscendente Schwierigkeit in dem Begriffe Atom sein; wir sind der Ansicht, daß es hier allein heilbringend sein kann, sich auf den Boden der Empirie zu stellen und zu sagen: Die Uratome haben eine bestimmte Größe. Diese Größe findet da ihre Begrenzung und verlangt keine weitere Theilung mehr,

wo alle Erscheinungen der Welt, sofern sie als Bewegungen auftreten, aus ihr als der einfachsten und letzten Wurzel hergeleitet, alles Materielle als ein Vielfaches dieser Größe aufgefaßt werden kann. Unsere Vernunft hat nicht Ursache zu verzagen oder diese Grenze als eine ihr ewig unerreichbare sich vorzustellen, wenn sie ihren Entwicklungsgang sich vorstellt. Bedenken wir, daß es heute noch Völker gibt, denen Alles, was über die Zahl Drei hinausgeht, unzählig bedeutet, daß andere ihre Zahlenvorstellungen erschöpft haben, wenn sie die Finger der Hand und die Zehen der Füße abgezählt haben, daß dann bei dem hochgebildeten Alterthum selbst die Million keine weitere Potenzirung erfuhr; so muß uns, die wir die Fixsternweiten und die Geschwindigkeiten des Lichtes berechnen, die wir von den chemischen Atomen schon die Grenzen bestimmt haben, innerhalb deren ihre Größe liegen muß, eine stolze Zuversicht erfüllen und wir dürfen das Nil mortalibus arduum est von der menschlichen Wissenschaft, die mit jedem neu erworbenen Besitze sich ein Mittel schafft zu weiteren Eroberungen, in freudigem Vertrauen anerkennen.

Wird aber unsere Erkenntniß von den Dingen alsdann eine vollständige sein, wenn wir den Mechanismus des Weltalls erforscht, wenn jede Erscheinung als ein einfaches Problem der auf einander wirkenden bewegten Theilchen, die hier als Ruhe, dort als große Massenbewegung, hier als bunte Farben, dort als Harmonie der Töne, hier als mannigfaltige chemische Substanzen, dort als Glühhitze oder eisige Kälte uns erscheinen, gelöst und auf ihren Urgrund zurückgeführt sein wird? Hierauf gibt es nach meinem Dafürhalten nur die Antwort: Nein. Dieses Nein deutet aber nicht etwa auf metaphysische Grenzen, auf eitle Fragen nach dem Ursprung der Atome, nach dem Ding an sich hinter der Erscheinung, oder nach dem ersten Beweger, dem fons mechanismi und wie die unergründlichen und darum müßigen Speculationen alle heißen mögen — werfen wir vielmehr alle Metaphysik ein für allemal in die Rumpelkammer und wagen wir es uns zu gestehen: es gibt nur eine

Physik — sondern auf die ganz bestimmten und zweifellosen Thatsachen, 1) daß alle diese Erscheinungen historisch einmal so geworden sind und daß demnach dieses zeitliche Werden, diese Entwicklung ebenfalls einer Erklärung bedarf; 2) daß in der ganzen Erscheinungswelt auch Leben und Empfindung herrscht und daß dieses Eigenschaften sind, welche wohl von der Bewegung abhängig und auf dieselben einwirken, aber nun und nimmermehr aus derselben einfach erklärt werden können. Doch darüber später ausführlicher. Hier möge nur auf den Grund des Irrthums hingewiesen werden, welcher statt Nein mit Ja antwortete, und welcher hauptsächlich in der Einseitigkeit des Materialismus vertreten ist. Dieser Irrthum liegt in der Gegensätzlichkeit von Geist und Welt, von Subject und Außendingen, von Denken und Erscheinungswelt. Wir haben uns gewöhnt, in dem vieltausendjährigen Entwicklungsgang der menschlichen Vernunft nichts weiter zu sehen, als eine fortwährende symbolische Umdeutung der außer uns liegenden Welt in Bilder unseres Geistes; wir betrachten diese Vernunft wie etwas ursprünglich Vorhandenes, in welchem mit zunehmender Erfahrung die Welt ihren Einzug gehalten und sich immer deutlicher abgespiegelt habe. So glauben wir denn auch, daß die Arbeit erschöpft sei, wenn das geistige Auge seine Sehkraft derartig gesteigert hat, daß es mit dem stärksten Mikroskop die Bewegung des Einfachen, d. h. des unendlich Kleinen und mit dem mächtigsten Makroskop die Bewegungen der Weltsysteme überschaut. Eine Frage bleibt dann aber immer noch zu lösen: Was ist denn unser Geist? Der Materialismus ist schnell bereit mit seiner Antwort: Ganz ähnliche, ganz dieselbe Bewegung, wie die Dinge draußen! Wir danken für diese Erklärung, wem sie genügt, der ist zu beneiden. Der Spiritualismus — seine Antwort ist auch bekannt. Der Monismus aber, die tiefsinnigste und allein wahre Erklärung der Welt, sagt: „Geist und Welt sind Eins". Jener ist Entwicklung, wie diese. In dem Menschengeist gelangt die überall bis zum Atom beseelte Welt zur höchsten Bewußtheit. Der Menschengeist ist Mikrokosmus, indem alle Kräfte, alle Eigenschaften

alle Entwicklung der Außenwelt sich hier auf kleinem Raume vereinigen. Die Welt gelangt nur als Empfindung zu unserem Bewußtsein. Es gibt also auch Empfindendes. Unser empfindender Geist war nicht von Ewigkeit da, er ist auch nicht urplötzlich aus dem Nichts herausgesprungen, er hat sich entwickelt. Die Eigenschaft der Empfindung muß also auf früheren Stufen den Wesen eigen sein; wir können freilich nicht zu ihr hinüberdringen, wir können nur — durch die Symbolik der Bewegung veranlaßt — mitempfinden. Je ähnlicher uns die Wesen, desto vollkommener und natürlicher diese Sympathie. Vom Bathybius bis zum Menschen erkennen wir die Eigenschaft der Empfindung als die Atome ordnend und Gestaltung schaffend an. Sie muß aber vorher schon auf allen Stufen der Entwicklung vorhanden gewesen sein. Sie bildet das eigenste, innerste Wesen auch der unorganischen Stoffe, ihre Seele, ihren Willen; das Verhältniß derselben zu einander, die Attractionen und Repulsionen, sind auf sie zurückzuführen. Dunkler und immer dunkler wird dieselbe, je tiefer wir in der Stufenreihe der Wesen hinabsteigen und dennoch wissen wir Einiges, was ihr immer eigen sein muß: ein dunkles Gefühl des Ich und eine Wirkung von Außen, welche sich als Gegensätzlichkeit darstellt und den Willen veranlaßt. Noch ist dieses Gebiet vollständig unangebaut, so sehr auch gewisse Erscheinungen, z. B. die gierige Vereinigung von Säure und Basis auf die Analogieen in der Thierwelt hinweisen, und obgleich schon im Alterthum Empedokles Anziehung und Abstoßung der bewegten Welt mit Haß und Liebe gleichstellte. Nicht einmal die Grundlinien dieser Wissenschaft sind gezogen, erst Schopenhauer's genialer Geist hat gleichsam divinatorisch die Aufgabe erschaut. Ihre Lösung bleibt der Zukunft vorbehalten, der Wissenschaft des Monismus; die Menschheit wird zu dem Ausbau dieser Wissenschaft, als ihrer höchsten Aufgabe, immer und immer zurückkehren, weil durch sie allein das Kleinste wie das Größte verständlich wird. Jede andere Lösung wird als unvollständig zurückgewiesen werden, weil sie folgenden unanzweifelbaren Thatsachen widerspricht,

welche gleichsam die Grundpfeiler der zukünftigen Wissenschaft a
machen: 1) Alle organischen Wesen haben sich im Verlaufe der
zu ihrer heutigen Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit aus unv
kommensten Anfängen entwickelt. 2) Auch unser Planetensystem
zeitlich einmal entstanden und hat sich aus einfachen Anfängen
dem Weltstoff entwickelt. Die Philosophie und Naturwissensch
werden mit vereinten Kräften an der Lösung dieser Aufgabe arbei
der Gegensatz der Geisteswissenschaft und des Materialismus w
sich unter einer höheren Einheit ausgleichen. Die Frage: Wie
der Menschengeist geworden? wird eine doppelte Aufklärung
währen, sie wird einerseits fertige, absolute Begriffe, welche so v
fache Verwirrung verursacht haben, durch Forschen nach ihrem
sprunge und ihrer Entwicklung berichtigen oder beseitigen; ande
seits wird die Geistesentwicklung sowohl Symbol als Maßst
werden für dies Verständniß der Weltentwicklung. Die Frag
welche die Chemie zu lösen haben wird, wenn sie sich als würdi
Glied in die philosophische Wissenschaft einreihen will, werden laut
Welcher von den vorhandenen Stoffen kann als der einfachste, d.
dem Urstoffe nächststehende betrachtet werden? Welche Reihenfo
der einzelnen Stoffe bietet sich dar, wenn man eine Entwicklung i
selben aus einander voraussetzt? Wie ist die Erziehung dieser St
zu denken? Welchen Antheil hat unsere Sonne als Wärme- u
Lichtquelle? Welchen Antheil die Bewegung der Weltatome? D
elektrische Verhalten aller Stoffe deutet auf einen directen Anth
dieser allgemeinen Kraft bei jeder Entwicklung. Was ist auf Re
pung der planetarischen Eigenbewegung unserer Erde und der dara
sich ergebenden mannigfaltigen und periodisch abwechselnden V
hältnisse zu setzen? Was auf die zeitliche Einwirkung der einzeln
Stoffe auf einander? Mit einem Worte, wir werden von die
Wissenschaft eine Aufklärung über die Entwicklung der unorganisch
Stoffe erwarten; die heutige Riesenaufgabe der Entwicklung der O
ganismen wird alsdann wie ein kleiner Maßstab, ein vielleicht u
bedeutendes Element einer ungeheueren Kette erscheinen. Die Pl

losophie wird aber den todten Stoffen Leben einhauchen und die Ziele, welche ehedem alchymistischen Thorheiten vorschwebten, werden eine unerwartete Verwirklichung finden. Man wird Blicke thun in die geheimnißvolle Werkstatt der Natur: das Verhältniß von Mann und Weib, der Wissensdrang des Menschen, die unbefriedigte Sehnsucht nach dem Unendlichen, die mystische Ahnung höherer Gewalten — sie werden ihre Keime in den Verhältnissen des unorganischen Stoffes, in dort geborenen Principien und Eigenschaften staunend erkennen. Die Welt wird wieder eine lebendige sein und thörichte Fragen, wie: „Ist es die beste oder die schlechteste der Welten", wie sie Leibniz und Schopenhauer aufgeworfen haben, oder „Ist der menschliche Wille frei oder unfrei?" oder „Gibt es Zwecke in der Natur?" welche so recht ihren anthropomorphischen Ursprung verrathen, werden für die einstige aufgeklärtere Weltanschauung nicht mehr Sinn haben, als wenn man heute einen Mathematiker fragte: Ist ein Dreieck roth oder blau? den Physiker: Ist die Bewegung langsam oder schnell? den Astronomen: Ist der Nordpol oben oder unten?

15) Jedes Wesen der Welt ist demnach eine von geistigem Inhalte (Apperception und Wille) durchdrungene oder erfüllte Monade, deren Körper mechanisch bewegter Stoff ist, welcher aber seine Form, seine Größe u. s. w. nur durch jenes Geistige erhält. So wie die mechanische Wirkung der Körpertheilchen einen Schwerpunkt hat, so hat auch das Geistige eine gewisse Einheit, welche nach einer bestimmten Richtung zu wirken vermag.

Das ist bei den Thieren vollkommen klar. Die Verwendung des Verbrennungsprocesses zu bestimmter körperlicher Thätigkeit, zum Laufen u. s. w., es ist die vom Geiste gegebene Richtung, welche hierbei vorwaltet. Sich selbst überlassen würden die Atomkräfte des thierischen Leibes keine organische Thätigkeit verrichten: es ist der in Nervencentren und Ganglien localisirte und von einem geistigen Centralpunkte aus determinirte Wille, der aus der Empfindung hervorgeht, welcher Alles verrichtet. Der ganze kunstvolle Bau des

Thieres aber ist ein unter der Wirkung dieser Eigenschaft — der Empfindung — in vielen Jahrtausenden gerade so und nicht anders gewordener. Wie nun die uns bekannte thierische Empfindung der Schöpfer der unzähligen, an Form und Inhalt so verschiedenen Wesen geworden ist, welche bis zu den Atomen herab zweckmäßig gebildet und dem entsprechend thätig sind, so muß ein Analogon dieser Thierseele in allen übrigen Wesen, also auch den unorganischen Stoffen vorhanden sein, welchem sie sowohl ihre Structur, wie auch ihr Verhalten, ihre Lebensäußerungen verdanken. Jede chemische Substanz ist ein Individuum, eine Monade, das Produkt einer Entwickelung, welche ihre Eigenschaften so gut in unendlichen Zeiten erworben hat, als in viel kürzeren Zeiten die Unterschiede von Pflanze zu Pflanze, von Thier zu Thier, vom Culturmenschen zum Wilden, von Sprache zu Sprache sich entwickelt haben. Das Eigenartige jeder Monade ist ihr Geist, ihre Seele — erscheinen uns dieselben irreduktibel oder unvernichtbar, so ist dies nur daraus zu erklären, daß uns die Kräfte fehlen, den inneren materiellen Zusammenhang aufzuheben. Wenn die Chemie lehrt: Es gibt keine chemische Verbindung, welche nicht bei einem bestimmten Hitzegrad dissociirt oder auseinandergerissen werde, so zeigt sie uns den Weg, auf welchem schließlich jede Individualität als in die Uratome zerfallend gedacht werden könnte.

Wenn wir hiernach allen Wesen einen gewissen Grad der Bewußtheit und ein daraus sich ergebendes Handeln zuschreiben, so folgt daraus, daß ihre Thätigkeit in einem gewissen Sinne ein zweckliches genannt werden muß. Es ist dies der genialste Gedanke Leibniz', welcher die einseitig teleologische Auffassung der antiken Philosophie und die reine Causalität Spinoza's zu einer höheren harmonischen Einheit verbindet. Es ist freilich eine schwierige, vielleicht die allerschwerste Abstraction, welche wir unserem Denken zu muthen müssen und ich zweifle nicht daran, daß die meisten Leser hier „müßige Speculationen, Wiedereinführen des Zweckbegriffs, der so viel Verwirrung verursachte ꝛc.," finden werden. Mögen sie be

denken, daß man Leibniz und Schopenhauer ähnliche Vorwürfe gemacht hat, ihre Theorien seien anthropomorphische Schwärmereien, sie führten die alte Fabelwelt wieder ein, es seien geistreiche Paradoxieen. Und alle diese Vorwürfe beruhen wieder doch nur auf mangelndem Verständnisse und oberflächlicher Auffassung ihrer tiefsinnigen Gedanken. Ich werde suchen, den dunkeln Gedanken nochmals in möglichst klare Beleuchtung zu setzen.

Wenn wir den Körper irgend eines Organismus in seine Theile, d. h. in seine letzten Atome zerlegen könnten, so würden wir finden, daß jedes dieser Atome an seiner bestimmten Stelle mit der ihm eigenen ursprünglichen Kraft wirkt. Jedes Atom hat von Ewigkeit her Bewegung besessen, übertragen, modificirt und ist mit der ihm zuletzt eigenen Bewegungsgröße in dieses System, welches Thier- oder Menschenkörper heißt, eingetreten. Es wirkt, so viel es kann, so viel es muß — nicht mehr, nicht weniger. In diesem Sinne ist der ganze Menschenkörper ein Bewegungssystem — reiner Mechanismus.

Man stelle eine Pflanze, ein Krystall, einen unorganischen Stoff daneben: es wird kein Unterschied als ein quantitativer sich ergeben: sonst ist Alles gleich.

Gesetzt nun, die Chemie löse alle diese mannigfaltigen Combinationen in ihre Uratome auf, zeige uns auf's Allergenaueste, ohne daß ein Atom verloren geht, die Quantität der Bewegungen, sind alsdann die Wesen erklärt? Ein Kind wird einsehen, daß dies nicht der Fall ist: wenn man ihm einen kunstvollen Bau in lauter Sandkörner zerlegte, diese hinschüttete und sagte: Richte darnach einen Bau auf! Wie viele Combinationen wären wohl möglich, bis es durch Zufall den richtigen Plan ausführte?

Das Wesentliche bei allen Wesen ist also die Form. Von menschlichen Kunstwerken ist die Form der Naturwesen dadurch unterschieden, daß dort eine äußere Kraft und Intelligenz, hier nur die innere Kraft und Intelligenz wirksam sind, mit anderen Worten, daß in der Natur Künstler und Kunstwerk dasselbe sind.

Wie die körperliche Substanz, so hat auch die Form ihre El
mente. In den Uratomen fallen beide zusammen, da sind Form u
Substanz eins und dasselbe. Auf allen anderen Stufen sind
verschieden, um so verschiedener, je höher die Stufen. Die nieder
Stufe wäre offenbar die, in welcher die Atome möglichst gleichmäß
zusammengelagert wären.

Die Entwickelung der Thierwelt bietet uns ein schönes Beispi
Der Bathybius oder der den Meeresboden bedeckende animalis
Bildungsstoff, ein weiches, structurloses Plasson, gelte uns als
erste, einfachste Form, wohl gemerkt, nur für das Thierleben, welch
ja nur ein Ast ist am Baume des Lebens. Diese Urform erh
ihre Eigenschaften auf allen höheren Stufen, sie ist das einfach
Formelement. Aus diesem ergab sich als zweites Formelement
Zelle, deren einfachstes Leben uns in den Moneren veranschaulic
ist. Wie die einzelnen Molecülen den Bathybius bilden, so setzt si
die nächste Stufe aus dem zweiten Formelement, den Zellen, z
sammen. Offenbar wäre ein weiteres Formelement gewonnen, wen
die Zahl der zusammenhängenden Zellen nicht willkürlich, sonder
stets eine gleiche wäre. Aus diesen kugeligen Zellenformen entwick
sich dann durch Einstülpung ein weiteres hochwichtiges Formelemen
die Gasträa. So können wir bei den Thierformen die Elemen
zurückführen bis auf die einfachsten Anfänge, sie von da hinaufleite
so weit es der Stand der Wissenschaft erlaubt, zu den vollkommenst
Arten. Bei jedem Individuum ist nun offenbar das Causalverhältn
der einzelnen Formelemente maßgebend für seine Entwickelung, se
geistiges Leben, seinen Willen. Dieses Causalverhältniß ist ab
einzig und allein gebaut auf die Eigenschaft der Empfindung. A
im Verlaufe einer unermeßlichen Entwickelung gewonnenen u
typisch gewordenen Eigenthümlichkeiten eines jeden Thieres lass
sich nur allein und ausschließlich mit dieser Eigenschaft
einem nothwendigen Causalzusammenhang denken. Bestimmen
Factoren waren und sind freilich die Dinge der Außenwelt: Mitt
zur Ausführung die bewegten Atome, die Materie: Leiter und A

führer des ganzen Evolutionsproceſſes war aber einzig und allein die Empfindung und dieſe wirkte zweckbewußt und als Wille.

Nicht anders kann es auch bei den nichtorganiſchen Körpern und bei den Pflanzen ſein. Sie ſind keineswegs bloßer Mechanismus, ſie ſind auch Wille, d. h. ſie haben ein Analogon der Thierſeele, ein inneres Geiſtiges, ein dunkelſtes Empfinden. Dieſes entſpricht durchaus ihrer inneren Form, war thätig bei dem Erſchaffen dieſer Form und iſt ſtets und überall vollſtändig vorhanden, wo dieſe Form in einen Gegenſatz tritt zu anderen Weſen der Außenwelt. Wenn daher Liebig ſagt, es ſei die Aufgabe der Chemie: „die todten Stoffe zum Reden zu zwingen", ſo iſt dieſes ſchöne Wort buchſtäblich wahr, nur müßte es lauten: die lebenden Stoffe, denn gerade weil ſie leben, bewahren ſie ihre Individualität, bleiben ſich ſelbſt, ihren Eigenſchaften ſtets getreu und bethätigen dieſelben unter allen Verhältniſſen.

Welcher Art, welcher Natur dieſes Empfinden, dieſes innere Geiſtige des Stoffes ſei, das wiſſen wir: wie es nur Eine Bewegung gibt, ſo gibt es auch nur Ein Empfinden, das beweiſt jede Erſcheinung des Thierlebens, welches ſich doch nur aus urſprünglich unorganiſchem Stoffe aufbaut. Daß es uns ſo ſchwer wird, in dieſen Gedanken hinabzuſteigen, die ganze Natur, ja jedes einzelne Atom als urſprünglich beſeelt, empfindend zu denken, das liegt eben darin, daß wir von dem Empfinden überhaupt nur etwas durch Mitempfinden gewahr werden; dieſes iſt leicht bei den ähnlichſten Weſen, ſchwer, ſehr ſchwer bei dem dunkeln Bewußtſein tieferer Stufen. Nur zu geneigt ſind wir, helles menſchliches Denken analogen Erſcheinungen der Natur unterzuſchieben, das ſind die Quellen anthropomorphiſcher Irrthümer. Sagt uns ein Menſch: „Mich friert!" ſo werden wir nicht irre gehen, wenn wir die gleiche Empfindung bei dem armen winſelnden, zitternden Hündchen vorausſetzen. Nicht ganz gerechtfertigt wird unſer Mitleid ſein, wenn wir es in gleichem Grade auf die erſtarrte, ſteif gefrorene oder

vom Froste geknickte Pflanze übertragen; hier waltet schon eine ähnliche dichterische Uebertragung, wie wenn wir von der vor dem Hauche der Kälte zitternden Flur reden, oder wenn die Vedahymnen (in buchstäblichem Sinne) sagen: „Der Himmel brüllt.“ Für den Dichter dieser Hymnen war der Himmel eben ein lebendes Wesen, wie der griechische Uranus ursprünglich auch: seitdem galt er für eine metallene Scheibe, ein sternbesäetes Zelt, ein ungeheuerer Weltraum, um dereinst — wieder ein Lebendes zu werden.

Wir müssen uns einstweilen darauf beschränken, analogisch jedes Wesen für eine Individualität zu halten, den Inhalt seines Wesens sein Geistiges, aus seinem Thun oder Verhalten uns zu erschließen gleichartiges Verhalten deutet wieder auf analoge Eigenschaften. chemische Affinitäten, Substitutionen, Aequivalenzen, krystallinische Formen, es sind alles geheimnißvolle Eigenschaften, welche der Stoff in einer langen Entwicklung sich angeeignet hat und die ihm dann eigen geblieben sind. Ein göttliches Auge vermöchte in der Structur und den inneren Eigenschaften des Stoffes die Geschichte des ganzen Universums, sofern es zu seiner Bildung beigetragen hat, herauszulesen: gerade wie ein tiefblickender Psycholog aus den Gesichtszügen und Reden eines Menschen sich dessen Vergangenheit enträthselt. Das Eine gilt hier für unser Denken als unumstößlich: Je einfacher das Wesen, je leichter die Bewegung zu erklären: desto unverständlicher für uns das Wesen, desto dunkler sein eigenes Bewußtsein, sein eigener Wille. Der Grund ist leicht einzusehen. Wir verstehen am besten die uns ähnlichsten Wesen: die Berührungspunkte und Modificationen sind unzählige; ein tiefer stehender Mensch, ein Thier sind uns in ihrem Inneren viel weniger klar, sie sind sich selbst viel weniger klar und können darum auch nicht mehr mittheilen; je tiefer das Wesen steht, um so mehr senkt sich seine innere Eigenthümlichkeit in Dunkel für es selbst und auch für uns, um so mehr sind wir geneigt, reinen Mechanismus anzunehmen. Leibniz ist so von dieser Wahrheit durchdrungen, daß er exprimer und représenter ganz unterschiedlos gebraucht für das, was eine

Monade ist, d. h. ihre innere Structur, ihr Verhalten, ihr Thun, ihre Entwicklung und das, was sie uns vorstellt.

Es bleibt eben einem Jeden überlassen, diesen Gedanken in seine dunkeln Tiefen zu verfolgen; ich begnüge mich nur noch, ein Beispiel anzuführen. Man denke sich zwei chemische Stoffe, die auf einander wirken, je nach dem Grade ihrer Verwandtschaft wird nur ein Molecül um das andere den Proceß der Verbindung beginnen, dann das nächste disponiren und so kann der ganze Proceß sehr langsam verlaufen. Es ist aber auch möglich, daß die Verbindung eine fast augenblickliche ist und daß sich die Stoffe gewaltsam in dieselbe stürzen. Solche Verwandtschaften walten offenbar auch in der beseelten animalischen Welt und es ist ebenso nothwendig, in den letzteren die geheimnißvollen Urkräfte der scheinbar unbeseelten Stoffe anzuerkennen, als umgekehrt jenen rein chemischen Elementen eine gewisse Beseelung zuzuschreiben.

16) Mit dem organischen Leben erwacht ein neues Princip in der Schöpfung. Es entstehen Wesen von viel höherer Beseelung, in welchen das Universum mit seinen wirkenden Kräften sich viel mannigfaltiger und feiner abzuspiegeln vermag, welche viel mehr im Stande sind, sich den äußeren Verhältnissen anzupassen und welche die Fähigkeit gewinnen, durch Entstehen und Sichselbsterneuern die gewonnenen Eigenschaften zu vererben, so zu cumuliren, mit anderen Worten, der Wirkung der Zeit einen viel größeren Spielraum zu gewähren, als die unorganischen Wesen. Auch sie gingen von kleinsten Anfängen aus und entwickelten sich zu ihrer heutigen, staunenerregenden Mannigfaltigkeit.

Das letztere ist nicht zu verwundern. Je complicirter die Verhältnisse, eine desto reichere Fülle von neuen Combinationen vermag aus ihnen hervorzugehen. Bei Thieren und rohen Völkern herrscht der Heerdentypus, je vorgeschrittener das Volk, die Familie, desto individueller werden die Gesichtszüge. So ist's mit der Kunst, mit den Sprachen, mit Allem. Das schöpferische Princip, welches mit dem Organismus auftritt, es ist das Princip der Vertretung, wie ich

an einer andern Stelle nachweisen werde; aus ihm erwachten, mi
ihm verbündeten sich alle übrigen, von denen Darwin einige mi
Meisterhand aufgestellt und durchgeführt hat. Das Princip der Ver
tretung, welches in der unorganischen Chemie schon als Substi
tution vorhanden ist, beruht darin, daß ein Wesen im Stande ist
fortwährend zu vergehen und sich zu erneuern. Auf diese Weis
kommen die Monaden, aus welchen es besteht, in eine viel schneller
Verwerthung, derselbe Stoff kann tausendmal an derselben Stell
Pflanzen- und Thierleib werden, er ist also im Stande, die dor
zusammenwirkenden Verhältnisse in ungeahnter Weise zu cumuliren
Die Form beginnt ein unabhängiges Dasein zu gewinnen
Dieser Gedanke verdient eine besondere Erwägung.

In den Uratomen ist, wie bereits bemerkt, Form und Substan
einerlei. Die höheren Monaden unterscheiden sich durch ihre Forme
so zwar, daß sie mehr oder weniger einfache oder zusammengesetz
sind. Die Zusammensetzung ist stets auf Formelemente zurückzuführe
obgleich sich diese Elemente in der Zusammensetzung modificiren. D
63 chemischen Elemente sind für die heutige Wissenschaft einstweile
die einfachsten Formen; es ist aber mehr als wahrscheinlich, da
viele Verbindungen nur durch Rückbildung der einzelnen Element
in die einfachsten Structurverhältnisse möglich werden, daß sie alsc
selbst als einfache Stoffe aufgefaßt werden müssen. Bei allen un-
organischen Stoffen aber ist die Succession, d. h. die zeitliche Ent-
wicklung noch nicht wesentlich. Periodische Bewegung (durch Mo-
lecularvibrationen) findet zwar auch bei ihnen statt, sie summirt sich
aber nicht zu neuen Perioden, sondern geht spurlos an dem Wesen
vorüber; Veränderungen sind höchstens Veränderungen des Aggregat-
zustandes; Auflösungen und Verbindungen haben keinen Plan, die
unorganischen Wesen beschränken sich gegenseitig nach den in
ihnen liegenden Eigenschaften und unter der Einwirkung kosmischer
Kräfte. Mit einem Worte, es findet bei den unorganischen Wesen
keine Entwicklung mehr statt; die Entwicklung ist zum Stillstand ge-
kommen.

Denken wir uns nun einen unorganischen Stoff, bei welchem periodische Veränderungen in der Weise stattfinden, daß dieselben a) zu einer wesentlichen Eigenschaft desselben werden; b) daß dieser Stoff sich selber beschränkt, so haben wir den auf allen Wegen so viel gesuchten, scheinbar so unerklärlichen Ursprung des Lebens in der natürlichsten Weise erklärt. Hier wird das: Wann und wie geschah es? eben auch ewig unbeantwortet bleiben; uns genügt aber die Beantwortung der Frage: Wie war es möglich? Unorganische Stoffe und zwar die vier Haupttypen der chemischen Elemente — Wasserstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff — begegneten sich unter ganz besonderen Verhältnissen, die elektrischen und erwärmenden Wirkungen der Sonnenstrahlen bedingten eine Bewegung der Atome, welche sich schöpferisch fortsetzte; so entstand eine allmählich voranschreitende Neuschöpfung, deren Wirkung wohl gewesen sein mag, daß das Neuhinzukommende dem bereits Vorhandenen die Bedingungen des Daseins in der bestimmten Weise raubte. Damit ist das Sichselbstbeschränken erklärt und zugleich die Ur- und Grundeigenschaft alles organischen Lebens: das Entstehen und Vergehen. Da wir aber unter den allereinfachsten Formen der Organismen — in dem scheinbar ganz structurlosen Protoplasma von Pflanzen und Thieren — eine Eigenschaft schon wahrnehmen, nämlich das beständige Erneuern des Stoffs durch Anziehen und Ausstoßen, so muß auch diese ihre Erklärung finden. Wollen wir hier nicht auf jede Möglichkeit der Erforschung verzichten und einfach sagen: Es ist das Spiel der Kräfte des unendlich Kleinen, das sich unserer Beobachtung entzieht; so ist ein auf polaren Kräften beruhender gegenseitiger Austausch schon bei dem erst aufglimmenden Leben anzunehmen; die Dichotomie oder die Doppelspaltung des Lebens in Pflanze und Thier also auf der untersten Tiefe und als eine Ursache des Lebens schon aufzustellen. Doch darüber an einer anderen Stelle.

Einmal die Succession oder die Periodicität eines Wesens zugegeben, ist das größte Wunder — an welchem die meisten Menschen

noch festhangen, etwa wie die aufgeklärtesten Juden am Jom Kipur — aus der Reihe der Wunder gestrichen. Denn es ist begreiflich, daß innerhalb einer Reihe von Zeitmomenten, seien diese noch so einfach in ihrem Grundwesen, sich gar viele Wirkungen einschalten können, welche, wenn sie sich beständig wiederholen, sich cumuliren und auf diese Weise die ganze Natur des Wesens verändern müssen. Gesetzt, die Menschenkinder seien bei der Geburt sich ziemlich ähnlich, man nehme nun ein chinesisches Kind und bringe es zu deutschen Eltern, ein deutsches Kind dagegen zu chinesischen Eltern; was wird geschehen, jenes wird ein erträglicher, wenn auch etwas schiefäugiger Deutscher, dieses wird ein begabter Chinese werden. Woher dieses? Die Phylonomie Deutschthum und Chinesenthum wirkt auf das heranwachsende Wesen und entwickelt als erziehender Factor diese Eigenschaften autonomisch. In die Periodicität des rein menschlichen Wachsthums schalten sich also beständig Wirkungen eines fortdauernden kleinen Universums ein, letzteres bedingt den Mikrokosmus und spiegelt sich in demselben. Nicht anders als hier bei den vollkommensten Wesen kann es auch bei dem ersten Wachsen des primitivsten organischen Stoffes zugegangen sein. Die nächsten Bedingungen der umgebenden Welt, sowie die unausgesetzt wirkenden kosmischen Kräfte üben einen constanten Einfluß aus auf das fort und fort sich entwickelnde Wesen. So klein, so unbedeutend diese Wirkungen sind, sie summiren sich im Verlaufe der Jahrtausende und geben schließlich demselben eine neue Eigenschaft. Gewiß ist, daß gerade an die Erziehung der niedersten organischen Wesen die Natur eine unberechenbar lange Zeit gesetzt hat, sowie daß die Veränderung der äußeren Lebensbedingungen einestheils zahllose Wesen vernichtet, anderntheils den ausdauernden, d. h. sich anpassenden, neue, vollkommenere Eigenschaften verliehen hat. So ist ja auch im Menschenleben die Noth die Erzieherin und Weckerin der schönsten Kräfte.

Die Form der Organismen ist nun nicht mehr, wie bei den unorganischen Stoffen, eine dauernde, sich nur zeitweilig verändernde,

sondern sie ist in einem fortgesetzten Fluß. Wie der Strom, der vor unseren Augen vorbeifließt und seit Jahrtausenden an dieser Stelle floß, immer ein anderer ist, immer aus anderen Wassertheilchen besteht, so müssen wir die in regelmäßige Succession sich erneuernde Form des allereinfachsten organischen Stoffs auch in einer stetigen, wenn auch ganz unmerklichen Wandlung begriffen uns vorstellen; denn das ist gewiß, sie ist niemals ganz dieselbe. Offenbar gewinnt aber ein Stoff, der in einer tausendjährigen Formwandlung sich erneuert, ganz andere Eigenschaften, als wenn derselbe in seiner Structur verharrend tausend Jahre nur oberflächlichen unorganischen Wirkungen ausgesetzt gewesen wäre. Außerdem wird auch hier schon die kräftigere, widerstandsfähigere Form bei der Mitbewerbung die anderen verdrängen.

Wenn wir nun eine Pflanze im Felde blühen sehen, so mögen wir zu ihr hintreten und sagen: Du bist eine lehrreiche Schrift, ein kleines Bildchen wahrer Weltgeschichte. In den Tiefen des Weltmeeres, wohin die Sonne noch ihre lebenerweckenden Strahlen zu senden vermochte, erwachte deine Urform, das erste Leben. Sie erneuerte sich viele Jahrtausende scheinbar sich selbst gleich. Da gewann sie eines Tages eine neue Form, die Zelle, welche nun ebenfalls constant blieb und sich mit geringen Abänderungen nun ebenfalls fort und fort erneuerte. Aus der Zusammensetzung der Zellen bildeten sich wieder neue Formen, welche sich constant blieben und immer mehr Eigenschaften gewannen, in denen sich die zuerst ganz gleichmäßig wirkenden Einflüsse der Außenwelt localisirten, also deutlicher in die Erscheinung traten. An dir könnte ich, wäre mir ein göttliches Auge verliehen, die Geschichte einer ungeheueren Vergangenheit studiren. Wie viele Millionen deiner Vorfahren mußten erst nach und nach die Befähigung, auf dem Lande leben und gedeihen zu können, sich aneignen! In wie ungeheueren Zeiträumen ist dir nicht die wunderbare Gabe der geschlechtlichen Fortpflanzung durch Blüten und Samen erworben worden! Eine so ungeheuere Zeitwirkung, so unzählige Eigenschaften in dem kleinen Raume! Darum

will ich aber nicht, wie der Dichter, dein Loos betrauern, daß du nur einen kurzen Sommer blühen darfst und dann vergehen mußt. Die paar Atome, welche in dir vereinigt sind und vereinigt waren, so lange du lebtest, die sind es nicht, welche dein Wesen ausmachen, die werden verfliegen und sich den Elementen wieder beigesellen. Aber deine lebendige Form, die ein Abbild ist, ein Reflex des Universums und einer fast unbegrenzten Vergangenheit; die wird aus deinem Staube nicht hundertmal, sondern unzählige Male sich wieder erneuern. Du bist so schön geworden unter zwei Bedingungen, die erste war die des Entstehens und Vergehens, die zweite das Losreißen von dem gleichartigen, mütterlichen Urwesen und das Befreien zu individueller Existenz. Sieh' dich nun nicht als Einzelwesen, sondern als Glied einer unermeßlichen Kette, die die fernste Vergangenheit mit der entlegensten Zukunft verbindet.

17) Unter den organischen Formen entwickelte sich gleichfalls aus kleinsten Anfängen das Thierleben. Mit ihm beginnt das ur bekannte animalische Empfinden, die höchst gesteigerte Potenz der i allen Wesen liegenden Eigenschaft, welche wir als ihr Geistige ihren Willen, ihre Thätigkeit, ihre Form bezeichnet haben. De Wesen der animalischen Empfindung, des Ursprungs der menschliche Seele, ist die schnelle Vertheilung der Wirkung, die auf einen Th ausgeübt wird, über das Ganze und das daraus sich entwickelnd stets gesteigerte centralische Leben.

Ueber den Gegensatz der Pflanzen- und Thierformen, insofe bei jenen das peripherische, bei diesen das centrale Leben vo waltet und als Schöpfungsprincip die Form immer weiter bedin habe ich schon geredet. (Die W. a. E. d. G. p. 149). Dieser Gege satz ist unbezweifelbar, er läßt sich zurückverfolgen bis zu den An fängen der Entwicklung und bildet das Charakteristische der höchst Formen. Die ganze Lebensweise des Thieres, der Pflanze ist i durch gegensätzlich bedingt. Das umgebende Medium steht in i rectem Stoffaustausch mit der Peripherie der Pflanze, sie gewin ihre Nahrung nur aus in Flüssigkeit gelöst'en Substanzen. Da

Leben des Thieres ist centralisirt, alle seine Functionen gehen von centralischen Impulsen aus. Schon die ursprüngliche Zelle des Moners empfindet und hat freie Bewegung der Theilchen, indem er mit seiner Peripherie feste Körperchen, Pflanzentheilchen umklammert und in seine Substanz verwandelt. Was den Formelementen eigen ist, erhält sich auf allen höheren Stufen. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß nicht einzelne Theile des Thieres empfindungslos, rein vegetativ sind; das ganze Thier ist aber stets ein centralisches Wesen. Mit diesem bis zu den untersten Formen hinabreichenden Gegensatze, dessen Vorhandensein, wie oben S. 131 angedeutet, vielleicht die Entstehung des Lebens erst möglich machte, fällt die von E. Häckel aufgestellte Theorie eines Protistenreichs, d. h. eines Stammes, der in mehreren Stufen Pflanzenthiere enthält, von welchem sich dann erst später echte Pflanzen und echte Thiere abgezweigt hätten. Wir müssen vielmehr die seltsamen Formen der Mollusken trotz ihrer Aehnlichkeit mit Pflanzenformen als echt thierische, d. h. aus der Eigenschaft animalischer Empfindung hervorgehend, betrachten; und die wunderlichen Erscheinungen der scheinbar thierähnlichen Bewegungen bei einigen Pflanzen, wie Hedysarum gyrans, Muscipula Dionaea, Mimosen u. s. f. als durchaus unwillkürliche, von keiner animalischen Empfindung begleitete auffassen.

Was die thierische Empfindung sei und wo sie ihren Ursprung habe, das ist nicht schwer zu ergründen. Schon sahen wir bei den unorganischen Stoffen die einzelnen Individuen oder Monaden sehr verschieden in ihrem Verhalten gegen einander. Es sind zwei Stoffe denkbar, welche wohl eine Wirkung gegenseitig ausüben, aber doch nur so, daß dieselbe sich erst allmählich und zwar von Molecüle zu Molecüle fortpflanzt. Hier ist offenbar das Empfinden ein durchaus partiales, auf die kleinsten Theilchen beschränktes. Die Molecüle a hat die Veränderung an sich vollzogen und disponirt nun die Nachbarmolecüle b zu ähnlicher Veränderung; einen derartigen Vorgang, welcher sich nur in langer Zeit vollstreckt, nehmen wir bei vielen, ja, bei den meisten in der Natur stattfindenden chemischen Ver-

änderungen wahr. Dagegen gibt es auch Verhältnisse, bei denen sich die gegenseitige Wirkung zweier Stoffe fast augenblicklich vollzieht; ist dieselbe auch eine innerhalb der Molecülen, wie dies nicht anders denkbar ist, voranschreitende, so ist doch die hierbei aufgewandte Zeit außerordentlich klein. Etwas ganz ähnliches muß bei dem thierischen Empfinden angenommen werden und bewirkt seinen Gegensatz zum Pflanzenleben. Die Bewegungen der Atome, welche beim Wachsthum, Stoffaustausch ꝛc. stattfinden, sind wohl bei Pflanze und Thier gleich schnell; denn bei beiden sind es die Wärme, das Licht, deren Schwingungen den ganzen Verlauf des Lebensprocesses reguliren; aber bei dem Thiere ist der innere Rapport der Molecülen ein derartiger, daß eine Empfindung oder Wirkung, welche eine Einzel-Molecüle afficirt, sich fast gleichzeitig allen übrigen mittheilt. Bei der Pflanze findet also ein diffuses, innerhalb der Einzel-Molecüle beschränktes (intramoleculares) Empfinden und Wollen statt; ihr Leben kann mit Recht ein chemischer Proceß genannt und im Vergleich zu den Thieren bewußtlos, willenlos gedacht werden; das thierische Empfinden ist dagegen ein immer allgemeines, intrasympathisches.

18) Aus dem ursprünglich gleichartigen Thierkörper organisirte das thierische Empfinden oder die Thierseele im Verlaufe der Zeiten mannigfaltig differenzirte Formen, indem die Wirkungen der Außenwelt sowohl, als die centralischen Impulse sich localisirten, d. h. sich besondere Organe schufen. Immer mehr erkannte das Thier von der Außenwelt, immer mehr vermochte dasselbe ihre schädlichen Wirkungen abzuwehren, ihre nützlichen sich anzueignen.

Wären diese Organe von außen her durch Künstlers Hand dem Wesen zubereitet, so wäre die Sache allerdings unbegreiflich und wir müßten zur Erklärung des Wunderbaues eines so unendlich zweckmäßig construirten Kunstwerkes, wie der Thierorganismus ist, das Eingreifen eines mit höchster Macht und Weisheit ausgestatteten Wesens voraussetzen, ja, wir könnten wie Vanini ausrufen, da dieser als Atheist zum Scheiterhaufen geführt wurde und einen Strohhalm

aufhob: Wäre nichts als dieser Halm, er könnte und müßte mich von dem Dasein Gottes überzeugen. Aber, wie bereits bemerkt, in der lebendigen Welt sind Künstler und Kunstwerk eins und dasselbe und nichts Unerklärliches liegt für uns darin, das wunderherrlich organisirte Auge zurückzuführen auf einfachere Formen, diese wieder auf noch einfachere, bis wir an den Ursprung des Sehnervs gelangen und auch diesen wieder aus fortgesetzter Lichtwirkung auf einen bestimmten Punkt des Gesammtorganismus herleiten. So ist es die fortgesetzte Selbstbethätigung des Organs, welche seine Kraft erhöht, seine Form zur höchsten Vollkommenheit ausbildet. Die Gestalt bestimmt, wie Göthe sagt, die Lebensweise des Thieres und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten mächtig zurück. Diese alternirenden Wirkungen, sie haben in einer unermeßlichen Zeit das geschaffen, was heute unsere Bewunderung verursacht und uns unerklärlich erscheint. So ist denn ein jedes Einzelthier, da sich in ihm die Wirkungen einer unermeßlichen Vergangenheit, sowie die ganze Außenwelt mit ihren unendlich mannigfaltigen Erscheinungen abspiegeln, in Wahrheit eine Epitome historiae mundi, ein Auszug aus der Weltgeschichte.

Die Ziele der Entwicklung sind die höchste Mannigfaltigkeit in der höchsten Einheit; sie bilden in ihrem Zusammenwirken die Harmonie. Die phantastischen Meduſen-Colonieen, bei welchen eine so große Mannigfaltigkeit zu herrschen scheint, indem einzelne Individuen die Bewegung, andere die Generation, andere die Ernährung übernommen haben, sind gleichsam die ersten Versuche der Natur, bei welchen die Einheitlichkeit noch sehr unvollkommen gewahrt ist. Unvollkommen ist das Auge der Mücke, sind die zahlreichen Füße der Gliederthiere u. s. w., weil die einheitliche Wirkung durch eine störende Vielheit der Organe erreicht wird; unvollkommen ist die Fortbewegung der Schlange, das Zerkleinern der Nahrung durch Organe, welche zugleich Greiforgane sind, weil in diesen Fällen für die besondere Thätigkeit noch nicht besonders geeignete Organe herangebildet sind; also mangelnde Mannigfaltigkeit

oder Differenzirung. Sowohl für die Eigenschaft der Bewegung, als der Empfindung gilt dieses Gesetz: die stete Verfeinerung der Empfindung ist nur möglich durch eine fortgesetzte Vermannigfaltigung der Empfindungsorgane (feinste Verästelung der Nerven unter fortgesetzter Wahrung der Einheit), welche dann wieder die Bewegung durch stete Vervollkommnung der Organe derselben erziehen und entwickeln.

19) Die letzte und entscheidende Differenzirung fand statt, als ein Thier der höheren Ordnung seine vier Bewegungs- und Greiforgane in der Weise zu besonderen Functionen heranentwickelte, daß das vordere Paar ausschließlich zum Greifen, das hintere ausschließlich zur Fortbewegung verwendet wurde. Der dadurch typisch werdende aufrechte Gang, das frei umherblickende Auge und die Hand, das Organ der Organe, wurden die Ursachen eines höheren, viel vollkommeneren Wesens. Et homo factus est.

An den Ursprung erinnert noch heute das erst allmähliche Erlernen des aufrechten Ganges bei den Kindern, sowie das vorzügliche Klettern der Naturvölker und die staunenswerthen Leistungen z. B. der japanesischen Jongleurs, welche die Daumen der Füße in ähnlicher Weise zum Umklammern gebrauchen, wie wir die Daumen der Hände. Wie heute die Kinder, so lernte das Menschengeschlecht ebenfalls erst allmählich den aufrechten Gang, indem es von dem sicheren Aufenthaltsorte von den Bäumen herabstieg zur Befriedigung seiner Bedürfnisse auf den festen Boden. Aehnlich müssen wir uns den Uebergang vom Kletterthier zum Menschen denken, wie den vom Fische zum Reptil und landbewohnenden Thiere. Auch das Reptil bewahrte die Doppelnatur und theilte seinen Aufenthalt zwischen Wasser und Land; so gab es gewiß eine Zeit, wo die Urmenschen theils auf Bäumen, theils auf dem Boden sich bewegten. Möglich, daß auch hier die gewaltige Lehrerin, die Noth, welche die Zufluchtsstätte der Bäume nicht mehr sicher genug erscheinen ließ, zu neuer Lebensweise und daraus sich ergebender Befähigung führte.

Das freie Umherblicken, diese wichtigste Eigenschaft des Menschen,

die ihn so sehr von den übrigen Thieren unterscheidet und gewiß hauptsächliche Ursache, nicht aber Folge seines aufrechten Ganges gewesen ist, es ward ihm angezüchtet in der langen Zeit, da seine Vorfahren als Kletterthiere ihren Aufenthalt auf den Bäumen hatten. Das Umherspähen von der hohen Warte nach drohenden Gefahren, der weite Ausblick und Umblick, den diese Stellung gewährte, bewirkte schon damals ein Ueberwiegen der Intelligenz, durch Vorwalten des Gesichtssinnes an Stelle des bei den übrigen Säugethieren vorwiegend ausgebildeten Geruchssinnes oder der Witterung. Je weniger die letztere in Anspruch genommen wurde, desto geringer ihre Ausbildung, desto nothwendiger das beständige Recurriren auf den Gesichtssinn. Wie sehr dieser letztere aber an Vollkommenheit alle übrigen Sinne überragt, ebenso muß die geistige Kraft, welche die Seele mit Gesichtsbildern statt mit Geruchsbildern erfüllt, sich naturgemäß erhöhen, die Intelligenz sich fortwährend steigern. Waren es ja doch die Gesichtsbilder, aus denen sich nachmals die wahrhaft menschliche, die Grenze von der Thierwelt definitiv bestimmende Eigenschaft der Sprache entwickelte. Gab es also vor der Sprache schon Menschen, Alalen, so müssen wir jene nicht die redenden, sondern die vor sich und um sich blickenden (ἄνθρωποι) nennen. Von wie entscheidendem Einflusse übrigens jene den ganzen Bau, das Becken, die Brust, das Gesicht, die Kopfbildung verändernde und zu neuer geistiger Schönheit entfaltende Differenzirung gewesen sein muß, das ist eben so einleuchtend, als oft schon auseinandergesetzt.

In allernächstem Zusammenhange mit dem aufrechten Gange steht aber auch der Gebrauch des Werkzeugs, der Waffe. Aug' gegen Aug', Zähne gegen Zähne, so wurden die ältesten Kämpfe ausgefochten. Wie der Bär sich erhebt in dem entscheidenden Augenblicke und mit Tatzen und Gebiß den Gegner zu vernichten trachtet, so waren auch unsere Vorfahren, mochten sie auch sonst lustig auf allen Vieren herumhüpfen, in den wichtigsten Momenten ihres ereignißvollen Lebens genöthigt, die Stellung einzunehmen, in welcher

sie alle Vortheile ihrer Körperkraft geltend machen konnten. War dann der Stein zur Hand, mit welchem heute noch die Affen die Nüsse aufklopfen, so wurde seine Kraft gewiß erprobt an dem Schädel des Gegners. Hier ist der Ursprung des Werkzeugs, welches im Verein mit seiner Intelligenz dem Menschen verholfen hat zur Herrschaft über die Erde. Die Anwendung des Werkzeugs ist aber nur dann möglich, wenn Hände und Arme sich gewöhnen, dasselbe zu handhaben, das Auge, es zu regieren. Mit ihnen aber gewöhnte sich der Mensch an den aufrechten Gang, der dadurch bedingt wurde.

20) Die schon früh — auf der Thierstufe — vorhandene Geselligkeit führte zur Entstehung der Sprache. Aus instinctiven Anfängen erwachsend, wurde sie zum reingeistigen Organ und in wechselnder Wirkung erhöhte sie fortwährend die Intelligenz, wie auch diese stets die Sprache vervollkommnete. Die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor ihr war der Mensch vernunftlos. Durch die Sprache erhält das Rein-Geistige reale Existenz.

Die Sprache ist ein rein geistiger Organismus, welcher wie die körperlichen Organismen aus einer Zelle, einem Keime, dem ersten menschlichen Worte, erwachsen ist. Das Protoplasma dieser Zelle ist die Sprache, das Verständigungsmittel der Thiere. Jene Zelle wurde zur Stammmutter des ganzen Geschlechtes, indem sie sich theilte, differenzirte und in ihrer Nachkommenschaft jenen geistigen Ocean der mannigfachsten Formen entwickelte, in dessen Tiefen die ganze Schöpfung sich tausendfach bricht und spiegelt mit ihren Wundern. In ihrem Bau, in ihren Bildungen, in ihrer Befähigung, den menschlichen Gedanken zu erschaffen, festzuhalten, weiterzutragen, ist eine alles menschliche Denken der Jetztlebenden weit überragende Urvernunft. Sie scheint das größte Wunder und ist doch die vollkommenste Natur. Sie ist eben nicht Thesis, d. h. nicht absichtliche Erfindung, bewußtes und gewolltes Kunstproduct — wie man wohl wähnte — sondern sie ist Entwicklung. Wie der bis zum kleinsten Theilchen kunstvolle Bau der Pflanze geworden ist durch das Zu-

sammenwirken der Factoren, so auch die Sprache. Darüber siehe: Die W. a. E. d. G.: Ueber den Ursprung der Sprache.

Das erste menschliche Wort war ein Mikrokosmus, ein Bildchen des Universums, wie die erste Zelle. Du schüttelst zweifelnd den Kopf, lieber Leser. Nun frage dich: ist der wunderbare Organismus der heutigen menschlichen Sprachen — „in den verschiedenen Zungen dem Geweihten Eine Sprache nur" — nicht ein breit entfaltetes Spiegelbild der Welt? Nun dazu hat sich jene erste Zelle entwickelt, entfaltet unter der beständigen Einwirkung dieser Welt auf den von jenem Punkte aus werdenden Menschengeist.

Erwägen wir nun jene welthistorische Thatsache, an der wir im Geiste gleichgiltig vorüberzugehen gewohnt sind, während wir oft Dingen von eben so anmaßender Lächerlichkeit als innerster Nichtigkeit eine breite Stelle in unseren „Welthistorien" einräumen, so werden wir die wunderbare Macht des menschlichen Wortes darin begründet finden, daß ein rein Geistiges, ein Empfindungs-Element, durch einen eigenthümlichen Laut symbolisirt, wenn auch noch so unklar, eine dauernde Existenz gewonnen hat. Indem nun das Symbol von Mund zu Mund geht, trägt eine größere Anzahl von Menschen in dasselbe ihr Erlebtes. Das Wort erzeugt den Begriff, welcher durch die fortgesetzte Correction durch die Außenwelt immer größere Klarheit und Wahrheit gewinnt. Nun ist mein Empfinden nicht nur in mir drinnen, wohin Niemand zu gelangen vermag, es steht auch objectiv draußen: es bildet, es entwickelt sich demnach neben der realen Welt der Bewegung, die nur für sich in die isolirten Monaden eindringt (freilich so, daß sie auf die gleichartigen Monaden auch gleichartig wirkt), eine selbständige Welt, die nur Empfindung ist. Ist nun die Außenwelt so beschaffen, daß gleiche Bewegungen verschiedene Empfindungen, ungleiche Bewegungen dagegen gleiche Empfindungen erwecken, so wird jene geistige Welt, wie sie in der Sprache niedergelegt ist, ganz sicher ein falsches und verzerrtes Bild von der Außenwelt geben. Offenbar traf dieses in gewissem Sinne und trifft theilweise

noch heute zu, indem 1) die Eindrücke auf die einzelnen Menschen gar verschieden sind, wie der mangelhafte Farbensinn, der nicht Roth von Grün zu unterscheiden vermag, beispielshalber beweist; 2) die Unterschiede der Dinge derart in dem gleichen Sinnenschein verloren gehen und sich verwischen, daß Entfernungen von vielen Millionen Meilen z. B. gar nicht beachtet werden. Die Entwicklung der Sprache und der Vernunft vollzieht sich aber in der Weise, daß diese beiden Quellen des Irrthums immer mehr beseitigt werden, indem 1) die individuelle Auffassung der Dinge (sowohl durch Verbreitung unter Vielen als durch Forttragen in die Folgezeit) einer stets allgemeineren und darum richtigeren weicht; 2) die wachsende Erfahrung und die stete Bereicherung des Sprachvorraths im Bunde mit der zunehmenden Verfeinerung der aufmerksamer gewordenen Sinne auch die Dinge genauer unterscheiden lernt. Auf diese Weise entwickelt sich die geistige Welt der Sprache zu einem stets getreueren und richtigeren Bilde der Außenwelt.

Wie das Werkzeug das unbegrenzte Können, das in dem Bewußtsein des Archimedes sich schon zu dem stolzen Worte verstieg: Gib mir einen Standpunkt und ich will die Erde aus ihren Angeln heben! so ermöglichte die Sprache das unbegrenzte Erkennen. Beide steigern und potenziren die Kraft des Einzelnen zur Gesammtkraft der Menschheit. Es ist das höchste Beispiel der Erziehung des Autonomischen durch die Phylonomie. Denn der Einzelne, der durch die modernen Communicationsmittel von einem Punkte der Erde zum anderen getragen wird, er vollführt diese Bewegung durch den Willen der Menschheit, welche diese Verkehrsmittel für jeden Einzelnen geschaffen hat und das Individuum, welches sich die modernen Culturſprachen aneignet, erhöht seinen Geist zu dem Gedankenreichthum der gesammten heutigen Menschheit.

21) Die Entwicklung der Menschheit schreitet mit Hilfe der Sprache in stets größer werdenden Kreisen voran. Was sich in Familien, Stämmen ꝛc. zu dauernden Eigenschaften entwickelt hat, modificirt und vervollkommnet sich durch Vereinigung derselben zu

größeren Ganzen, Völkern, Staaten. Was jede Generation bewußt und ringend sich erworben, das geht als dauernder Besitz auf die nächste Generation über. Bereits einigt die Menschen das Gefühl ihres allgemeinen Zusammenhanges. Ihrem geistigen, sittlichen und materiellen Fortschritte erscheint uns heute keine Grenze gezogen. Es ist die Herrschaft des Geistes über den bewegten Stoff, welcher sich durch ihr stetes Voranschreiten allmählich und sicher vollzieht.

Darüber habe ich ausführlich gesprochen in der W. a. E. d. G. Ueberschauen wir hier den ganzen Entwicklungsgang, wie er zum Theil aus dem heutigen Werden, zum Theil aus der kurzen Zeitspanne, welche das Leben der historischen Menschheit einschließt und endlich aus den Documenten der Schöpfung in Versteinerungen und noch lebenden niederen Formen uns erschlossen ist, so finden wir, daß es überall das Einfache ist, aus welchem das Zusammengesetzte hervorgeht, daß dann dieses sich wieder durch die Einwirkung der Außenwelt differenzirt, die so entstandene Mannigfaltigkeit wieder zusammenwirkt, neue und höhere Einheiten schafft und so fort und fort jedes Einzelne eigenthümlicher und inhaltreicher und damit auch das aus diesen Einzelnen bestehende Ganze ein stets vollkommenerer Organismus wird, der dann seine phylonomische Eigenthümlichkeit stets wieder in seinen Gliedern und Individuen autonomisch hervorbringt. An die Stelle des Individualismus der *höchsten Sonderung* bei möglichster Gleichartigkeit der Individuen, wie er zu Anfang des Weltwerdens in den einfachsten Monaden, den Atomen gedacht werden muß, tritt der Individualismus *der höchsten und vielfältigsten Rapporte*, wobei die einzelnen Monaden höchst charakteristische, eigenthümlich differenzirte, vollkommenste Individualitäten uns vorstellen. Stets zahlreicher und unverlierbarer werden die *Eigenschaften* der Individuen auf jeder höheren Stufe und wenn sie dadurch unzählige Wirkungen der Außenwelt ermöglichen, so setzen sie zugleich das Individuum in eine stets größere Gegensätzlichkeit gegen dieselbe, indem es mit immer größerer Zähigkeit seine Eigenart behauptet. Wenn der redende Culturmensch in

jedem Momente gleichsam ein anderer ist, d. h. mit der wunderbarsten Zartheit leiseste Berührungen der Außenwelt empfindet und aus der Gegenwart die Fäden seiner Gedanken nach den entlegensten Gebieten der Vergangenheit und Zukunft fortspinnt, so verdankt er diese unendliche Wandelbarkeit, die wie ein Zauberspiegel wechselt, nur der Fülle der in ihm vereinigten dauernden Eigenschaften. Und diese bewirken, wie ich schon bemerkte, die wahren Individualitäten.

An dieser Stelle verlohnt es wohl, den genialen Grundgedanken der Leibniz'schen Monadenlehre, welche erst in unseren Tagen in der Entwicklungstheorie zu klarer Entfaltung gelangt ist, hervorzuheben. „Die Monade", sagt der große Denker, „stellt in jedem, auch dem unvollkommensten Zustande das Weltall vor: sie ist ein Mikrokosmus, das Weltall wirkt auf sie unter einem bestimmten Gesichtswinkel. Die Monaden sind aber undurchdringlich, sie haben keine Fenster, durch welche die Außenwelt in sie hineinschauen könnte. Wie ist also die geistige Entwicklung denkbar?" Die Antwort lautet: Coexistenz unter gleichen Bedingungen muß analoge Wirkungen auf noch so gesonderte Wesen hervorbringen. Der Satz ist in seiner Allgemeinheit schwer zu fassen, ich will ihn daher durch Beispiele erläutern. Nehmen wir an, es wohne eine Anzahl gleichartiger Individuen an einer Stelle, so wird außer den generellen Wirkungen, aus denen jedes Individuum sein Dasein schöpft, noch eine bestimmte Menge von Wirkungen gerade aus der Besonderheit jenes Ortes bei jedem einzelnen zur Geltung gelangen. So müssen die ursprünglich eigenschaftlosen oder vielmehr nur mit den Ureigenschaften begabten Monaden unter dem Einflusse des genius loci oder der bestimmten Stelle des Universums gestanden und die gleichartigen Wirkungen erfahren haben. Wenn sich nun unter dem Zusammenwirken jener Verhältnisse den Monaden oder Atomen eine erste Eigenschaft (einerlei welche, Bewegung und Empfindung au nur ganz wenig modificirende) anerzieht, so ist dies der Beginn d Individualisirung. Diese Eigenschaft ist das a einer unendlich

geometrischen Progression, welche fort und fort neue Eigenschaften entwickelt, indem die allererste als Basis fortwirkt. So bewegen sich heute noch denkende Menschen, empfindende Thiere, willenlose Pflanzen, unorganischer Stoff mit der gleichen, aus dem Urnebel stammenden Geschwindigkeit. Diese Eigenschaft ist eine der ältesten und darum allen Theilen unserer Erde, auf welcher Stufe sie auch stehen mögen, gemeinsame. Wir haben nur ein klareres Bewußtsein davon als der Neger, der Neger als das Thier, das Thier als die Pflanze, die Pflanze als der unorganische Stoff. Und doch hat auch dieser eine Art dunkles Bewußtsein, welches ursprünglich allen Wesen, die sich erst mit der Zeit entwickelt haben, in jenem Urzustande vollkommen gleichartig war. Es haben sich eben die höheren Monaden im Verlaufe ihrer Entwicklung immer mehr Fenster angeeignet, durch welche das Universum in sie hineinzuscheinen vermag.

22) Es ist daher die Entwicklung der Welt eine fortgesetzte Entwicklung von neuen Eigenschaften, bei welchen die Größe der Entwicklungszeit in direktem Verhältnisse zu der Dauerhaftigkeit dieser Eigenschaften steht. Empfindung und Bewegung sind aber die Grundfactoren aller übrigen Eigenschaften und zwar so, daß die Empfindung das schaffende Princip, die Bewegung dagegen das dienende oder ausführende ist. Die Frage nach den regierenden Weltmächten erledigt sich also einfach in folgender Weise: Siehst du das Wesen der Dinge in der Substanz der Atome, so ist die Welt ein ewig wiederkäuendes Ungeheuer, es regiert nur der Zufall, denn es ist doch wahrhaftig ein reiner Zufall, daß gerade die Parthie Luft oder die bestimmte Portion Rübe oder Mehlfrucht in dir zur Beseelung gelange. Siehst du dagegen das Wesen in der Form, so herrscht der Geist, der selbstschaffende Zweck, die allgemeine Beseelung, die eine stete Vervollkommnung, eine stets erhöhte Bewußtheit, Verinnerlichung und damit höhere Freudigkeit in Aussicht stellt. Da erzeugt sich mit innerer Nothwendigkeit Form aus Form, Geist aus Geist, lumen de lumine, deus de deo. Da gibt es nur eine Unvollkommenheit, sie heißt Verharren, nur ein Ziel, das stete

Voranschreiten, das Vorwärtstragen aller errungenen Kräfte zu neuer Vervollkommnung. Dann muß aber auch der Einzelne sich begreifen als eine Form und wie er ein Glied, ein mehr oder weniger thätiges Organ der heutigen großen Menschheit ist, deren universaler Wille und Geist auch in ihm zur Erscheinung kommt, so muß er auch als ein Ring der großen Geisterkette wirken und thätig sein, um das Erbtheil der Vergangenheit ungeschmälert und bereichert an die Zukunft zu übertragen.

Es ist das Kennzeichen der Wahrheit einer neuen Lehre, wenn durch dieselbe früher als unauflöslich betrachtete Probleme in einer einfachen und natürlichen Weise ihre Erledigung finden. Die ewigen Räthsel, an denen sich schon so unzählige Menschenhirne zermartert hatten: Ursprung des Lebens, Entstehung des Menschen u. s. w.; die Entwicklungslehre hat für Alle eine genügende und widerspruchslose Antwort und mit Recht sagt Häckel, daß jene tantalische Zirkelfrage: War das Ei früher als die Henne? nunmehr zu Gunsten des Eis entschieden sei. Aber auch die höchsten Gegensätze, aus deren überall wiederkehrenden Netzen ein Entrinnen unmöglich schien, so daß die verzagende Menschenvernunft sich zur Annahme eines zwar geheimnißvoll zusammenwirkenden, doch wesentlich verschiedenen Dualismus entschied, sie finden ihre Ausgleichung in dem aus den Nebeln des Zeitbewußtseins stets deutlicher und klarer hervortretenden, stets festere Gestalt annehmenden Monismus, welcher allem Sein die beiden Eigenschaften der Empfindung und Bewegung zuerkennt.

IV.

Die Wiſſenſchaft des Wiſſens.

Poeſie iſt die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker; Malerei als die Schrift; Geſang als Deklamation; Gleichniſſe als Schlüſſe; Tauſch, als Handel.

Ein tiefer Schlaf war die Ruhe unſerer Urahnen und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz.

Sinne und Leidenſchaften reden und verſtehen nichts als Bilder. In Bildern beſteht der ganze Schatz menſchlicher Erkenntniß und Glückſeligkeit.

Der erſte Ausbruch der Schöpfung und der erſte Eindruck ihres Geſchichtſchreibers; die erſte Erſcheinung und der erſte Genuß der Natur vereinigen ſich in dem Worte: Es werde Licht! Hiemit fängt ſich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an.

Hamann.

Ein lieber Freund, einer der edelsten Menschen, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind, erzählte mir von den Seelenqualen, welche ihn in seiner jugendlichen Entwicklungszeit fast zur Verzweiflung brachten, da die Erkenntniß in ihm aufdämmerte und stets tiefere Wurzeln in seinem Innern grub, daß wir eigentlich niemals etwas Gewisses zu erkennen vermögen, sondern all unser Wissen, Glauben und Meinen auftauchende und vorübergehende Traumgestalten seien. In diesem dunkeln Faust'schen Drange, sagte er, habe er oft auf den Knieen gelegen und um Erleuchtung gebeten. Nur Eine Wahrheit, nur Eine Gewißheit, so flehte er, nur ein Fußbreit Boden, von dem aus ich mir mein eigenes Dasein und die Welt um mich her zu erklären vermag und es soll mir keine Mühe zu viel sein, in entsagungsvollem Ringen nach dem Höchsten zu streben!

Diesen festen Punkt, diese sichere Basis, er gewann sie durch die Bekanntschaft mit den Werken Spinoza's. Gleichwie Goethe, so fühlte auch er, durch die Auffassung der Welt als eines unendlichen in sich geschlossenen Ganzen, eine großartige Beruhigung seines ganzen Wesens. Die Leugnung der Willensfreiheit war, so versicherte er mir, die unerschütterliche Gewißheit, welche er gewann, von welcher aus er die theologisch-mystischen Anschauungen, die in seinem Innern chaotisch gährend, neuer klärender Triebkraft sich widersetzten, zum Niederschlag brachte und der stillen heilenden Natur die ruhige Wirkung, die nie versagende, wieder eröffnete. Daß es scheinbar ein negativer Satz gewesen, auf dessen festen Grund er sich eine neue Weltanschauung aufbaute, ist wohl des Nachdenkens würdig

und wird dem tiefer Denkenden sich dahin erklären, daß grade d Willensfreiheit, das persönlich Willkürliche ein negativer Begr ist, der nirgends in der Natur existirt, obgleich er der Ausgangspu unseres Denkens ist und dasselbe auf allen seinen Entwicklungsstuf begleitet. Das Wissen von der Natur ist erst da möglich, wo n diesen anthropomorphischen Begriff abstreifen und jede Erscheinu als eine determinirte aufzufassen im Stande sind.

Wie stimmt nun dieses mit unserer neuen Weltanschauu welche alle Wesen der Natur als lebende, empfindende und wollen anerkennt? Das ist nicht allzuschwer zu begreifen. Grade nur e determinirtes Wesen kann wollen, das sagt uns schon der gewöhnli Sprachgebrauch, welcher eine besondere Willensenergie mit dies Worte bezeichnet. Ueber die sogenannte Willensfreiheit hat Goe in seiner großen, ruhig-klaren Weise nach meinem Ermessen d letzte Wort gesprochen: „Ein thätiges Wesen, sagt er, ist alsda weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen die es thut, a seinen eigenen Selbstgenuß hinauslaufen, gezwungen aber ists, wer sie zum Genuß, den ein andres Wesen hat, abzwecken. Freiheit i ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß es auch sei denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang ist nichts gedenkbo Freiheit drückt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung au Nun, von was für Einer? Von einer wesentlichen innern? Unmögli Also ist es thöricht, das Wort Freiheit da zu gebrauchen, wo v solchen Bestimmungen die Rede ist, das hieße seyn und nicht seyn Das ist die wahre Freiheit des Menschen, wenn auch nicht Fr heit des Willens und so hat sie schon Spinoza definirt: „Ea r libera dicetur, quae ex sola suae naturae necessitate existit a se sola ad agendum determinatur“. So ist es denn n Goethe „auch ein Circulus vitiosus, das Fatum anzunehmen, w die Menschen nicht frei sind und den Menschen die Freiheit ab sprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der ande Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung nach sei eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in sofern Herr seines Sc

falls, wenigstens dient das Schicksal ihm". Je mehr ein Wesen zu wollen vermag, um so mehr befreit es sich von den von Außen einwirkenden Gewalten, es vermag aber um so mehr zu wollen, je mehr es empfindet, erkennt, weiß.

Was ist denn nun eigentlich unser Wissen und wo hat es seinen Ursprung? Daß es nur in der inneren Eigenschaft der Dinge, der Empfindung, sich zu erschließen vermag, nur darin sich offenbart, ist wohl selbstredend. Ebenso gewiß ist, daß es nur durch die Bewegung der Außendinge von diesen etwas erfährt, sowie es selbst nur durch die Bewegung unserer inneren Organe in ihren kleinsten Theilchen existirt. Eine wichtige Frage aber ist: Was wissen wir denn eigentlich?

Schopenhauer hat die Menschen darüber aufgeklärt, daß sie viel, viel mehr wollen, als sie wissen. Er nannte diesen Gegensatz unbewußten Willen und schied zwischen der Welt als Wille und der Welt als Vorstellung. Wir haben erkannt, daß es einen unbewußten Willen nicht gibt, daß das Wesentliche des Willens die Bewußtheit ist, daß wir demnach nur dunklere Grade dieser Bewußtheit annehmen müssen, welche nicht in die Helle unseres Vorstellungslebens gelangen und dennoch mächtig auf uns einwirken. Die Erhöhung des Willens zum weltschöpferischen Princip hat nur in sofern einen Sinn, als wir ihn mit der inneren Eigenschaft der Dinge, der Empfindung, identificiren, anderenfalls wird er, wie ich schon in der W. a. E. d. G. ausgeführt habe, zu einem scholastischen Begriff und dies ist vielfach die Schwäche der Schopenhauer'schen Darstellung, welche ihm so manche Mißverständnisse, Verketzerungen und leider auch! das Satyrspiel der „Philosophie des Unbewußten" eingetragen hat. Sagen wir also: es sind uns unendlich viel mehr Dinge dunkel bewußt, als wir auch nur zu ahnen vermögen. Das eigentliche Wissen aber beschränkt unsere Sprache auf die Welt der Bewegung, die Analyse der complicirten Bewegung in ihre Elemente, die Reducirung aller Erscheinungen auf rein mechanische Processe, mit anderen Worten die Zurückführung aller zeitlich

begrenzten Existenzen auf das Unveränderliche, Ewige, die Atombewegung. Dieses Wissen allein ist das exacte Wissen, dasjenige bei welchem sich unser Wissensdrang beruhigt: es ist vermittelt durch unseren höchsten Repräsentativsinn, das Gesicht, es hat sich eine eigene Sprache gebildet, die Mathematik, es lebt ausschließlich in unserer Vorstellung.

Fragen wir freilich die Menschen: „Was ist Euch das Gewisseste? so werden wir sehr verschiedene, mit obiger Definition durchaus nicht übereinstimmende Antworten erhalten. Dem Kinde ist das Stück Butterbrod, welches es verlangt, ebenso gewiß, als seine eigene Existenz. Der redliche Mann, dessen Leben Pflichterfüllung ist, wird antworten: „Mein Gewissen." Das fromme gläubige Gemüth, das seine Beseligung in der Gottesliebe findet, wird sagen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Dagegen wird der Jesuitenzögling zungenfertig erwidern: „Notre première idée ontologique, c'est Dieu." Der Verliebte dagegen wird uns enthusiastisch versichern: „Ich weiß, daß sie mich liebt. Das ist mir gewisser, als die ganze Welt." Und so meinte es auch der Dichter, als er ausrief:

„Welt, geh' nicht unter, Himmel, stürz' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!"

Ernsthaft wird uns dagegen Cartesius bedeuten: „Cogito, ergo sum. Daß ich empfinde, fühle, denke, das allein weiß ich gewiß. Alles andere ist Schein, Schatten, vorübergehende Erscheinung, Traum". Die Skeptiker dagegen, und unter ihre Zahl gehören die bedeutendsten Menschen, werden uns sagen: „Wir wissen nur, daß wir nichts wissen und nichts wissen können. Das Wesen der Dinge werden wir niemals ergründen. Ignorabimus!"

Verweilen wir bei den letzteren, denn die übrigen scheinen unserer Aufklärung nicht zu bedürfen und würden sie wohl auch nicht annehmen, der Selbstgenügsame hat seine Wahrheit, der Zweifler strebt nach der Wahrheit. Euer Satz enthält einen offenbaren Widerspruch. „Wir wissen", damit läßt sich etwas anfangen,

„daß wir nichts wissen", das baumelt in der Luft, denn es hebt ja die Stütze wieder auf, woran ihr diese unzweifelhafte Wahrheit befestigen wolltet. Also — fort damit! Denn ihr werdet doch nicht die thörichte Weise der Scholastiker nachahmen, und euch „in ew'gem Cirkeltanz wie junge Katzen mit dem Schwanz" drehen wollen! Eure Antwort schließt nur den höchsten Grad der Weltverwunderung in sich, die Geschichte sagt uns aber, wo diese beginnt, da waren die herkömmlichen Erklärungen, der festgeschlossene Ring der herrschenden Weltanschauung nicht mehr hinreichend, es begann ein Regen und Drängen, Recken und Dehnen, welches alle vorhandenen Systeme in Trümmer zersprengte, um eine neue, höhere, befriedigendere Lösung des Welträthsels daraus aufzubauen.

Große, mächtige Gedanken sind es, welche in unseren Tagen all unser Wissen in neue Gährung gebracht haben, in tiefen Seelenschmerzen haben die Generationen der jüngsten Vergangenheit das Kreißen dieser Gedanken empfunden; es gilt nun, denselben die ihnen zukommende Stelle in unserem Denken anzuweisen, solange dieses nicht geschehen, muß die Unbefriedigung, muß der Skepticismus herrschen. Wir wollen versuchen, indem wir die obige scharfe Begrenzung des exakten Wissens aufgeben und den Begriff dieses Wortes auf Alles ausdehnen, was überhaupt zu unserem Bewußtsein gelangt, ob wir mit Hilfe der Errungenschaften unserer neuen Weltanschauung, die Gliederung der Wissenselemente und zugleich die Abstufungen der Grade der Gewißheit, unter welchen sich dieselben uns darstellen, zu ermitteln vermögen.

Da tritt uns denn gleich ein scheinbar recht paradoxer Satz entgegen, welchen wir aber als eine durchaus nothwendige Consequenz unserer Theorie aufzustellen veranlaßt sind, nämlich, daß das dunkelste Bewußtsein zugleich das gewisseste ist. Wir sind gleicher Stoff mit der ganzen Schöpfung, diese hat sich entwickelt, indem das älteste Werden sich fortgesetzt durch neues Werden differenzirte. Wie nun bei dem Individuum die Erlebnisse der Kinderjahre es sind, auf welchen sich sein ganzes nachmaliges Denken und Vorstellen

aufbaut, wie mit anderen Worten das Kind der Vater des Mann
ist, so müssen auch die ältesten Erlebnisse der Weltentwicklung, welc
wir miterlebt haben — denn der primitivste gelagerte Stoff w
unser Ur-Ur-Ahne — am nachhaltigsten und festesten in uns fo
wirken. Dies gilt natürlich mit der Einschränkung, daß derjeni
Theil der Bewegung und der Bewußtheit, welcher durch die na
malige Entwicklung modificirt werden mußte, nicht weiter getrag
wird, sondern ausgeschieden bleibt. Dunkelstes Bewußtsein nenn
wir diesen physikalisch-chemischen Untergrund unseres Daseins, we
wie wir an einer anderen Stelle sehen werden, die voranschreiten
Entwicklung die vorausgehende Bewegung als eine mechanische
ihren Dienst nimmt und weil das hellere Bewußtsein, welches a
jeder höheren Stufe eintritt, stets die Wirkung hat, die Bewußthe
welche den Lebensinhalt der vorhergehenden Stufe ausmachte,
verdunkeln. Es gibt Eine Wirkung, welche so alt ist als die We
das ist die kosmische Aetherbewegung, welche sich uns als Lic
Wärme, Electricität manifestirt. Diese Wirkung ist jedenfalls uns
ältestes Erlebniß, es wirkt in uns nicht nur von der Zeit an, w
wir als Bathybius auf der Tiefe des Meeresbodens — ein stri
turloser Urschleim — uns bewegten, sondern seit der ganzen Une
meßlichkeit der Entwicklung des unorganischen Stoffs. Freilich h
sich unsere Empfänglichkeit für Wärme und Licht, sowie für d
Aufnahme der für unseren Körperbau nothwendigen Stoffe — ga
förmige, flüssige, feste — in einer Weise erhöht, wovon man bei
Anblick jener unförmlichen klebrigen Masse keine Ahnung hat. U
doch wäre der wundervolle Bau unseres Auges und Ohrs, wäre d
feine Unterscheidungsgabe für die Grade des Lichts und der Wärn
wäre der äußerst empfindlich ausgebildete Geschmacks- und Geruch
sinn in uns niemals zur Entwicklung gelangt, wenn nicht in jene
structurlosen Urwesen die Befähigung gewesen wäre, die unendli
schnellen Schwingungen des Lichtes und der Wärme zu empfinde
die chemischen Affinitäten vermöge einer geheimnißvollen Naturga
— Lust und Unlust genannt — wahrzunehmen. In jenem U

empfinden liegen alle die Wundergaben, die in uns die vortrefflich gebauten, jedes menschliche Kunstwerk um Sonnenfernen übertreffenden Organe sich entwickelt, geschaffen, gebaut haben noch in einer einzigen gleichartigen Eigenschaft, wie in einem Keimblatte beisammen. Das Wissen des Bathybius ist schon ein sehr beträchtliches, das muß Jedem klar werden, der darüber nachdenkt.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Knaben, dem die Existenz seines Butterbrods eine unerschütterliche Gewißheit ist. Sagten wir diesem: Du hast die Befähigung, viele Tausende von Schwingungen in der Secunde zu zählen, so würde er uns höchst wahrscheinlich ins Gesicht lachen und sagen: So weit hab' ich's denn doch noch nicht gebracht. Setzten wir aber gar hinzu: Ja, mein Lieber, du bewegst dich selber mit einer Geschwindigkeit von 200 Billionen in der Secunde in deinen kleinsten Theilchen, und vermagst sehr gut Bewegungen von 400, 500 bis 800 Billionen Schwingungen in der Secunde wahrzunehmen und zu unterscheiden, so würde er wohl sagen: „Geht, ihr treibt schlechte Späße mit mir. So große Zahlen vermag ich ja kaum anzuschreiben, wie viel weniger in kurzer Zeit zu zählen. Ich vermag in der Secunde höchstens zwei zu zählen". Damit wird er dann unsere weiteren Erklärungen abgeschnitten haben und wir werden zurückbleiben und bei uns überlegen: Warum will ihm das nicht in den Kopf? Ist es denn nicht ein wirkliches Wissen, wenn er sagt, das ist roth, das ist blau — oder es ist warm, es ist kalt — oder der Ton ist das hohe C und das was er weiß, ist doch nichts Anderes, als was wir ihm angedeutet haben, was er aber nicht fassen will. Freilich ist es auch ein Können und wenn seine einzelne Theilchen sich nicht so schnell bewegen könnten, so wären sie auch nicht im Stande, solche Wahrnehmungen zu machen! Hier sind wir an einem charakteristischen Trennungspunkte angelangt, wo uns die Gegensätze von bloßer Bewußtheit und eigentlich exactem Wissen recht klar werden. Die Licht- und Wärmewahrnehmungen gehen in eine unermeßliche Vorzeit zurück, in welcher sie aus geringeren Anfängen zu stets hellerem und intensiverem Bewußtwerden sich stei-

gerten — die eigentliche Wissenschaft ist recht jungen Datums und geht von den Bewegungen des Gesammtmenschen aus, der auf dieselben zu achten und deren Geschwindigkeit zu berechnen anfing, um dieselbe sodann auch an anderen, ihm mehr oder weniger ähnlichen Wesen zu beachten und zu studiren. Und dennoch ist auch die Gesammtbewegung des Menschen ein Resultat von unglaublich schnellen Bewegungen, deren Totalität als der Schlußpunkt einer unermeßlichen Reihe wieder den Rückweg ermöglicht durch alle die Glieder der Kette bis zu der ursprünglichen der Atome, aus deren Kräften sich jede Bewegung aufbaut, die demnach noch die Eigenthümlichkeit und Tendenz jener Urkraft in sich tragen muß. Die geradlinige Vorwärtsbewegung der Thiere und Menschen nach ihrem Ziele stammt aus dem ursprünglich jedem Atom innewohnenden Streben der gleichen Bewegung. Unsere Bewegung aber und die des Steines, des Speeres, den wir schleuderten, war die, von welcher unser Denken ausging, um jene des Atoms zu ermitteln. Und so ist es denn ebenso begreiflich, daß der Knabe uns auslacht, wie daß wir uns nicht eher zufrieden geben können, bis wir alle unsere Sinneswahrnehmungen in Bezug auf ihre äußere Erklärung auf Processe einfacher, aus der geradlinigen Richtung hervorgehender Bewegungen zurückgeführt haben.

Besonders belehrend und interessant ist in dieser Hinsicht der Geschmacks- und Geruchssinn. Ich habe in der W. a. E. d. G. p. 72 darzuthun gesucht, wie alle Vervollkommnung der organischen Wesen nur gedacht werden kann durch eine fort- und fortgesetzte chemische Selection, d. h. daß der Grundstoff des noch so unvollkommen gedachten Organismus im Stande ist, aus den umgebenden Medien höchst zweckmäßige und immer feiner werdende Auswahl zu treffen. Ja, wenn wir uns nun die Sache so vorstellten, daß wir genaue Kenntniß der das Wesen der chemischen Stoffe ausmachenden Bewegungen haben müßten, um dieselben zu unterscheiden, dann wären das Infusionsthierchen, der Bathybius, uns unendlich überlegen, ja sie besäßen eine Weisheit, welche die Menschheit vielleicht erst in

vielen Tausend Jahren als glänzendstes Ergebniß angestrengtesten Denkens und Forschens erlangen wird. Unsere Chemiker haben ergründet, daß das Meerwasser Jod in unendlich kleinen Theilen beigemischt enthält; die Wasserthierchen wissen das schon eine Ewigkeit und finden dasselbe in seinen infincteſimal kleinen Theilchen aus den umgebenden Wassertropfen, wo es keine Menschenkunst jemals herausfinden würde. Zum Glücke haben wir dieſes Wiſſen der Sinnlichkeit durch unsere höhere Wissenschaft nicht eingebüßt, wenn wir auch manchmal auf arge Abwege gerathen sind, wie z. B., wenn die Weisheit der Erziehungskunst sich alle Mühe gab, die frische, lebendige Sinnlichkeit in der Jugend durch ihre Dressur und Einpfropfen von todtem, unverstandenem Wortkram zu vernichten, oder wenn die Hegel'sche Scholastik sich vermaß, diese wunderbare, vielgestaltige, farbenreiche Welt in die leeren Seifenblasen ihrer Terminologieen aufzulösen. Ja, unsere chemische Selection hat sich im Laufe der Jahrtausende zu ungemeiner Feinheit entwickelt, wie denn der gewöhnliche Küchenzettel einer Hausmannskost beweist, der nach Liebig von der Fleischbrühe bis zum Käse ganz auf chemischen Principien beruht. Am wunderbarsten erscheint uns die Vervollkommnung der Sinneswerkzeuge zur Unterscheidung der feinsten chemischen Verbindungen in der Zunge des Weinkenners, der einen Wein nach Lage, Jahrgang, Mischung zu unterscheiden versteht, oder des Rauchers, der die genaueste Diagnose über Herkunft und Mischungsverhältnisse einer Cigarre zu geben vermag und vielen analogen Beispielen.

In allen diesen sinnlichen Erkenntnissen liegt eine von dem Skeptiker nicht wegzuleugnende Wiſſenſchaft. Er wird freilich behaupten, das Alles sei kein Wissen, sondern Können, also Kunst, und wird sich auf den Ausspruch des Sokrates berufen, der, um dem menschlichen Wissen auf den Grund zu kommen, bei den Meistern des Handwerks sowohl als der schönen Kunst Umfrage hielt und schließlich entdeckte, daß bei jenen eine gewisse Tradition der altherkömmlichen Handgriffe, bei diesen eine göttliche Inspiration das Schaffen ihrer Werke ermögliche, ohne daß irgend einer des

Grundes sich bewußt sei, warum er gerade so und nicht anders zu Werke gehe: es sei demnach alles menschliche Wissen nichtig. Wir würden darauf antworten, es gebe kein Können ohne Wissen; alles, was wir können, setze vielmehr ein ganz bestimmtes Wissen voraus, wenn wir auch weit davon entfernt sind, den letzten Grund der Dinge einzusehen. Gerade die sinnliche Wahrnehmung ist immer etwas durchaus Gewisses, wenn auch die Deutung in unserem Reflexionsvermögen in den häufigsten Fällen eine irrige ist. Bei unseren Sinnen wirkt Stoff auf Stoff nach nothwendigen, ewigen Gesetzen. Die Urzelle des Moners weiß, was ihr frommt, durch die Eigenschaft der Empfindung, welche sich als Lust oder Unlust manifestirt; so lange die Schwingungen der Wärme sie durchzittern, so lange Leben in ihr ist, weiß sie, was sie aus dem umgebenden Stoffe aufzunehmen hat. Sicherer ist darum das Thier mit seiner Wissenschaft, weil seine Lebensbedingungen nahe beisammen liegen, während der Mensch durch den Reichthum von Vorstellungsbildern eine ungeheure Auswahl zu treffen hat, in welcher er viel leichter beirrt werden kann.

Dieses Wissen also, welches wir mit dem Thiere gemein haben, ist der Anfang und Ursprung, das Fundament und die fortwährend sich erneuernde Quelle alles übrigen, auch des höchsten Stolzes des Menschen, seiner Wissenschaft, welche die Himmelsräume durchfliegt und das Buch urälteſter Vergangenheit entsiegelt. Es herrschen hier nur Gesetze der Bewegung, welche zu unserem Bewußtsein, wi zu dem der primitivsten Thierwesen gelangen und es ist unser eigene unendlich schnelle Molecularbewegung, welche allein das Em pfinden des als Licht, Electricität, Wärme, Schall sich uns offen barenden Bewegung ermöglicht. Stets ist es die schnellere B wegung, mittelst der wir die langsamere messen, wie z. B., wen wir die Zeitdifferenz zwischen Blitz und Donner zur Berechnung d- e Geschwindigkeit des Schalles benutzen. Es sind mithin nur die B e- wegungen unserer eigenen Substanzatome, welche in eine gewi se Gegensätzlichkeit zu den Schwingungen des Aethers sowohl, als

der Atome der übrigen Substanzen tretend, unseren Sinnen als Schmecken, Riechen, Hören, Sehen, sowie Wärme- und Kälte-Empfindung sich offenbaren. Unsere Sinne sind demnach auch Künstler in dem höchsten Sinne des Wortes und was Schopenhauer von dem Tonkünstler sagt: „Der Musiker spricht die höchste Weisheit aus in einer Sprache, welche seine Vernunft nicht versteht", das gilt nicht nur von jedem echten Künstler, das hat auch seine volle Wahrheit von der Sinnlichkeit jedes gewöhnlichen Menschen. Und der mystische „deus absconditus", welchen Herr von Hartmann das Unbewußte zu taufen beliebte, um als Mystagog die Welt zum Besten zu halten, er wirkt gerade so in unserem Sehen, Hören und Schmecken, wie in all' dem Kribskrabs der Imagination, welchen er seinen Lesern auftischt. Die Sinnenwelt unterrichtet uns direct, unmittelbar, zweifellos; unsere Vernunft verlangt dagegen mathematisch genaue Formeln und anschauliche Formen der Bewegungsvorgänge.

Somit haben wir eine Gewißheit, eine Basis der Identität von Erscheinung und Idee gewonnen: sie heißt Wirkung von Stoff auf Stoff, Bewegung auf Bewegung und Umsetzung der letzteren in bewußtes Empfinden. Die stets zunehmende Verfeinerung der Empfindung aber — und ist sie nicht eine unleugbare Thatsache? — bewirkt offenbar eine fortdauernde chemische Veränderung durch Selection und gibt uns damit eine Aufklärung, wie auch auf den tieferen, ja tiefsten Stufen des organischen Lebens der Wille, d. h. die Eigenschaft der Empfindung auf die Bewegung des Stoffes zu wirken vermochte. Und mit diesem Lichte müssen wir hinabsteigen in die unergründlichen Tiefen des allmählichen Werdens des unorganischen Stoffs. Ist das organische Leben, wie ich in der W. a. E. d. G. nachgewiesen, ein Feld, auf welchem sich die verschiedenartigen Stoffe der Außenwelt äquilibriren, zu einem Mikrokosmus zusammensetzen oder, wie A. v. Humboldt sagt, eine Gleichung von Bedingungen, so verstehen wir recht wohl, wie der Mangel einer dieser Bedingungen oder Stoffe eine Störung des

Gleichgewichtes, eine Krankheit hervorbringen muß, die z. B. den Bleichsüchtigen zwingt, eine eisenhaltige Quelle aufzusuchen, die aber meist in dem Empfindungsleben einen wahren Heißhunger nach dem mangelnden Stoffe erweckt, wie denn so Mancher tagtäglich empfindet, der aus der verdorbenen Luft unserer Städte und Stuben in die sauerstoffreiche Atmosphäre des Landes flüchtet, oder durch kräftige Speisen den übermäßigen Stoffverbrauch bei geistiger Ueberanstrengung zu ersetzen sucht. Die Gier, mit welcher unsere Hausthiere das dargebotene Salz verschlingen, die Hühner Kalk aufsuchen und fressen, sind ähnliche Beispiele des bewußten oder wenn man lieber will, unbewußten Strebens des Organismus nach Ausgleichung. Hierher gehört auch der capriciöse Appetit der Schwangeren, den Schopenhauer erwähnt und mit Recht daraus herleitet, daß die Ernährung des Embryo bisweilen eine besondere und bestimmte Modification des ihm zufließenden Blutes verlange, worauf die solche bewirkende Speise sich sofort der Schwangeren als Gegenstand heißer Sehnsucht darstellt. Und jedes körperliche Bedürfniß ist ein solches Bestreben; es beruht auf einem Mangel und wird nur dadurch bewußt: mit dem Augenblicke, wo die Befriedigung, d. h. die Ausgleichung eintritt, hört diese Bewußtheit auf. Welcher Art nun der Wille ist, welcher z. B. in der Pflanze sich äußert, wenn sie aus dem dunkeln Keller fußlange Triebe nach dem Lichte sendet oder in den chemischen Stoffen, wenn die Säure in mächtigem Drange sich mit der Basis verbindet, das kann uns einzig und allein mit Hilfe der Abstraction allmählich sich erschließen; indem wir gleichmäßig bedacht sind, uns vor der kindlichen Anschauung der anthropomorphischen Vernunft, welche alle Erscheinungen mit ihrem eigenen menschlichen Bewußtsein vergeistigte, ebenso zu hüten, wie vor der metaphysischen Ansicht des Materialismus, die in denselben nur ewigen Gesetzen und Eigenschaften blind gehorchende, todte Stoffe anerkannte. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die Wahrheit: sie ist für uns in dem Worte Entwicklung eingeschlossen.

Bevor wir nun auch die eigentliche Aufgabe der exacten Wissen-

schaft übergehen und nach den Gründen forschen, warum gerade sie mit solcher Zuversicht ihren Resultaten allein das Prädicat der zweifellosen Gewißheit vindicirt, müssen wir zuerst das Organ unseres Erkennens, den denkenden Menschengeist, einer vergleichenden Kritik unterwerfen und uns fragen, wie es denn kommt, daß alle die Idealisten von dem tiefsinnigen Philosophen bis zu dem gottgläubigen Schwärmer, von dem liebeseligen Gemüthe bis zu dem gewaltigen Staatsmann, der unverrückt und unbeirrt sein hohes Ziel verfolgt, gerade ihr Geistiges, ihre Ideale für das allein Wahre und Gewisse halten und die Welt der vorüberrauschenden Erscheinung für das Unsicherste, Zweifelhafteste, ganz vom Zufalle Regierte erklären. Schon an einer andern Stelle habe ich hervorgehoben, daß der Glaube, das Wissen des Geistes um sich selber, der unantastbare, von keiner äußeren Gewalt abhängige Besitz des Menschen ist. Dieser Glaube lebte in den Verkündern des Christenthums — nur ein ganz oberflächlicher, für weltgeschichtliche Entwicklung blinder Skepticismus wird die erhabene Culturmission dieser Lehre leugnen und die Blutzeugen und Heldenjungfrauen, welche im Angesichte der Scheiterhaufen und Folterqualen frohlockten und freudig den Tod begrüßten, für Phantasten erklären — dieser Glaube gab der Christuslehre ihre weltumfangende und weltbefreiende Macht: dieser nämliche Glaube bestieg aber auch mit Arnold von Brescia, mit Giordano Bruno und allen denen, die ihr freies Denken nicht der starren, finsteren Autorität des unfehlbar gewordenen Kirchenthums beugen wollten, die vom Priesterhaß entzündeten Scheiterhaufen, er glühte in den Herzen der Reformatoren, er ließ die Puritaner und Hugenotten lieber Haus, Hof und Familie aufgeben, als daß sie Schaden litten an ihrer Seele, er leuchtete aus den Schriften der Denker des achtzehnten Jahrhunderts, wie eine tagende Sonne, hinaus in die von Wahn und Aberglauben umnachtete Welt; dieser Glaube wirkt auch in unseren Tagen noch seine Wunder und nicht seine kleinste That ist die muthige und rückhaltlose Anerkennung der aus dem Zeitbewußtsein geborenen Entwicklungslehre. In allen diesen

Erscheinungen haben wir es offenbar mit dem handelnden Menschen zu thun, bei welchem alle Kräfte des Geistes und des Empfindens in der Seelentiefe des Gemüthes zusammenwirken und sein Wollen, seine ganze Persönlichkeit bestimmen. Hier ist der Mensch nicht Beobachter der Entwicklung, sondern selbst ein Theilchen der mit der ganzen Kraft einer unaufhaltsam vorandringenden Zeitströmung ihn fortreißenden Entwicklung. Hier gilt vor Allem das schöne Wort der Schrift: „Der Geist weht, wohin er will und du vernimmst seine Stimme, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt". Und es hat schon am Eingange des Zeitalters, welches ganz vom Glauben beherrscht und beseligt ward, Paulus das Wesen dieses Glaubens klar und tief ausgesprochen: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet". Den handelnden Menschen vermag allerwege nur der Glaube zu leiten, da ist die Reflexion, die kein Ende findet, der Tod des Entschlusses, wie die Vergleichung das Grab des Glücks.

Vergleichung und Reflexion sind aber die Seele der Wissenschaft. Durch sie allein gelangt sie zu letzten und höchsten Principien. Das ist leicht einzusehen. Gesetzt, ich nehme zwei Erschei[illegible] nungen wahr, die auf der Stufenleiter der Wesen möglichst wei[illegible] auseinanderliegen, z. B. Licht und ein fester Körper. Sie habe[illegible] scheinbar gar nichts mit einander gemein. Doch wirken beide au[illegible] mich, das ist der erste Vergleichungspunkt. Das Licht verschwinde[illegible] und kommt, es hat also Bewegung, das ist die zweite Aehnlichkeit[illegible] Nun führte der scheinbare Mangel gewisser — sonst allgemein [illegible] den Körpern wahrgenommenen Eigenschaften dazu, das Licht w[illegible] die Wärme und Electricität für besondere Wesen zu halten, welch[illegible] man negative Eigenschaften, z. B. Unwägbarkeit u. s. w., zuschri[illegible] Der innere Widerspruch, in welchen man bei Aufstellung der [illegible] griffe gerieth, führte endlich die menschliche Vernunft auf den ri[illegible]ti tigen Weg und sie sprach durch den Mund Robert Maye[illegible]r's „Sprechen wir es aus, die große Wahrheit: Es gibt keine immater[illegible]elle

Materien!“ Wo also Bewegung ist, da muß auch ein Bewegtes sein und dieses Etwas muß die Eigenschaften besitzen, ohne welche wir kein Ding auf der Welt uns vorstellen können. Damit war diese Erscheinung ebenfalls eingereiht in die Stufenreihe der Wesen, ja sie ward uns der richtige Wegweiser zur Ergründung des obersten Princips, nach welchem unsere Vernunft forschte, nämlich eines körperlichen Stoffs von so unendlicher Feinheit und Einfachheit, daß wir ihn für die Ursubstanz aller Wesen zu halten berechtigt sind und demnach die visionären Anschauungen der Dichter, welche „aus Lichtstrahlen alle Welten zusammengeflossen“ oder „Funken Lichtes zu Gold geronnen“ sein ließen, auf einmal eine höhere Wahrheit zu enthalten schienen.

Dieser Stoff, dieses Urwesen aller der unendlich mannigfaltigen Erscheinungen ist nun zweifellos der eine Punkt, nach welchem unsere forschende Vernunft zu gelangen trachtet. Ihr Verfahren ist dabei nothwendig ein analytisches, das heißt, sie geht von den vorhandenen höchst complicirten Erscheinungen aus und sucht dieselben in immer einfachere Verhältnisse aufzulösen, aus welchen dann auf dem umgekehrten Wege die combinirten sich genetisch erklären lassen. So unendlich complicirt z. B. der Bau der Organismen ist, an dem alle menschliche Berechnung zu scheitern scheint, da man mit Fug behaupten kann, es gebe keine zwei Organismen auf der Welt, welche sich vollständig gleich sind, so vermag doch die Entwicklungslehre die Etappen zu bezeichnen, auf welchen die höheren Formen sich an die niederen anschließen, d. h. aus den letzteren hervorgehen. Hierbei ist eben zu beachten, daß man bei diesem Reiche nur die Gesammtcharaktere, wie sie in den Organen der lebenden Wesen zu Tage treten, in's Auge fassen kann, mit anderen Worten, daß es hier unmöglich ist, das allmähliche Werden durch Atomwirkungen zu berücksichtigen, sondern daß nur Form aus Form hergeleitet werden kann, wie sie als fertige Resultate vieltausendjähriger Vererbung, Anpassung, Lebensweise des Thieres und dadurch erzielter Umwandlung uns vorliegen. Die Wissenschaft wird dann erst mit Befrie-

digung auf ihre Arbeit blicken können, wenn es ihr gelungen sein wird, mit den richtigen Classificationen zugleich die wesentlichen Eintheilungsprincipien zu geben und sich ein klares Bild davon zu machen, wie diese Principien schöpferisch und umgestaltend auf Leben und Form des Organismus wirken mußten. Sie kann die Analogieen in der Culturgeschichte der Menschheit finden, für welche ja Momente wie der Besitz des Feuers, der Compaß, die Buchdruckerkunst zu ähnlichen organisch umgestaltenden Motoren geworden sind. So von dem innersten Centralkreise, der heutigen Menschheit, in stets weitere peripherische Kreise dringend, bei welchen jedesmal die Zahl der Wesen materiell eine größere, formal eine kleinere wird, d. h. immer mehr Eigenschaften verschwinden, die Natur der Wesen also eine stets einfachere wird, gelangt die Wissenschaft durch die primitivsten organischen Formen endlich in das Reich des Unorganischen, durchläuft und durchmißt auch diese Kreise in ihrer allmählichen Entwicklung, bis sie endlich an die große äußerste Peripherie gelangt die nach allen Seiten sich in's Unendliche verliert, wo ihr ein unermeßlicher Stoff selbständiger kleinster Einheiten, der Atome, sich darbietet, denen nur noch zwei Eigenschaften, Bewegung und Empfindung, übrig bleiben.

Hier könnte nun die Frage aufgeworfen werden: Was berechtigt uns, diese Atome mit ihren beiden Eigenschaften für vollständig wesensgleich zu halten? Wir antworten darauf: 1) die vollständige Isomorphie aller Wesen der Erde; 2) die ungestörte Regelmäßigkeit aller Erscheinungen des atomerfüllten Himmelsraums und 3) die bis jetzt auf allen Punkten der Erkenntniß bestätigte Wahrheit, daß stets das Einfache dem Complicirten vorausgegangen ist; daß dieses sich aus jenem aufbaut. So lange unsere Erfahrung dieses Gesetz ausnahmslos überall walten sieht, so lange darf unsere forschende Vernunft zuversichtlich auf dem Wege weiter vorangehen, auf welchem ihr schon so Großes gelungen, wenn sie sich auch eingesteht, daß es nur ein verschwindend kleiner Theil ist von dem, was ihre wahre Aufgabe ist; dieser Weg ist so klar und führt so direkt, daß ein

Zweifel nicht aufkommen kann: es ist der umgekehrte Weg der Entwicklung aller Dinge, oder wie Aristoteles schon erkannte: Was in der Welt der Wirklichkeit das Früheste war, das ist für unsere Vernunft das zuletzt Erreichte. Es ist also eine historische Aufgabe, die uns geworden ist, bei welcher freilich die größten Strecken durch Analogie, Vergleichung, Deduction, Verbindung von wenigen Punkten durch enorme Zeiträume darstellende Linien zurückgelegt werden müssen. Schon die sogenannte „Weltgeschichte" ist ein ununterbrochen dahinfließender Strom, von welchem nur wenige, und je weiter wir in die Vergangenheit zurückschreiten, immer weniger Theilchen der Oberfläche beleuchtet sind, wie viel mehr denn die eigentliche Weltgeschichte, die Entwicklung unseres heliocentrischen Planetensystems!

Auf dem Gange, welchen dann unsere Vernunft, sobald sie das nothwendige Erfahrungsmaterial gesammelt hat, deductiv und construirend zu verfolgen haben wird, wenn sie die Geschichte der Entwicklung aller Daseinsformen oder die Pangenesis als Endresultat ihrer vieltausendjährigen Anstrengungen geben will, wird sie nothwendig auf die beiden Eigenschaften der Dinge zu achten haben und sich sorgfältig hüten, der einen auch nur ein unbedeutendes Uebergewicht über die andere zuzugestehen, da sie sonst nothwendig in die Nebel und Einseitigkeiten des Dualismus verfallen muß, welche erst in unseren Tagen durch die hellstrahlende Wahrheit des Monismus verscheucht zu werden beginnen. Die großartige und herrliche Bedeutung dieser neuen Wahrheit liegt wesentlich darin — und hier verdient der Name Schopenhauer auf ewig unvergessen den ersten Begründer und klaren Verkünder der neuen Lehre zu bezeichnen —, daß der Menschengeist nicht bloß, wie alle frühere Philosophie anzunehmen schien, ein Spiegel ist, in welchem sich die Dinge der Außenwelt mehr oder weniger klar reflectiren, sondern daß derselbe ebenfalls durch Entwicklung aus niederen Stufen geworden ist, daß demnach, gerade wie bei jedem einzelnen Menschen sein Geist das innerste, bedingende, wahre, wollende Wesen ist, so

auch jedes Ding in der Welt von dem scheinbar seelenlosen unorganischen Stoffe bis zum Culturvolke, ja bis zur Menschheit selbst seinen eigenthümlichen Geist und Willen hat. Jede Erklärung der Welt ist demnach eine mangelhafte, eine oberflächliche und nichtige, welche nicht vor Allem auf diesen Geist achtet, ihn aus der Bewegung sich zu erschließen, ihm so auf die Spur zu kommen und ihn dann sympathisch mitzuempfinden strebt: denn, wie schon oft gesagt, direkt verstanden kann er nicht werden, es gibt keine Brücke, welche von Empfindung zu Empfindung führt, als — die Bewegung. Der bewegte Stoff ist uns demnach nicht, wie ihn der arme und platte Materialismus auffaßt, ein lediglich nach ewigen Gesetzen zufällig sich combinirendes System, sondern er ist in seiner Bewegung durchaus bedingt von dem Geiste, der in den untersten, tiefsten Stufen zum dunkelsten Bewußtsein erwachend sich immer mehr, immer erfolgreicher losringt, bis er endlich in der höchsten Erscheinung, dem Menschengeiste, zu heller, vollkommener Klarheit gelangt. Ihn auf diesem Wege sorgfältig zu beobachten, seinen Entwicklungsgang zu verfolgen, das ist die Aufgabe der Zukunft, das wird uns Licht und Verständniß geben über das Wesen aller Dinge, das ist der wahre Weg, auf welchem wir allein eine dereinstige Lösung erwarten dürfen für das größte Räthsel der Welt — unseren eigenen Geist.

Da wir aber hierbei von der Gewißheit ausgehen, daß es nur die Bewegung ist, deren Wesen wir vollständig begreifen können, da es die einzige Aeußerung des Geistes ist, so war von jeher den Sinn der Menschen darauf gerichtet, dieses Wesen sich zur vollständigen Klarheit zu veranschaulichen. Sie haben sich deswegen eine besondere Sprache gebildet, welche, von den einfachsten Verhältnissen ausgehend, im Stande ist, über die Natur der complicirtesten Bewegung Aufschluß zu geben, sofern diese nur als Bewegung und zwar bereits gegeben gedacht werden. Diese Sprache ist die Mathematik. Ihre Sätze haben allerdings eine unzweifelhafte Geltung, wie man sagt, sie sind aprioriſch oder deductiv; wenn man

genauer zusieht, ist es ein formales Denken, denn wenn ich sage: 2 mal 2 ist 4, so habe ich weiter nichts gethan, als für den complicirten Ausdruck 2 mal 2 ein einfaches Zeichen 4 gesetzt; dabei kann allerdings von einem Irrthum nicht die Rede sein. Die Urbegriffe der Geometrie aber, ihre Postulate sind, wie ich schon an einer anderen Stelle bewiesen habe, empirisch gegebene, so ist die gerade Linie in unser Denken gekommen, weil alle einfachen und zusammengesetzten Körper der Welt — sich selbst überlassen — heute und zu allen Zeiten in dieser Form sich bewegen. Die Mathematik und Mechanik enthalten demnach die Grundoperationen unseres Denkens, insofern sich dieses mit der abstracten Bewegung befaßt und deren Wesen und Natur zu ergründen und zu veranschaulichen trachtet. Sie würden ihr höchstes Ziel erreicht haben, wenn sie den beobachtenden Geist in den Stand gesetzt haben, einestheils die Bewegungsgröße des Atoms an seiner bestimmten Stelle inmitten der dasselbe begrenzenden Unendlichkeit durch eine Zahl zu bestimmen, andererseits daraus die Summe der Wirkungen der Atome in den einfachen Bewegungsverhältnissen der Weltkörper sowohl als in ihren Lagerungen und Combinationen zu organischen und unorganischen Körpern zu ermitteln.

Sie müssen aber dabei der Begrenztheit des Gebietes, worauf sich ihre Thätigkeit zu erstrecken hat, wohl bewußt sein. Es gibt auf dieser Welt keine Bewegung, welche nur Bewegung wäre. Wenn die Schrift von einem Glauben redet, der Berge zu versetzen vermag, wenn Schiller das muthige Vertrauen des Columbus tröstet, indem er sagt:

> Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen . . . .
> Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor!

so empfindet Jeder augenblicklich die Einseitigkeit des Spiritualismus und Idealismus. Nirgends in der Welt, sagen wir, findet eine solche unmittelbare Wirkung des Geistes auf den bewegten Stoff statt. Eine ebenso große, ja eine viel größere Verkehrtheit wäre es, wenn wir glaubten, das Wesen der Dinge ergründet zu haben,

indem wir die Bewegung aller Atome der Welt auf's genaueste mathematisch bestimmt und festgestellt hätten. So wenig der Wald nur Holz, so wenig die Tugend nur Principien, so wenig die Sprache nur Wörter, so wenig die Musik nur Noten oder Schwingungen sind, eben so wenig ist das Weltall nur mathematisch bestimmbare Bewegung. Letztere ist vielmehr nur eine Abstraction von den Dingen, welche die merkwürdige Doppeleigenschaft besitzt, daß sie nicht das Wesentliche der Dinge ist und doch allein Aufschluß über das Wesen der Dinge uns zu geben vermag. Halten wir noch dagegen jene andere nicht minder merkwürdige Doppelnatur unserer Erkenntniß, daß dieselbe nur durch Umwandlung aller Bewegung in Empfindung möglich ist und daß andererseits Alles, was unsere Empfindung sich nicht als Bewegung vorzustellen vermag, ihr unklar erscheint, so darf es uns nicht verwundern, wie doch alles Wissen und alle Naturwesen auf jeder Stufe des Daseins und der Erkenntniß eine Doppelseitigkeit bekunden, welche sogleich in den abstractesten Begriffen Raum und Zeit uns entgegentritt, welche in der höchsten Erscheinung des Menschen als Körper und Geist sich entfaltet, welche den vieltausendjährigen Irrthum des Dualismus verschuldete und welche sich heute durch die klare Grundansicht des Monismus auf die allen Wesen zukommende Doppeleigenschaft „Bewegung und Empfindung" zurückführen läßt.

Nehmen wir zur Veranschaulichung des Gesagten einen beliebigen Begriff aus der Schatzkammer der menschlichen Sprachen. Das Wort Wärme ist ein recht klares Beispiel. Abstrahiren wir die eine Seite seiner Doppelnatur, so erhalten wir Bewegung der Moleculen, Schwingungen von einer bestimmten Zeit- und Raumgröße. Gleichzeitig ist aber, wie Jeder weiß, Wärme auch Empfindung und zwar eine sehr einfache und einheitliche, so daß der Menschengeist viel Mühe aufwenden müßte, um zu der rein körperlichen Seite oder Bewegungsabstraction zu gelangen. Beide Abstractionen ergänzen sich erst zum Wesen des Begriffs, welcher freilich selber — wohlverstanden — ebenfalls nur eine Abstraction

ist, denn es gibt keine Wärme, es gibt nur Warmes. Und in diesem Mittelbegriffe vereinigt sich die Doppelnatur aller Erkenntniß zur monistischen Klarheit: weil wir selber warm sind, d. h. weil wir gleichzeitig bewegter und empfindender Stoff sind, deswegen können wir die Bewegung sowohl als die Empfindung uns klar vorstellen.

Gäbe es in der Welt eine Bewegung, die noch schneller wäre, als die schnellsten Bewegungen unseres Körpers, so würde dieselbe von uns nicht gemessen und also nicht begriffen werden, sie würde die Grenzen unseres Auffassungsvermögens überschreiten. Die schnellste Bewegung, die wir fassen, sind die Schwingungen des Lichtes in einer bestimmten Scala, welche eine Octave von 400 bis 800 Billionen in der Secunde umfaßt. Bekanntlich erstreckt sich die Auffassung der Gehörwahrnehmungen auf acht Octaven. Trotzdem ist die große Ueberlegenheit des Gesichtssinnes, welcher recht eigentlich der menschliche Sinn ist, einleuchtend genug. Unser Ohr vernimmt von 16 bis zu 35,000 Schwingungen in der Secunde, die Zahl der dadurch ermöglichten Wahrnehmungen wird allerdings vermannigfaltigt durch die Klangfarbe oder die sogenannten Obertöne; aber wie langsam ist doch hier die Succession der Bewegungen, wenn man sie mit der enormen Geschwindigkeit der Lichtwellen vergleicht. Unser Auge hat also die Befähigung, durch fortgesetzte Uebung zu stets feinerer Unterscheidung und stets rascherem Ueberblick der ihm durch das Licht vermittelten Bewegungen sich heranzubilden: das Material, in welchem es sich zurechtzufinden hat, ist ein ganz ungeheueres, es handelt sich nur darum, daß es die nöthige Befähigung gewinnt. Dann ist auch die räumliche Grenze, von welcher der etwa 1000 Fuß in der Secunde zurücklegende Schall zu uns zu gelangen vermag, bald erreicht, während das Licht von den entlegensten Welträumen mit einer ungeheueren Geschwindigkeit zu uns herüberdringt. Unser Auge ist also ein Jäger, welcher sowohl mit unglaublicher Schnelligkeit, als mit der wunderbarsten Gewandtheit den Bewegungen der Außenwelt nachfolgt. Wir glauben die

Dinge neben einander zu ſehen und doch iſt es nur eine in unfaßbarer Schnelligkeit vorüberfliegende Succeſſion, welche uns natürlich als ſolche niemals zum Bewußtſein kommen kann, die uns nur in ihren Reſultaten bewußt wird, indem wir ſagen: das iſt roth, das iſt blau, das iſt rund oder eckig. Wir dürfen aber niemals vergeſſen, daß das Empfinden als ſolches ebenfalls genau dieſelbe Succeſſion in uns verfolgt; denn was nicht im Einzelnen empfunden wird, das kann auch in ſeinen Reſultaten niemals zum Bewußtſein kommen. Was aber noch ganz beſonders den Geſichtsſinn zu dem eigentlichen Grundſinne für menſchliche Erkenntniß macht, das iſt 1) ſein Localiſiren auf die feinſten Theilchen, die immer noch Unterſcheidung zulaſſen; 2) ſeine Intereſſeloſigkeit, ſeine Freiheit von animaliſchen Trieben, von Luſt und Unluſt. In letzterer Hinſicht überwiegt er namentlich den Geruchſinn, der bei den Thieren und wohl auch bei den Urmenſchen eine Hauptrolle ſpielte, in erſterer namentlich das Gefühl der Wärme, welche ſich raſch verbreitet, da ſie ebenfalls zur Erhaltung des Thierorganismus nothwendig iſt.

Die Natur hat uns alſo durch die Symbolik der Geſichtswahrnehmungen ein Mittel gegeben, um uns in der Welt der Bewegungen weit über die Grenzen des Planeten, aus dem wir entſtanden und auf welchen wir angewieſen ſind, zu orientiren. Daß wir die Dinge, welche ſich auf unſerem Auge abſpiegeln, außer uns und an ihre richtige Stelle zu ſetzen vermögen, das iſt die ſpät gezeitigte Frucht einer unendlich langen Vorſchule von eigener Bewegung und Betaſten der Dinge, wie es ſich noch heute jedesmal bei den Kindern, den werdenden Menſchen, wiederholt. Daß der Geſichtsſinn und der Gehörſinn, die beiden höchſten Repräſentativſinne des Menſchen, welche er aus der Thierwelt überkommen hat, im Bunde mit einander, d. h. durch nochmalige Symboliſirung der Geſichtsvorſtellungen in Gehörwahrnehmungen das eigentlich Menſchliche, die Sprache und damit das menſchliche Denken, die menſchliche Vernunft geboren haben, iſt bereits an anderer Stelle erörtert.

Wenn nun Mathematik und Mechanik mit dem feinsten Netze ihrer sich stets vervollkommnenden, lückenlosen Beweisführung die durch die Beobachtung des menschlichen Auges gesammelte und durch die Erfahrung der Jahrtausende vermittelst der Sprache aufgehäufte Fülle von Bewegungserscheinungen in einer solchen Weise werden geordnet haben, daß wir die ganze uns zugängliche Welt als ein dem Wesen nach stets sich gleichbleibendes und in der Form stets sich veränderndes System von Bewegungskräften erkennen — wenn mit einem Worte die exacte Wissenschaft ihr Ziel erreicht hätte, was werden wir dann gewonnen haben? Die Beantwortung dieser Frage muß uns in mehr als einer Hinsicht interessiren, da sich darnach andere Fragen von selbst anreihen werden, die unserem Denken und Forschen für eine geraume Zeit die Richtung verleihen werden. Nach meinem Dafürhalten werden wir alsdann

1) alle Bewegungen der Welt mit einer ausreichenden Klarheit und Sicherheit überschauen, so daß wir sowohl die complicirtesten Systeme in ihre einfachen Elemente zu zerlegen, als auch die einfachste Bewegung in ihrer Bedingtheit von allen übrigen zu erkennen vermögen. Wir werden eine vollkommene und sichere Kenntniß des Kleides aller Erscheinungen besitzen. Unsere sinnliche Wahrnehmung wäre alsdann eine vollständige und untrügliche. Die Erweiterung derselben über das jetzt ihr zustehende Gebiet hinaus können wir heute schon ahnen. Wie es einst eine Zeit gab, in der die Lichtwirkungen zuerst anfingen für ein lebendes Wesen wahrnehmbar zu werden, wie dann bei stets zunehmender Vervollkommnung der Sehnerven der Gesichtssinn zu einem Repräsentativsinne wurde, der gewisse Summen der unendlich schnellen Bewegung zum Bewußtsein brachte, daraus Gesichtsbilder construirte, diese nach Außen versetzte u. s. w., so beginnt dieser Sinn heute mit Hilfe sehr einfacher Repräsentations-Elemente — den Linien des Spectrums — sich die Gabe anzueignen, auch Stoffe und Gegenstände entfernter Weltkörper zu sehen. Welche Zukunft dieses Sehen noch haben, welche Gebiete es sich erschließen wird, das können wir heute

nur ahnen. Eins aber ist gewiß. Es liegt in der Natur unseres Wissens, daß keine neue richtige Wahrnehmung gemacht werden kann, welche nicht zugleich Licht und Verständniß für die bereits früher erworbenen mit sich brächte.

2) Wir werden für den gegenwärtigen Moment der Entwicklung eine möglichst vollständige Erklärung der Bewegungskräfte und ihrer Richtung zu geben im Stande sein. Die allgemeinen Bewegungen der Weltkörper, die Summe der Kraft, welche durch das Sonnenlicht alljährlich auf unsere Erde strahlt und hier die wechselnden Erscheinungen der Veränderungen im unorganischen Leben und das vielgestaltige Spiel des organischen Lebens hervorbringt, die physikalischen und chemischen Eigenschaften aller Stoffe, sowohl der lebendigen als der scheinbar todten — alles das wird vollkommen begriffen und demnach auch für die Zukunft vorausgesagt werden können. Aber — es ist hier ein wichtiger Unterschied wohl in's Auge zu fassen:

a) bei den Weltkörpern sind diese Bewegungen durchaus bestimmt. Sonne, Erde und Planeten ꝛc. haben ihre bestimmte Größe, Masse, Dichtigkeit, Bewegungsgröße u. s. w. Sofern nun die Wesen der Erde Theile dieses Planeten sind und unter den gleichen kosmischen Einflüssen stehen, gilt die Berechnung natürlich auch für sie.

b) Gesetzt, die Eigenschaften aller unorganischen Stoffe seien bekannt und zugleich auch die Menge und Lage, in welcher sie vorhanden sind. Alsdann werden ihre Bewegungen auf's genaueste vorherbestimmt werden können, sofern sie nur von den Bedingungen in a und nicht in c. d. abhängen. Bewegungen, Strömungen des Meeres, der Atmosphäre, magnetische, elektrische Verhältnisse, chemische Wirkungen im Innern der Erde und auf ihrer Oberfläche.

c) Genau bekannt werden sein die chemisch-physikalischen Verhältnisse aller Organismen, die Succession und Umwandlung dieser Bewegungen, mit anderen Worten, das was wir Leben nennen, insofern es von den Bedingungen a und b abhängt. Wir werden

wissen, wie die inneren Formen von Pflanzen und Thieren zu Stande kommen, aber nicht warum.

d) Von dem Menschen werden alle die Bewegungen bekannt sein, welche durch die vorausgehenden Bedingungen erklärlich sind. Das ganze Geistesleben des Menschen und der Menschheit wird sich dieser Erklärung entziehen.

Die Unvollständigkeit dieser Erklärungen sowohl, als das, was an ihnen exactes Wissen genannt werden kann, ist einleuchtend. Schon bei a ist die Frage warum? nicht zu beantworten. Warum unser Sonnensystem jetzt gerade und gerade in dieser Form sich gestaltet habe, das überschreitet unsere Erkenntniß, die nur auf der Erfahrung beruht. Exacte Erkenntniß können wir dagegen gewinnen von den gegenwärtigen allgemeinen Eigenschaften. Bei allen folgenden Punkten tritt ein neues warum? ein, welches sich nur zum Theile aus den positiven Daten der vorausgehenden Punkte beantworten läßt. Warum gerade so viel Eisen auf der Erde — nicht mehr und nicht weniger — vorhanden ist, wird unerklärt bleiben, wenn auch die innere Structur und alle Eigenschaften des Eisens auf's genaueste ermittelt sind. Es gibt keine Erscheinung, die nicht mit ihrem Wann und Warum durch eine ungeheuere Vergangenheit von in jedem Momente wechselnden Bedingungen zurückreichte bis zu dem Punkte, wovon sie ausging. Es gibt also für alle die mannigfaltigen Erscheinungen der Welt nur eine historische Erklärung. Exactes Wissen ist nur möglich, wenn es sich auf constante Größen aufzubauen vermag; in dieser ewig wechselnden Welt der Erscheinungen gibt es aber nur eine wirkliche constante Größe: das ist das Universum und die Summe der Bewegungen, die in demselben liegt; da diese aber unendlich ist, so kann sie nicht als Grundlage der Berechnung gelten. Wir werden also immer nur mit einem angenommenen Maßstabe die gegenwärtige Welt der Bewegungen ausmessen können, wobei das Wort gegenwärtig viele Jahresmillionen in sich schließen mag; jede in sich abgeschlossene Erscheinung mag ebenfalls auf diesen Maßstab

zurückgeführt werden, welcher die Zeitsecunde und die Schwere d Körper auf der Erdoberfläche sein kann: außerhalb dieser Voraus setzungen gibt es kein exactes Wissen.

Wenn sich nun einerseits der Ursprung der Wesen in d Nacht der Vergangenheit verliert und es mehr als fraglich ist, o es jemals gelingen wird, das Alter des jüngsten Geschöpfes d Erde, des Menschen, geschweige denn der Reihenfolge der organisch Wesen auch nur annähernd zu bestimmen, so müssen wir andererseits auch die andere Grenze der exacten Wissenschaft anerkennen, welc da beginnt, wo es sich nicht um die äußere Eigenschaft der Ding ihre Bewegung, sondern um ihr geistiges Wesen, ihre Empfindun handelt. Hier treffen wir mit der schon oft aufgeworfenen Fra zusammen: Sind Empfindungen, sind Seelenvorgänge überhaupt b rechenbare Größen? „Ob Mathematik und Mechanik sich für d Psychologie als Hilfsmittel werden benutzen lassen, wird erst ei genauere Betrachtung des Gegenstandes lehren können, aber u Unwissenheit oder Mißverstand konnte einen Versuch hierzu, wie il Herbart gemacht hat, statt ihn zu bewundern, selbst wenn er unrich war, mit Geschrei, ja mit Verhöhnung begrüßen, eine traurige Thatsach die man vergebens streichen zu können wünschte in den Annalen d Geschichte der Philosophie" schrieb schon im Jahre 1846, also zur Z der Blüte des Hegelthums, der treffliche Theodor Waitz. Nun, seitde ist Vieles besser geworden, der Götze ist von seinem Throne gestür und seine Adepten haben alle Ursache, wenn sie selbst der wohlve dienten Verhöhnung entgehen wollen, statt mit hohlen Phrasen u sich zu werfen, bei den Naturwissenschaften Methode zu lernen un ihre glänzenden Erlebnisse zu Ausgangspunkten ihres Denkens z machen. Wir können dieser Frage von verschiedenen Seiten be zukommen suchen:

1) Wenn nach unserer Ansicht die innere Form eines jede Wesens, also auch des unorganischen Stoffs, dessen geistiges Wese zugleich bedingt und ausmacht, so dürfte für den Fall, daß es un gelänge, die Atombewegungen der einzelnen Stoffe sowohl für sic

als im Verhältnisse zu anderen Stoffen zu ermitteln, die vollkommene Einsicht in die Structur und Bewegungen dieser Stoffe uns zugleich die vollständige Aufklärung über ihr geistiges Leben gewähren, sofern dieses nicht durch Mitempfinden, sondern durch Aeußerung begriffen werden kann.

2) In analoger Weise wird auch die Natur des thierischen und menschlichen Empfindens einer mathematischen Berechnung zu unterwerfen sein, insofern dasselbe an physiologische Organe und Erscheinungen gebunden ist und die Naturforschung uns z. B. erklärt, wie die einzelnen Sinneswahrnehmungen zu Stande kommen, welche Functionen die Nerven, Ganglien und Gehirnfasern dabei übernehmen, welche Zeit die Erregung der Nerven braucht, um zu dem Centrum und von da wieder nach der Peripherie zu gelangen, wie groß die Zahl der Vibrationen ist, welche als Licht, Wärme, Schall von uns percipirt werden, welcher Rhythmus bei den Functionen des animalischen Lebens, dem Athmen, dem Herzschlage herrscht. Alle diese Erscheinungen, bei denen das Empfindungsleben herrscht, welche durch dasselbe zum großen Theil erst geschaffen worden sind, bilden den Gegenstand des exacten Wissens und sind wesentlich dazu angethan, uns über die Natur und die Eigenthümlichkeit unseres Geisteslebens wichtige Aufklärungen zu gewähren. Aber wir dürfen dabei niemals vergessen, daß dieses Alles nur Aeußerungen des Empfindens sind, wenn auch ganz unmittelbare und intime, und daß das eigentliche Wesen des Empfindens nur mitempfunden werden kann.

Diese unmittelbare Gewißheit der eigenen Empfindung war es, welche in den frühesten Perioden die Erkenntniß der Menschen durchaus leitete und sie nicht nur bei verwandten Wesen, Menschen und Thieren dieselben voraussetzen ließ, sondern sie gleichzeitig auf die ganze unbeseelte Welt übertrug. Wie Hamann in seiner dunkelmystischen Weise es ausspricht: „Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts. Sinne und Leidenschaften verstehen nichts als Bilder.“ Als gleichartiges Menschenbild traten Baum, Felsen und

Quelle dem Menschen zuerst entgegen; der brüllende Ocean will ihn verschlingen, der rollende Donner ihn vernichten. Wie derselbe Magus weiter sagt: „Die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: Es werde Licht!“ In Lichtbilder verwandelte der Mensch alle ihm entgegentretende Erscheinungen, die Sprache umkleidete mit ihren Zeichen nur Gesichtswahrnehmungen, die niederen Sinne traten dagegen zurück und es entstand in dem Menschengeiste eine Lichtschöpfung, welche zugleich vollständig beseelt, innerlich verstanden und mit heißer Liebe oder mit glühendem Hasse oder auch mit Furcht erfüllt war.

Von dieser anthropomorphischen Naturauffassung hat nun die exakte Wissenschaft den Menschengeist befreit, sie hat die lebendige Natur entseelt und das mechanische Walten und Wirken der Stoffe und unbelebten Kräfte überall an die Stelle der durchgeistigten Erscheinung gesetzt. Ein seelenloses Räderwerk, eine ungeheure Maschine in nutz- und zweckloser Bewegung war die herrliche Natur geworden. Die höhere Erkenntniß leitet uns wieder zurück von jener Einseitigkeit zur Wahrheit, wir schauen wieder den Geist, wir fühlen und empfinden, wie unvollständig diese Anschauung war, wie die exakteste Auffassung einer jeden Erscheinung uns nur die Außenseite der Dinge und niemals ihr Inneres enthüllt, wie das vollständige Begreifen nur dann vorhanden ist, wenn wir das Empfinden der Wesen mit- oder nachzuempfinden vermögen. Und es ist vornehmlich die Entwicklungslehre, der wir diese Umkehr verdanken.

Denn diese sagte: Alle die Eigenschaften, welche das vollkommene Thier sich angeeignet hat, lagen im Keime in einem structurlosen Urwesen, welches nur dunkelstes Empfindungsleben beherrschte. Dieses dunkelste Empfindungsleben ist aber die Ursache der fort und fort sich entwickelnden vollkommenen Organismen gewesen. Also nicht die Atombewegungen des Stoffs, die streng mechanischen Gesetze gehorchen und wohl niemals eine organische Form geboren hätten, sondern die Eigenschaft der Empfindung war es, welche von Geschlecht zu Geschlecht in ungeheurer Zeitdauer alle die tausendge-

staltigen Wesen mit den zweckmäßigsten zur Einheit des Lebens verbundenen Organe geschaffen hat. Diese Eigenschaft kann unmöglich vor der Entstehung des ersten organischen Protoplasma's wirkungslos gewesen sein, sie muß vielmehr auch vorher, obgleich in einer dunkleren, uns unverständlicheren Form, das wesentliche, innere Princip auch der unorganischen Stoffe ausmachen.

Wenn wir nun das Athmen, Fressen, Verdauen, mit einem Worte alle körperlichen Functionen des Thieres auf Bewegung, Formveränderung kleinster Theilchen zurückzuleiten vermögen, wenn wir den Verbrennungsproceß, die Entwicklung thierischer Wärme, die dadurch ermöglichte Bewegung vollständig ausgerechnet haben — so bleibt doch noch immer Eins übrig, was wir dabei nicht mitgerechnet haben, und dies Eine ist das Wesentliche, die Empfindung des Thieres. Und doch ist uns diese am verständlichsten; wir bedürfen keiner exacten Wissenschaft um uns zu sagen, was in dem Thiere vorgeht, selbst wenn seine Form von der unsrigen total verschieden ist, wann es frißt, athmet, sich bewegt. Auch läßt sich die Entwicklungslehre nicht auf exakte, mathematische Berechnungen ein, sie läßt sich nur durch die Analogie menschlicher Empfindung leiten und sucht auf diese Weise das allmähliche Formwerden d. h. die Entwicklung vollkommener Organe aus niederen, einfacheren zu erklären. Nicht das mathematische Denken, sondern aufmerksames Vergleichen der Formen, philosophisches weitblickendes Anschauen und ganz besonders eine künstlerische Divinationsgabe sind es, welche die Meister der Entwicklungslehre in ihrem ungemein schwierigen, aber großartig erfolgreichen Studium fördern. Diese künstlerische Divinationsgabe ist dieselbe, welche dem Kunsthistoriker und Aesthetiker eigen sein muß, denn wie in der Kunst sich Form aus Form weiter entwickelt, so geschieht es auch bei den Formen der organischen Wesen, nur ist dort der schaffende Künstler außerhalb, hier innerhalb des Kunstwerks. Kein Wunder daher, daß geniale Künstlernaturen die Unvollständigkeit der rein mechanischen Naturerklärung oder der todten Nomenclaturen instinctiv ahnen. So schreibt der herrliche

Felix Mendelssohn an seinen Freund Eduard Devrient (25. April 1845) „Wir alle erfreuen uns des Frühlings und genießen ihn in dieser wonnigen Natur recht von Herzen. Ueber die pelzigen Kastanienknospen habe ich bereits wieder sehr viel nachgedacht, aber ich begreife noch nicht ganz, wie so ein Baum wächst. Die Naturgeschichte erklärt es ebenso gut wie der Generalbaß die Musik."

In dem hellen Geistesleben des Menschen fühlen wir tagtäglich unzweifelhaft und klar, wie eine Empfindung, ein Gedanke als solcher auf den anderen wirkt und eine unendliche Entwicklungsreihe von rein Geistigem das Leben der Einzelnen, wie der Gesammtheit verbindet. Es ist die Tradition der Sprache, es sind die Worte, welche diesen Zauber bewirken. Vor der Sprache gab es aber auch schon eine Tradition der Empfindung, welche in den stummen Organismen sich sowohl in dem einzelnen Wesen, wie in der unendlichen Folgezeit der Geschlechter fortpflanzte.

Der geistige Inhalt, die Empfindung der Außenwelt wiederholt sich in ganz analoger Weise bei den Individuen der nämlichen Art. Die Entwicklung des jungen Individuums einer bestimmten Gattung recapitulirt in kurzer Zeit die Entwicklung, die Erlebnisse, also auch das Empfindungsleben derjenigen Stufen, aus welchen die Gattung hervorgegangen ist. Wie nun der Menschengeist genöthigt ist, in den Formen zu denken, welche die Sprache seiner Vorfahren in allmählicher Entwicklung ihm überliefert hat; ebenso muß jedes Thierwesen genau so empfinden, wie die Aufeinanderfolge der Generationen unter den jedesmal herrschenden Einwirkungen der Außenwelt seine körperliche Gestaltung bedingt hat. Diese Bedingtheit ruht also auf einer Reihe von Successionen unendlicher Einwirkungen, von welchen ein Theil sich fort und fort auf die Folgezeit überträgt. Wollte man hier eine mathematische Rechnung anstellen, so müßte nicht nur jeder Einzelmoment eines jeden Wesens, sondern auch die jedesmalige Wirkung der gerade unter dem bestimmten Gesichtswinkel auf das Einzelwesen zusammentreffenden Strahlen der Außenwelt in die Rechnung einbezogen werden, ein Unterfangen,

welches schon an einem einzigen Momente scheitern müßte! Wer an der Richtigkeit dieser Behauptung zweifelt, der überlege einmal, ob er nicht selber in dem gegebenen Momente durch ein bestimmtes Wort sich zu einem bestimmten Handeln determinirt. Dieses Wort hat aber mit der gegenwärtigen Bewegung seiner Atome direct nichts zu schaffen, es ist eine Vorstellung, eine Spiegelung und zwar — einer unermeßlichen Vergangenheit von Reden, Denken, Thun! Die Kraft und Wirkung des Wortes könnte nur durch letztere bestimmt werden; rechnet man noch die unzähligen Factoren von gegenwärtigen und vergangenen Menschengeschlechtern hinzu, durch welche dies Wort und sein Begriff modificirt worden sind — wem schwindelt nicht bei dem bloßen Gedanken an die unmögliche Aufgabe!

Sagen wir es also mit einfachen klaren Worten: Die Empfindung selbst kann nur analogisch durch unser eigenes Empfinden begriffen werden. So wenig die Wirkung eines Wortes auf die Bewegung der Atome eines Menschen physiologisch und anatomisch sich bestimmen läßt — und ist nicht trotzdem ein Wort im Stande, einen Menschen durch Schrecken zu tödten oder in höchste Extase der Freude zu versetzen? — ebenso wenig kann das Empfinden auch des niedersten Organismus durch Rechnung gefunden oder überhaupt der Rechnung unterworfen werden. Dagegen wird ein Wesen von uns um so vollkommener begriffen werden, je ähnlicher uns dasselbe ist; denn es reflektirt sich in ihm die Welt in ähnlicher Weise wie in uns. Und was das vollkommnere Wesen von dem niederen unterscheidet, das ist eben nur der hellere und bewußtere Reflex der Welt. Dieser ist aber chemisch und physikalisch niemals nachweisbar; nicht in der Atombewegung ist er zu finden, sondern in der Empfindung der Einzelatome und der daraus resultirenden Gesammtempfindung des Organismus. Eine einfache Betrachtung genügt, um dies vollständig zu begreifen. Es wird schwer sein die Verschiedenheit des mechanisch-chemischen Processes zwischen dem Indianer oder Neger und dem Europäer in etwas anderem als in unwesentlichen Dingen zu finden, und doch welch grundverschiedene Wesen sind sie nicht! Wie wirkt,

wie spiegelt sich die Welt so ganz anders in dem Einen und dem Anderen!

Man wird mir nun einwenden: Wie? Ist denn aber das Geistige nicht auch etwas durch Zeit und Raum Beschränktes? Und muß es demnach nicht ebenfalls berechenbar sein, wenn uns auch bis jetzt dazu die elementarsten Mittel noch fehlen? Wenn es denn etwas von der Bewegung specifisch Verschiedenes ist, so kann es allerdings durch die Atombewegung nicht ergründet werden. Aber herrscht in dem geistigen Leben nicht Gesetzlichkeit? Ist in demselben nicht Entwicklung? Und wenn nun Physik und Naturwissenschaften zu ihrem Heile die vergleichende Methode angewandt haben, indem sie die körperliche Welt d. h. die Welt der Bewegung rückwärts analytisch verfolgten, so daß stets die zusammengesetzte Bewegung sich in einfachere auflöste, das höhere Organ auf das niedere zurückgeführt wurde: ist es da nicht möglich, für das Geistige dasselbe zu thun? Unendlich viel schwerer muß diese Aufgabe sein, wir begreifen es wohl. Aber beginnt sie nicht auf den verschiedenen Gebieten des Geisteswissens bereits zu dämmern? Sagt nicht Lazar Geiger selbst: „Den Körper des Wortes, seinen Laut hat die Sprachwissenschaft in ausgezeichneter Weise behandelt und seine Umgestaltung von graueſter Vorzeit bis auf unsere Tage durch die empirische Methode der Sprachvergleichung in schärfster und ausdauerndster Beobachtung verfolgt: noch aber ist eine Wissenschaft erst zu begründen, die sich mit dem geistigen Gehalte der Sprache beschäftigt, und die allmählichen Uebergänge der Begriffe, die Begriffswandlung empirisch feststellt. Auch hier herrscht Entwicklung, d. h. Wachsthum, Leben, Gesetzlichkeit. In dem Leben und Wachsen der Sprache ist heiliger Friede, in stillem geheimem Werden steigt der Saft bildend zu frischen Augen empor, und mit jeder neuen Knospe entfaltet ein Gedanke sein wunderbares Dasein." Nehmen wir an, es gelänge der Wissenschaft aus der ungeheuren Fülle des sprachlichen Materials den Entwicklungsgang d. h. das allmähliche Werden der menschlichen Vernunft sich zu erschließen. Wird alsdann unsere Einsicht in das Wesen des Geistes nicht eine

viel klarere sein? Werden wir nicht aus der strengen Gesetzmäßigkeit, mit welcher z. B. gewisse Begriffe auf gewissen Stufen immer erscheinen, berechtigt sein zu schließen, daß es auch in der Geisteswelt Elemente gibt, aus welchen sich neue Bildungen combiniren? Und ist dann nicht dem Menschengeiste das allerdings in unendlicher Ferne liegende und erst durch die angestrengteste Arbeit vieler Generationen zu erreichende Ziel gesetzt, durch die genaue Beobachtung seiner Aeußerungen das Wesen und die gesetzlich wirkende Natur der Empfindung als solcher einigermaßen aufzuhellen? Ist es nicht geradezu undenkbar, daß dieser Geist, welcher die ganze Außenwelt als Bewegung auffaßt und sie nur dann vollständig begriffen zu haben glaubt, wenn er sie auf mathematische Formen zurückgeführt hat, sich selber, seine eigene Function nicht unter dieser Form begreifen dürfe, während sie doch recht eigentlich sein Wesen auszumachen scheint, seine eigenste Sprache, in welche er Alles zu reduciren genöthigt ist, um sich die fremdartige Außenwelt zu assimiliren, sie zu verstehen? Sind Linien, sind Winkel, sind Zahlen denn etwas Anderes als bloße Formen unseres Denkens: und diese vom Denken geschaffene Formen sollten auf dasselbe nicht anwendbar sein? Und wenn die monistische Weltanschauung das Geistige als eine fortgesetzte Entwicklung der Dinge auffaßt, muß da nicht nothwendig neben der primitivsten Bewegung auch das primitivste Empfinden vorhanden sein und muß es uns nicht verstattet sein, ebensowohl das Geistesleben aus seinen einfachsten Elementen herzuleiten, wie wir dies mit der Bewegung thun? Das vermögen wir allerdings, müßten wir hierauf antworten, oder vielmehr wir hegen die Hoffnung, daß es uns gelingen werde, aus der Entwicklung des Geistes, wie sich dieselbe aus seinen Aeußerungen heute und in der unendlichen Vergangenheit erforschen läßt, in dessen innere Natur tiefer einzudringen und sein gesetzliches Verhalten zu erkennen. Die Mathematik vermag aber nur das gegenwärtige und begrenzte Material ihrer Rechnung zu unterwerfen, für sie gibt es nur eine Wirkung von Atom zu Atom; sie berechnet Resultate, einerlei auf welche Weise dieselben zu

Stande gekommen sind. Die Natur des Geistigen aber ist es, d
sich in ihm gerade diese und keine andere Vergangenheit abspieg
daß es nicht durch die nächstliegenden Ursachen, sondern durch d
ganze Universum, soweit dasselbe auf es einwirkt, bedingt wi
Und das wird keine Mathematik jemals zu berechnen im Stande se

Die Wissenschaften, welche wir exacte nennen, sind dies dadu
geworden, daß sie von einem einheitlichen, sinnfälligen und dar
untrüglichen Princip ausgehen, daß sie nur mit Einem Maßsta
operiren, der Größe der Bewegung. Alle qualitativen Unt
schiede sind ausgeglichen oder beginnen sich auszugleichen in d
höchst einfachen, verständlichen Auffassung des mit einer bestimmt
Bewegungsgröße begabten Atoms: Gravitation der Welten, Li
und Wärme, Electricität und Magnetismus, chemische Differenz u
Affinität, alle diese ehemals unverständlichen und für besondere Qua
täten gehaltene Erscheinungen, sie haben für die Wissenschaft ein
gemeinsamen Nenner; er heißt Bewegung.

Wir erkennen die Wesensverschiedenheit der Empfindung v
der Bewegung an; wir wissen, daß jene eine Ureigenschaft al
Dinge ist, wie diese; wir wissen ferner, daß erstere sich nur du
letztere zu äußern vermag, aber nicht einfach durch dieselbe g
messen werden kann. Um eine wahrhafte Wissenschaft der Aesth
tik d. h. Empfindungslehre zu gründen, wäre es vor alle
nothwendig das Wesen des Empfindens aus seiner ewigen Ve
schwisterung mit der Bewegung loszulösen, eine Abstraction z
schaffen, welche ebenso die Erscheinungen nur unter dem Gesicht
punkte der Empfindung auffaßte, wie wir gewohnt sind, sie uns al
Bewegung zu denken: mit einem Worte einen obersten Nenner z
finden, der es uns verstattete, ebenso gut wie wir den Flug de
ungeheuren Weltkörpers und die Vibrationen der Weltatome al
gleichartige Bewegung erkennen, ebenso die Empfindung in ihre
tiefsten, dunkelsten, wie in ihren höchst vollkommenen und klare
Stufen als ein Entwickeltes, Wesensgleiches und darum nach seine
Eigengröße Meßbares uns vorzustellen. Bei dieser schwierigen Ope

ration müssen wir vor Allem bedacht sein, jene Eigenthümlichkeiten, welche dem Empfinden auf allen Stufen zukommen, fest ins Auge zu fassen und sie in eine gewisse Höhe der Allgemeinheit zu erheben, wo sie auf alle Formen Anwendung finden und unter allen Verkleidungen werden erkannt werden können. Denn, wenn unser menschliches Empfinden, Denken, Wissen oder wie immer wir's nennen wollen allein im Stande ist uns Aufklärung zu geben über das, was in den übrigen Wesen Analoges d. h. unserem Seelenleben Verwandtes vorhanden ist, so ist doch wohl von vornherein klar, daß nichts uns mehr beirrt, als das directe Uebertragen menschlichen Denkens auf zwar verwandte aber dem Grade nach unter uns stehende Wesen. Wie oft täuschen wir uns nicht über das Geistesleben der Thiere und schreiben ihnen kluge Berechnung zu, wo nur ein Verbinden zweier geläufigen Vorstellungen vorhanden ist, wenn wir z. B. einen Hund an der Thüre kratzen oder auf die Schlinke drücken sehen! Wir sehen deshalb auch, wie schon oft erwähnt, das anthropomorphische Denken den Ausgangspunkt der Vernunftentwicklung bilden d. h. die roheste Erkenntniß der Dinge ist die, welche in allen eine Menschenseele und einen Menschenwillen annimmt. Die große Schwierigkeit liegt darin, rückwärts schreitend von unserem heutigen klaren Denken, dasselbe immer tiefer hinab zu verfolgen und uns dabei stets bewußt zu sein, welche Eigenschaften bleiben und welche bei jeder tieferen Stufe verschwindet.

Fragen wir also, welche Eigenschaften bemerken wir bei allen thierischen Organismen von dem formlosen Bathybius auf dem stillen Meeresgrunde bis zu dem höchst vollkommenen Organismus Menschheit, der unendlich viel mehr weiß und kann, als der vollkommenste Einzelmensch, der jemals gelebt hat, so werden wir wohl folgende als der Empfindung wesentlich angehörend hervorzuheben genöthigt sein: 1) Die Einzeltheile befinden sich in einem sympathischen Rapport, so daß gewisse Wirkungen, die an dem Theile vorgehen sich mit größerer oder geringerer Schnelligkeit über das Ganze fortpflanzen. Beim Bathybius sind es die Molecülen, bei den vollkommeneren

Thieren ist die Empfindung centralisirt daher rascher wirkend; innerhalb der menschlichen Gesellschaft haben wir hier an die Zusammengehörigkeit der Familien-, Stammes-, Volks-, Menschheits-Genossen zu denken. 2) Es ist Wille vorhanden d. h. den Bedingungen oder Wirkungen der Außenwelt gegenüber findet Auswahl durch Attraction oder Repulsion statt. 3) Dieser Wille setzt sich in Bewegung um, wobei, wie aus Punkt 1 erklärlich, die Partialaffection eine Totalbewegung veranlaßt.

Wahrnehmen der Wirkungen der Außenwelt und ein actives Verhalten denselben gegenüber, das ist es also, was der thierischen Empfindung auf allen Stufen eignet und ihr, wie allgemein angenommen wird, einen hohen Vorzug über das Empfinden der Pflanzen und der unorganischen Stoffe verleiht. Dies müssen wir uns besonders klar zu machen suchen; denn wenn wir für das Empfinden keine andere Erklärung zu geben vermögen, ihre Aeußerung einzig und allein auf diese beiden Functionen zu beschränken genöthigt sind, so müssen wir nothgedrungen dieselben auch den scheinbar unbeseelten Wesen zuerkennen und den Unterschied nur als einen Gradunterschied auffassen. Der unorganische Stoff gleicht also einer Lämmerheerde, welche einem Leithammel nachrennt und kopfüber in einen Abgrund sich hinabstürzt; es findet hier, wie es scheint, nur Wirkung der Empfindung von Atom zu Atom statt. Wollen wir den Gradunterschied, welcher zwischen dem beseelten und dem scheinbar unbeseelten Wesen obwaltet, durch den Ausdruck noch mehr hervorheben, so müßten wir etwa statt wahrnehmen, welches mehr der animalischen Empfindung zukommt, das allgemeinere Wort Vernehmen der Wirkungen anwenden. Denn auch bei dem niedersten Thierorganismus steht jede Molecüle gleichsam auf der Wache und berichtet sofort dem Ganzen, ob es Gefahr oder Förderung an der bestimmten Stelle zu erwarten habe; es ist also ein Wahrnehmen und eine bewußte Auswahl der äußeren Wirkungen — wenn auch noch so gering und dunkel — hier immerhin schon vorhanden. Das active Verhalten gegenüber den Wirkungen ist dadurch

ein bedeutend erhöhtes. Die unorganiſchen Stoffe entbehren der Activität keineswegs, wenn wir auch gewohnt ſind, ſie als ganz paſſiv anzuſehen. Ihr gegenſeitiges Verhalten iſt eben ein Ausfluß ihrer Natur, je lebhafter die Anziehung, deſto raſcher, müſſen wir uns vorſtellen, theilt ſich die Wirkung als intramolecular fortſchreitende Empfindung mit. Es gibt keine zwei Stoffe in der ganzen Natur, welche ſich durchaus indifferent verhielten: oft wird die gegenſeitige Wirkung erſt ermöglicht oder verſtärkt, indem die Molecülen z. B. durch Erhitzung in lebhaftere Bewegung verſetzt werden, wobei dann chemiſche Verbindungen und Diſſociationen eintreten. Wir müſſen alſo in jeder Erſcheinung einen gewiſſen Grad von Wille und Bewußtheit annehmen, welche erſt in ihrer Erhöhung zur animaliſchen Empfindung in einer uns bekannten Klarheit erſcheinen. Das Athmen und der Stoffaustauſch des Bathybius iſt wohl ein chemiſcher Proceß, wie etwa dieſelbe Function bei dem Protoplasma der niederſten Pflanze: aber das Heilſame oder Nachtheilige der gegenwärtigen Bedingungen, welche dieſen Proceß befördern oder aufhalten, wird von dem Bathybius in ſeiner Totalität wahrgenommen, während in dem Pflanzenſtoffe das Empfinden innerhalb der Molecülen iſolirt bleibt. Es können nun allerdings auch innerhalb des animaliſchen Körpers einzelne Stofftheilchen aus der Antheilnahme an der Geſammtempfindung ausgeſchieden werden — Kalkſchalen, Horn, Knochen — es können aber auch Theilchen bisher noch nicht zum Körperbau verwertheter Stoffe aufgenommen werden, die nun in ihrem chemiſchen Verhalten ſowohl zu den bereits vorhandenen Körpertheilchen, als auch zu den Stoffen der Außenwelt gleichſam zum Bewußtſein erſt aufgeſchloſſen werden — gährende Flüſſigkeiten, Narcotica, Gifte. Wir ſind zwar ſehr geneigt den ſüßen Geſchmack des Zuckers, den bitteren der Aloe ausſchließlich in unſer Empfinden zu verlegen und die Stoffe ſelbſt wie äußere, gleichgiltige Motoren zu betrachten; ein einigermaßen tieferes Nachdenken müßte uns überzeugen, daß dieſe Stoffe nicht blos paſſiv empfunden werden, ſondern daß ſie ihren Antheil an dem activen Empfinden

haben*). Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß die Kluft zwischen den unorganischen und organischen Wesen keineswegs eine so unübersteigliche ist, zum mindesten, daß sie nicht durch das Empfinden bedingt wird. Dieses ist vielmehr auf allen Stufen vorhanden und seine Gradunterschiede bestehen darin, daß bald mehr bald weniger Außenwelt in das Bewußtsein des Wesens, der Monade einzudringen vermag. Je mehr Berührungspunkte die Monade mit der Außenwelt hat, desto reicher und vollkommener ihr Empfinden. Die wichtigste Unterscheidung der Vollkommenheit der Empfindung beruht darin, mit welcher Geschwindigkeit die Empfindung sich fortpflanzt. Wir haben hier bereits Vorbilder in dem unorganischen Stoffe, welcher uns zeigt, wie die Wirkung der Electricität, der Wärme ꝛc. in den guten Leitern sich mit der größten Schnelligkeit auf alle Atome vertheilt, während dieselbe bei den schlechten Leitern an den einzelnen Theilen haftet. Uebertragen wir dieses bloße Wirken auf das eigentliche Empfinden, so werden wir eine richtige Vorstellung bekommen. Die gleichartigen Zellen haben in fortgesetzter Entwicklung den anfangs trägen Rapport stets gesteigert und bei den vollkommeneren Organismen zu raschester Wirkung erhöht. Dasselbe hat die Sprache für die Menschen bewirkt. Und tief und schön hat der Dichter diese erhöhte Wirkung des Gesammt-Bewußtseins und der Gesammtthätigkeit der Menschen ausgesprochen:

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.

Ein anderes Vorbild oder Symbol, durch welches wir uns

*) Man braucht sich in der That nur den einfachsten Organismus, die Zelle, vorzustellen, um diese Wahrheit zu begreifen: sie nimmt aus dem Wasser günstigen Stoff auf, sie erhöht ihre Lebensthätigkeit dadurch, daß dieser Stoff zur Beseelung gelangt; nimmt sie umgekehrt verderbliche, nachtheilige Stoffe auf, so ist ihre gestörte Harmonie, ihre Unlust, mit einem Worte, die Qualität ihrer Empfindung eine Folge des in ihr Wesen eingedrungenen Stoffes; dieser muß also eben so gut seinen Antheil an der Totalität des Empfindungslebens haben, welches ja nur das Resultat der feinsten Molecularvibrationen des Gesammtorganismus ist.

ſtets geſteigerte Empfindung in der Stufenreihe der Weſen zu veranſchaulichen vermögen, ſind die Aggregatzuſtände. Stellen wir uns vor, die Wirkung der Schwere auf die Körper beſtehe theils aus der Anziehung der Erde, theils aus einem ſpontanen, in der Natur der Körper liegenden Willen, ſo liegt hier offenbar ein denkwürdiger Unterſchied vor. Bei den gasförmigen Körpern iſt eine ſelbſtändige, voranſchreitende lebendige Bewegung, welche die Molecülen auseinandertreibt und alſo noch eine Verwandtſchaft mit dem urſprünglich iſolirten Zuſtande der Weltatome darbietet. Bei den flüſſigen dagegen wirkt die Schwere gleichſam ſelbſtändig auf jede einzelne Molecüle, welche ſoweit ſie innerhalb der beſtimmten Grenzen kann und vermag, dieſem Willen folgt. Der feſte Körper erfährt dagegen die Anziehung zwar auch auf die einzelnen Atome, aber dieſe ſind gegenſeitig ſo bedingt, daß nur eine Geſammtbewegung nach der Richtung des Schwerpunkts zu erfolgen vermag. Letzteres iſt ein Bild des thieriſchen Empfindens. Je inniger die gegenſeitige Empfindungsbedingtheit der Atome, je raſcher ihr Verlauf, deſto höher und vollkommener das empfindende Weſen.

Alles Empfinden iſt Succeſſion und Individuation. Die Aeußerung der Empfindung geſchieht nur durch Bewegung. Die Empfindung vermag ſich ſelbſt nicht vorzuſtellen, da ſie nicht ſich ſelber erſcheinen kann. Sie kann ſich nur als Bewegung vorſtellen, da ſie ſich ſelbſt in der Außenwelt wiederfindet und hier als Körper ſich ſelbſt entgegentritt. Die Individuation hat ihre Begrenzung in der Grenze des Empfindens. Das geringſte Empfinden hat das kleinſte Gebiet. Soweit das Empfinden reicht, ſoweit geht die active Wirkung, der Wille. Die Monade Römerreich hatte eine ungeheuere Ausdehnung; als die nationale Kraft nachließ wurden zuerſt die äußerſten Gebiete aufgegeben. Das alternde Individuum zieht ſich auf ſich ſelbſt und ſeine beſchränkteren Lebensintereſſen zurück. Je größer das Gebiet des Empfindens, um ſo mehr entſchwindet ihm das Einzelne, das Beſondere, es tritt in das dunklere Empfindungsgebiet, es wird unbewußt. Wir können uns recht wohl einen pri-

mitiven Organismus denken, in welchem die Wärme und Lichtvibrationen, der Austausch der Molecülen Lebensinhalt war. Dieses primitive Empfinden umfaßte demnach die kleinsten Theilchen. Es baute den Körper, dessen ursprüngliche Structur nachmals Baustoff für die höher organisirten Wesen wurde. Jenes Urempfinden lebt nach in den dunkelsten Tiefen unseres Wesens. Die Molecularbewegung der Wärme ist uns bewußt, wir nehmen die Gradunterschiede als Lust oder Unlust wahr. Auch die ungeheuere Geschwindigkeit des Lichtes ist uns bewußt; unsere feinsten Theilchen bewegen sich nothwendig mit derselben Geschwindigkeit. Diese enorme Geschwindigkeit ist allein im Stande uns einige Aufklärung über die Natur unseres Empfindens zu geben und hier ragt das mathematische Denken in das Gebiet der Aesthetik oder Empfindungslehre herein. Es gilt hier besonders klar sein, darum möge ein besonderer Fall angenommen werden.

Der Moneres oder die primitive Zelle ist in seinen Molecülen befähigt, Wärme, Licht, Schall und chemische Attractionen als Schwingungen von mehr oder weniger rascher Aufeinanderfolge zu empfangen und gleichzeitig zu empfinden. Dieses Empfinden kann aber nur ein sehr unklares, die verschiedenen Wirkungen kaum unterscheidendes sein d. h. es existirt kein Sehen, Hören, Schmecken ꝛc. sondern nur ein ganz allgemeines Gefühl der Lust oder Unlust, welches aber nothwendig aus den Zahlenverhältnissen der Schwingungen resultirt.

Stellen wir diesem unvollkommenen Thierorganismus sogleich ein höheres Thier entgegen. Dieses hört, sieht, schmeckt oder riecht, empfindet Wärme. Was ist geschehen? Die Wahrnehmungen sind specialisirt, sie sind zu Gruppen vereinigt, welche zwar alle Schwingungen gleichzeitig erfahren, welche aber, wie die Instrumente eines Orchesters auf bestimmte Obertöne, so zur vorzüglichen Auffassung einer besonderen Classe von Schwingungen eingerichtet sind. Das Ohr hört, das Auge sieht, der olfactorius riecht. Wer hat die Rollen vertheilt, die Instrumente gestimmt, wer ist der Kapellmeister?

Der Gesammtwille, die Gesammtempfindung des Thiers. Es ist Folge der Entwicklung d. h. immer sich wiederholender specieller Inanspruchnahme der betreffenden Stelle durch die specielle Wirkung; das Instrument wurde vollkommen, indem es sich beständig übte. Diese Specialisirung der Sinnesbefähigungen kann schon auf einer sehr niederen Stufe stattfinden. Haeckel hat bewiesen, daß die Infusionsthierchen organisirte Urzellen sind. Dagegen stehen die höchst wunderbaren Siphonophoren oder Hydromedusen, deren Gestalt und Leben Haeckel in seinem herrlichen Vortrag: „Ueber Arbeitstheilung" schildert, fast ausschließlich unter der Herrschaft des bloßen Tastsinns; dieser ist ihre Dominante. Das Sehen aber zieht eine ungeheuere Kluft zwischen den Thieren, so daß Schopenhauer mit Recht das Verhältniß zwischen den sehenden Thieren und den auf das Getast beschränkten Würmern und Zoophyten für eine ebenso bedeutende erklärt, wie die zwischen den vernunftlosen Thieren und dem denkenden Menschen. (Für die Tastenden gibt es nur nächste Gegenstände, für die Sehenden alle Weiten und Fernen; ebenso gibt es für die Thiere nur reale d. i. gegenwärtige Vorstellungen, für den Menschen alle Vergangenheit, Zukunft und räumliche Ferne).

Sobald der Gesichtssinn bei einem Thiere aus unserer Ahnenreihe zu höherer Vollkommenheit gelangte, begann er auch eine das ganze Leben, die ganze Weiterentwicklung des Thiers beherrschende Rolle zu übernehmen. Das Thier lernte Bewegungen objectiviren d. h. die Bewegung, welche ihm als eine Totalwirkung seines eigenen Körpers bekannt war, auch außerhalb wahrzunehmen, sich selber ähnliche Wesen in der Außenwelt zu erkennen. Nun ist es das Auge, welches die genauesten, schnellsten, feinsten Messungen des Raums ausführt, die Welt gleichsam grundirt und auf diesem Grunde alle Bewegungen und Gestalten erscheinen läßt.

Die Erscheinungsform der Empfindung ist die Zeit. Ihr eigentlichstes Wesen und Thun ist ein fortgesetztes, unbewußtes Zählen. Dieses Zählen wird erst bewußt an der objectivirten Bewegung. Die räumlichen Gegensätze führen zuerst zu Vorstellungen. Damit

beginnt die Gegenwart, die Wirklichkeit der Dinge. Vorher ist das Empfinden ein dumpfes, dunkles, instinctives, objectloses.

Tüchtige Denker hat von jeher die Frage beschäftigt, wie es denn möglich sei, daß unser Geist Vorstellungen von ausgedehnten Dingen habe. Th. Waitz sagt: „Das Vorstellen der Seele muß, so complicirt es auch werde, so mannigfache Verbindungen es auch eingehen mag, immer ein rein intensiver Act bleiben. Höchstens wird eine große Menge sehr schnell aufeinander folgender intensiver Acte stattfinden können, wie die Seele aber selbst zu dem ihrer eigenen Thätigkeit ganz inadäquaten Bilde einer räumlichen Vorstellung kommen soll, scheint ganz unerklärlich. Wer freilich an der Seele einen ausgedehnten Apparat zu haben glaubt, der ist in diesem Falle zu beneiden, denn die Raumvorstellungen verstehen sich dann von selbst, dafür aber bleibt die Möglichkeit der Entstehung des unräumlichen Vorstellens ihm in ewiger Dunkelheit, denn alle Vorstellungen sind dann selbst ausgedehnt nach drei Dimensionen". Das Umsetzen unserer heutigen, so unendlich raschen, Denksuccession in Raumverhältnisse, erscheint demnach dem Geiste als ein ebenso schwieriges Problem, als die umgekehrte Aufgabe, die Frage, wie denn doch dies unendliche System der die Welt erfüllenden Bewegungen in dem Menschengeiste sich in eine so klare, logische Succession zu ordnen im Stande war. Auch hier finden wir, daß die anschauliche Erkenntniß, welche das posterius ist, durch Abstraction sich abquälen muß, um das prius sich wieder vorzustellen. So sagt Schopenhauer: „Will man von räumlichen Verhältnissen abstracte Erkenntniß haben, so müssen sie erst in zeitliche Verhältnisse d. h. Zahlen übertragen werden; deßwegen ist nur die Arithmetik, nicht die Geometrie allgemeine Größenlehre und die Geometrie muß in die Arithmetik übersetzt werden, wenn sie Mittheilbarkeit haben soll. Diese Nothwendigkeit, daß der Raum, mit seinen drei Dimensionen in die Zeit, welche nur eine Dimension hat, übersetzt werden muß, wenn man eine abstracte Erkenntniß (d. h. ein Wissen, kein bloßes Anschauen) seiner Verhältnisse haben will,

diese Nothwendigkeit ist es, welche die Mathematik so schwierig macht: wie muß nicht, kann man sagen, die Zeit mit ihrer einen Dimension sich quälen, um die drei Dimensionen des Raums wiederzugeben. Noch ist bemerkenswerth, daß wie der Raum sich so sehr für die Anschauung eignet, und mittelst seiner drei Dimensionen selbst complicirte Verhältnisse leicht überschauen läßt, dagegen der abstracten Erkenntniß sich entzieht; umgekehrt die Zeit zwar leicht in die abstracten Begriffe eingeht, dagegen aber der Anschauung sehr wenig gibt."

Wie liegt nicht in diesen tiefen und wahren Bemerkungen das Wesen der Schwierigkeit, aber auch das Wesen der Erkenntniß so klar angedeutet! Was ist demnach abstracte Erkenntniß als ein Zurückgehen auf Zustände, aus welchen sich unser heutiges Denken im Laufe einer ungeheueren Zeit allmählich entwickelt hat? Warum sind die Raumvorstellungen anschaulich? Weil unser Empfinden sich nur durch die Bewegung objectiviren und so einen Inhalt bekommen und seiner selbst bewußt werden kann. Woher stammen unsere Raumvorstellungen? Weil wir selber uns eine enorme Zeit bewegt haben und den Raum uns so erschlossen haben; wir d. h. die Menschheit in ihrem vielhunderttausendjährigen Bestehen; wir d. h. unsere Vorfahren, die höher organisirten, sehenden Thiere; wir d. h. unsere Urahnen, die niedersten Thiere vom Bathybius bis zum Amphioxus; wir d. h. der unorganische Stoff in seiner unendlichen Entwicklung aus den Uratomen, deren Leben wir einst mitlebten und die einfachste Bewegung wie das dunkelste Empfinden mit ihnen theilten!

Die unendliche Wichtigkeit der Zahl, als der ursprünglichsten, so Empfinden, wie Bewegen begrenzenden Form wird wohl aus dem Gesagten einleuchtend sein. Mit Recht weist daher Robert Mayer in seinem bahnbrechenden Werke darauf hin, wie die wahren Fortschritte des Wissens meist an das Auffinden einer bestimmten Zahl gebunden sind. Hier seine beherzigenswerthen, in ihrer Schlichtheit ganze Bände voll Phrasen aufwiegenden Worte: „Wie die Geschichte lehrt, so hat es Jahrtausende bedurft, bis es dem suchen-

den Geiste des Menschen gelungen ist, die Grundlagen der Wissenschaften zu finden, auf denen dann in verhältnißmäßig kurzer Zeit der Hochbau aufgeführt wurde. Und doch sind diese Fundamentalsätze von so einfacher Klarheit, daß ihre Entdeckung in mehr als Einer Beziehung dem Ei des Columbus gleicht. Alle speculativen Operationen, selbst der glänzendsten geistigen Capacitäten, die statt von den Thatsachen als solchen Besitz zu ergreifen, sich über dieselben erheben wollten, haben bis jetzt nur taube Früchte getragen. Von der neueren Naturphilosophie, die durch die ephemere Existenz ihres Geburten das Urtheil schon in der Gegenwart erhalten hat, soll nicht weiter die Rede sein. Im Alterthum hat selbst der größte und verdienstvollste Naturforscher, um z. B. die Eigenschaften des Hebels zu erklären, seine Zuflucht zu dem Ausspruche genommen: der Kreis sei ein so wunderbares Ding, daß es wohl zu begreifen sei, wie die im Kreise erfolgenden Bewegungen auch ihrerseits die wundervollsten Erscheinungen darbieten. Hätte Aristoteles, statt sein außerordentliches Talent zu Meditationen über den feststehenden Punkt und die fortschreitende Linie, wie er den Kreis nennt, anzustrengen, die Zahlenverhältnisse untersucht, die hier obwalten, so hätte er dadurch den Grundstein zu einem wichtigen Theile des menschlichen Wissens gelegt! Gewiß ist schon unendlich mehr Material und mehr Mühe dem Irrthum zum Opfer gebracht worden, als die Wahrheit zu ihrer Auffindung bedurft. Die Regel, nach welcher verfahren werden mußte, um die Fundamente der Naturkunde in der denkbar kürzesten Zeit zu legen, läßt sich in wenige Worte fassen. Es müssen die nächstliegenden und häufigsten Naturerscheinungen mittelst der Sinnwerkzeuge einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen werden, die solange fortzuführen ist, bis aus ihr Größenbestimmungen, die sich durch Zahlen ausdrücken lassen, hervorgegangen sind. Diese Zahlen sind das gesuchte Fundament einer exacten Naturforschung."

Solche Zahlen haben Archimedes (das Hebelgesetz), Galilei (die Barometerhöhe), Newton (das Verhältniß der Fallhöhe zur Ge-

schwindigkeit des Falls), R. Mayer (das mechanische Aequivalent der Wärme) gefunden. Mit Recht weist R. Mayer ferner darauf hin, wie die Astronomie, welche nur auf solche Zahlen angewiesen war, denn

mit eitler Rede wird hier nichts geschafft!

die größten und bewunderungswürdigsten Erfolge aufzuweisen hat. Freilich war hier die Zahl nicht nur Mittel, sondern vielmehr Ziel d. h. mit Hilfe der ungeheueren Bewegungen der Gestirne erschufen sich die Menschen zuerst eine Zeitrechnung; ein klarer Beweis, wie die Erkenntniß stets durch die anschauliche Bewegung zuerst sich selbst erkennt oder: die Empfindung empfindet Bewegung und erschließt sich dadurch zuerst die Zahl, welche beiden gemeinschaftlich ist, hier den Raum, dort die Zeit ausdrückt. Sonne und Mond waren, wie schon S. 104 hervorgehoben, das älteste Zeitmaß.

Ich habe schon in der „Welt als Entwicklung des Geistes" S. 176 bestimmt darauf hingewiesen, welch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen Zeitgefühl und Zeitbewußtsein. Zeitgefühl ist das ganze Wesen unserer Empfindung, die Empfindungen der Wärme, des Lichtes, des Schalls u. s. w. sind innerlich gefühlte, wahrgenommene Rhythmen; es ist der regelmäßige Tanz unserer kleinsten Theilchen. Der Weg der Erkenntniß ist die Uebersetzung des unbewußten Zählens in stets bewußteres.

Suchen wir zu dieser Wahrheit von verschiedenen Wegen her zu gelangen und sie so zu veranschaulichen. Der holländische Philosoph F. Hemsterhuys, ein ebenso unabhängiger als bedeutender Denker, hat folgende Definition von dem Wesen des Schönen und der Künste gegeben, welche auch den vollen Beifall Goethe's gefunden hat: „Unsere Seele hat das Verlangen, in einer möglichst kurzen Zeit eine möglichst große Anzahl von Perceptionen oder Vorstellungen zu erhalten. Einfache geometrische Figuren können nur eine geringe Befriedigung gewähren, weil sie zwar leicht überschaulich sind, aber zu wenig in ihnen enthalten ist. Von zwei Vasen wird uns dagegen diejenige am besten gefallen, über deren Umrisse das

Auge am leichteſten hinzugleiten vermag, deren Theile in einem harmoniſchen, d. h. leicht zu faſſenden und zu überſchauenden Rapport ſtehen, während eine andere, welche durch Ecken oder ſich ſelbſt widerſprechende Linien die raſche Auffaſſung ſtört und unterbricht, eher unſer Mißfallen erwecken wird.“ Alle großen Schönheiten bei Dichtern, Rednern, Bildhauern, Muſikern laſſen ſich leicht auf dieſes Princip zurückführen, wornach große Ganzen zu einer einheitlichen, raſch zu überſchauenden Totalität zuſammengebunden werden. Tiefer erſchüttert das Bild des Schiffbruchs den dem Schiffbruch Entronnenen, eine ganze Hölle von Gedanken ſteigt in der Seele Franz Moor's auf bei den Worten: Brudermord und Vatermord: ſtets iſt es der Reichthum, die Fülle der Vorſtellungen, welche in der Seele geweckt werden, die unſer höheres Intereſſe, unſer tieferes Ergriffenſein von dem Kunſtwerke erklären. „Ich habe oft, fährt Hemſterhuys fort, mit vieler Aufmerkſamkeit die Zeichnungen der Kinder betrachtet. Eines Tages brachte mir ein Kind die ohne Anleitung gefertigte Darſtellung eines Pferdes und in der That, es fehlte nichts an ſeiner Vollſtändigkeit, ſogar die Nägel des Hufbeſchlags waren da. Dafür aber war kein einziger Theil, weder Mähne, noch Schweif an der richtigen Stelle. Ich führte das Kind mit ſeiner Zeichnung vor ein wirkliches Pferd und es ſchien überraſcht, daß ich nicht eine vollkommene Aehnlichkeit wahrnahm. Was ging in dem Kopfe des Kindes vor? Die Optik belehrt uns, daß unſer Auge nur einen einzigen lichten Punkt auf einmal auffaſſen kann, daß es demnach den Umriſſen des Gegenſtandes folgen und durch öfteres Sehen die einzelnen Theile ſich einprägen muß. Dieſe Verbindung kann nur in einer gewiſſen Zeit ſtattfinden, welche um ſo größer ſein wird, als das Auge ungeübter iſt. Das Kind verfolgte die Theile und blieb an einzelnen Punkten haften, welche ſich gerade ſeiner Phantaſie am beſten eingeprägt haben und die es wiedergab ohne auf die räumliche Beziehung der Theile zu achten.“ Noch hebt Hemſterhuys eine andere, wie er ſelbſt ſagt, den Menſchen faſt beſchämende Erfahrung hervor, welche aber ſeine Grundanſicht bekräftigt: „Man

stelle zwei Kunstwerke nebeneinander, das eine ganz nach den Regeln der Schönheit gefertigt, das andere durchaus häßlich. Man betrachte dieselben jeden Tag mehrere Stunden hintereinander. Was wird geschehen? Die erste Wirkung dieses unangenehmen Experiments wird ein entschiedener Widerwille gegen den häßlichen Gegenstand sein, aber man wird mit Erstaunen bemerken, wie dieser Widerwille täglich abnimmt und wie die Seele durch den Gegensatz immer weniger verletzt, ja sogar zuletzt gleichgiltig gegen denselben wird. Woher kommt dies? Weil sich das Auge gewöhnt hat, durch fortgesetzte Uebung auch an den unharmonischen Linien und Umrissen des häßlichen Gegenstands hinzugleiten und nun die Operation des Beschauens sich mit derselben Leichtigkeit und Schnelligkeit vollzieht, wie bei dem schönen Kunstwerk."

Ohne nun der Schlußfolgerung des Verfassers, daß diese Eigenschaft der Seele das Grundwesen des Schönen und der Künste bedinge, daß es demnach kein absolut Schönes gebe, geradezu beizupflichten, läßt sich dennoch die offenbare Wahrheit seiner aus der Beobachtung geschöpften Bemerkung nicht leugnen. Wer tiefer in den Sinn dieser Erfahrung einzudringen strebt, der wird finden, daß wir es hier mit jener Eigenschaft zu thun haben, welche Leibniz allen Wesen bis herab zu dem einfachen Atom, der Monade, zuschreibt, nämlich dem Streben sich aus ihrer Begrenztheit heraus gegen das Universum hin auszudehnen; jener nämlichen Eigenschaft, die Spinoza anerkannte, als er sagte: „Jedes Wesen strebt darnach sein eigenes Sein zu erhalten" und die dann Schopenhauer den tausenweise und in größerer oder geringerer Klarheit in die Erscheinung tretenden Willen nannte, während die Entwicklungslehre vielleicht dem Gedanken die richtigste Formulirung gab in dem Satze: Jedes bewußte Wesen trachtet nach stets höherer und größerer Vervollkommnung. Die geistige Erkenntniß ist aber die wahre Kraft und Vollkommenheit des Menschen; auch sie trachtet ihrer Natur gemäß nach größerer Vollkommenheit, die sie nur dadurch erreichen kann, daß ihre Gedankenoperationen in stets größerer Schnelligkeit

und Uebereinstimmung vor sich gehen. In den Worten Hemsterhuys' liegt aber sowohl der Weg, welchen das sich selbst erhöhende Erkennen einschlägt, sowie auch dessen mögliche Verirrungen klar genug angedeutet sind. Es ist nämlich unser höchster Sinn, der Repräsentativsinn des Gesichts, welchen seine unendlich geschwinde Bewegungs- und Empfindungsfähigkeit durch häufige Wiederkehr der gleichen Rhythmen allmählich zum bewußteren Auffassen größerer Complexe befähigt. Nehmen wir an, die Fähigkeit, Lichtwirkungen wahrzunehmen, sei bei jenem Geschöpfe, von welchem wir dieselbe in dem großen Entwicklungsgange der Wesen überkommen haben, zuerst nichts weiter gewesen, als die Möglichkeit, Licht und Dunkel zu unterscheiden, so wurde dieser geringe Lichtreiz in seiner allmählichen Wirkung die Ursache der stets erhöhten Ausbildung des Organs, welches bald ausschließlich die Sinnesfunction des Sehens übernahm. Zuerst nur eine allgemeine Leitung des Organismus nach dem Lichte zu, wurde es mit der Zeit geeignet, die reiche und vielgestaltige Außenwelt ihm aufzuschließen. Auf welche Weise geschah dies? Gar nicht anders, als es heute noch geschieht. Es sind die regelmäßig wiederkehrenden Rhythmen, die das Thier in den Stand setzten, gewisse Successionen mit viel größerer Leichtigkeit wahrzunehmen, namentlich wenn sein Interesse dabei ins Spiel kam. Wie das Auge des Jägers aus der Bewegung eines dem Nichtjäger kaum wahrnehmbaren Gegenstands seine Jagdbeute erkennt, so erlangte das Raubthier eine gleiche Vollkommenheit rascher Auffassung. Die kleinen Buchstaben der Schrift, welche der Knabe erst mühsam, langsam und stolpernd sich aneignet, das Auge des Geübten überfliegt sie und erfaßt sogleichzeitig die Gedanken, sobald jene wunderbaren Zeichen ihm erscheinen, die er durchaus nicht mehr in ihren einzelnen Elementen sondern als Gesammtbilder auffaßt. Das Erwerben von Vorstellungen beruht also darauf, daß das Auge mit seinen schnellsten Successionen im Stande ist, gewisse — ursprünglich jedenfalls sehr einfache — Complexe oder Rhythmen zusammenzufassen und dann dieselben wie Typen allmählich zu vervollkommnen und zu ver-

vollständigen. In dieſe Vorſtellungen trägt der Geſichtsſinn das durch die anderen Sinne und das Geſammtleben des Thiers Erworbene hinein, ſo daß der Geſichtsſinn allmählich der vicarirende Sinn für alle übrigen wird. Die körperlichen Eigenſchaften der Dinge ſind uns durch den Taſtſinn bewußt, das Auge glaubt darum auch Körper zu ſehen. Mit einem Worte, wir müſſen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß die ganz unfaßbar ſchnelle Succeſſion unſerer Geſichtsempfindungen das wahre Element, die Subſtanz unſeres Geiſtes ſind; daß dieſe Succeſſion urſprünglich eine faſt ganz gleichartige, indiscernible — reine Lichtempfindung — geweſen iſt, daß unſere thieriſchen Ahnen ihre erſten Erfahrungen mit dem Taſtſinne oder noch urſprünglicherem Empfinden gemacht haben; daß dann mit der Zeit das Sehen, wie jede Wahrnehmung von bloßen Contraſten ausgehend, gewiſſe große Reihen von Succeſſionen unterſcheiden lernte, daß dieſe dann mannigfaltiger, reicher, ſpecieller wurden, ſo daß heute das Auge mit Einem Blicke viele Tauſende von Wahrnehmungen auf einmal zu machen glaubt, die ihre vollkommene Klarheit und Verſtändlichkeit einer vielhunderttauſendjährigen Einübung verdanken und trotz allem unſerem Wähnen keineswegs ein Nebeneinander, ſondern nur eine durch die enorme Schnelligkeit der Lichtſchwingungen ermöglichte Empfindung d. h. Succeſſion uns gewähren. Am klarſten wird dieſer Gedanke, wenn wir erwägen, wie unſer Auge erſt allmählich für die feineren Farbenunterſchiede empfänglich wird, die dem Gebildeten überhaupt beſonders zuſagen, während die Naturvölker und die Thiere nur für grelle Farben Intereſſe zeigen.*) So dürfen wir denn heute die

*) Zu Nutz und Frommen der zünftigen Philoſophie, welche in rührender Beharrlichkeit immer und immer wieder daſſelbe leere Stroh ausdriſcht, will ich hier eine Bemerkung machen. Herr Walter in Jena hat meine „Entwicklung der Kunſt“ in der Jenaiſchen Literaturzeitung mit einigen aberwitzigen Bemerkungen abzuthun geglaubt. Weß Geiſtes Kinder dieſe ſind, möge der Leſer ſelbſt beurtheilen. Ich habe nach L. Geiger's trefflichen Arbeiten Stellen aus antiken Schriftſtellern citirt, woraus hervorgeht, daß die Begriffe blau und ſchwarz bei denſelben noch nicht ſcharf geſondert ſind, vielmehr in einander

geistreiche Definition, mit welcher Leibniz das Wesen der Musik auszusprechen glaubte; „Exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi, ein geheimes arithmetisches Rechnen ohne Bewußtsein, daß man zählt", mit vollem Rechte auf alle unsere Sinneswahrnehmungen übertragen, müssen aber hinzufügen, daß der Gesichtssinn, welcher auf den Calcul am vortrefflichsten eingeübt ist, das Rechenexempel in den meisten Fällen für alle übrigen Sinne ausführt. Er hat freilich einen Sohn gezeugt, welcher dem Vater weit über den Kopf gewachsen ist und welchem nun die höchsten Probleme nicht mehr zu schwer sind und dieser ist das durch die Sprache gebundene und ermöglichte begriffliche oder abstracte menschliche Denken. Sind die Vorstellungen einheitliche Vertreter von vielen Tausenden von Wahrnehmungen, so sind die Begriffe einheitliche Vertreter von vielen Tausenden von Vorstellungen,

---

fließen, und daran die Schlußfolgerung geknüpft, daß die bewußte Apperception einiger Farbenunterschiede sich erst in historischer Zeit entwickelt habe. Herr Walter schlägt bei dieser Gelegenheit einen philosophischen Purzelbaum: „Es übersteigt wirklich alles Erlaubte! Homer soll die Veilchen schwarz gesehen haben ꝛc.!" Daraus folgt nun für mich zweierlei: 1) Daß der gute Mann sehr unwissend ist, indem ihm die bahnbrechenden Arbeiten L. Geiger's vollständig unbekannt scheinen. 2) Daß die Verwirrung in seinen Gehirnfunctionen sehr groß ist, indem ihm nicht einmal die Unterschiede der gewöhnlichsten philosophischen Begriffe geläufig sind. Denn daß zwischen Perception und bewußter Apperception ein großer Unterschied obwaltet, das sollte doch wenigstens in seinen Dictirheften zu finden sein. Ich will suchen, obschon mit schwacher Hoffnung auf Erfolg, das Gehirn-Chaos des Jenaer Katheder-inha-bers etwas zu klären. Wenn ein Knabe, einen Schmetterling sehend, sagt: Das ist ein Vögelchen! folgt daraus vielleicht, daß er an demselben Federn, Schnabel ꝛc. percipirt? Gewiß nicht, aber er verwechselt den Schmetterling mit einem Vogel, weil von ihm die uns bekannten Unterschiede noch nicht bewußt apperci-pirt werden, weil nur die eine Eigenschaft des Fliegens seine Phantasie be-herrscht und darum sein Urtheil bestimmt. Bei einigem Nachdenken wird es nun vielleicht Herrn Walter gelingen, aus diesem Beispiele sich klar zu machen, warum Homer und Pindar die Veilchen und die Hyacinthen schwarz nannten. Daß sie dieselben so genannt haben, ist aber eine Thatsache, die durch keine Purzelbäume wegdemonstrirt werden kann. Ich führe dies Beispiel nur an, damit der Leser sehe, welch' beschränkte Köpfe in der Philosophie mitreden.

ihre algebraische Formel, ihre höhere Repräsentation. Sie sind also etwas aus den Vorstellungen Erwachsenes, aber toto genere von ihnen Verschiedenes.

Schopenhauer sagt: „Offenbar ist die Rede, als Gegenstand äußerer Erfahrung, nichts anderes, als ein sehr vollkommener Telegraph, der willkürliche Zeichen mit größter Schnelligkeit und feinster Nuancirung mittheilt. Was bedeuten aber diese Zeichen, wie geschieht ihre Auslegung? Uebersetzen wir etwan, während der Andere spricht, sogleich seine Rede in Bilder der Phantasie, die blitzschnell an uns vorüberfliegen und sich bewegen, verketten, umgestalten und ausmalen, gemäß den hinzuströmenden Worten und deren grammatischen Flexionen? Welch ein Tumult wäre dann in unserem Kopfe während des Anhörens einer Rede oder des Lesens eines Buchs! So geschieht es keineswegs. Der Sinn der Rede wird unmittelbar vernommen, genau und bestimmt aufgefaßt, ohne daß in der Regel sich Phantasmen einmengten. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält und was sie mittheilt und empfängt, sind abstracte Begriffe, nicht anschauliche Vorstellungen, welche ein für alle Mal gebildet und, verhältnißmäßig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objecte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten. So ist die Sprache wie jede andere Erscheinung, die wir der Vernunft zuschreiben und wie Alles, was den Menschen vom Thier auszeichnet, durch dieses Eine und Einfache als seine Quelle zu erklären: die Begriffe, die abstracten, nicht anschaulichen, allgemeinen, nicht in Zeit und Raum individuellen Vorstellungen."

Große Wahrheiten neben fundamentalen Irrthümern! Die letzteren stammen aus der Grundanschauung des großen Denkers, daß der Wille sich überall seine Organe schafft und so auch die menschliche Vernunft selbständig hervorgebracht habe. Die Vernunft ist aber nichts plötzlich Gewordenes, sie ist ein aus dem thierischen Vorstellungsleben Entwickeltes. Die Sprache ist das prius, sie ist die deipara, die Gottesgebärerin. Aus dem Gange dieser Entwicklung müssen wir daher Aufklärung suchen. Sie sagt uns, daß auf

demſelben Wege wie die klaren Vorſtellungen, auch die deutlichen Begriffe entſtanden ſind. Die häufige Wiederkehr der nämlichen Anſchauungen (d. h. Succeſſions-Complexe von Lichtvibrationen) üben das Auge zu ſtets ſchnellerer Auffaſſung und das Bewußtwerden ſtets kleinerer oder ſpeciellerer Takte des Geſammt-Rhythmus ließ gewiſſe Melodieen und Harmonieen für das Auge tönen, prägte ſie demſelben ein, ſo daß es ſich mit deren Hilfe überall zurecht finden konnte d. h. ſtets klarere Vorſtellungen von den Dingen erhielt. Klare Vorſtellungen haben aber ſchon die Eigenſchaft, daß ſie das Weſentliche mehr dem Bewußtſein einprägen und das Nebenſächliche ausſcheiden*) Das Wort hat nun die Kraft, in derſelben Weiſe wie dort die Fülle der Anſchauungen ſich allmählich zu der ſtets klareren Vorſtellung vereinigen (d. h. die Grundmelodie der Lichtſchwingungen dem Gedächtniſſe einprägen), ebenſo verwandte, oft wiederkehrende Vorſtellungen um eine durch das Wort verſinnlichte Einheit zu gruppiren, wodurch wir befähigt werden, das Weſentliche der Dinge noch tiefer aufzufaſſen, es noch mehr von dem Zufälligen zu befreien. Dieſe Fähigkeit erſcheint uns geradezu als eine wunderbare und die noch im vorigen Jahrhundert geläufige Anſicht, daß die Sprache eine bewußte Erfindung des Menſchen ſei, muß uns heute wie ein Aberwitz vorkommen; „dann müßte, ſagt L. Geiger, in grauer Vorzeit unſer Geſchlecht auf einer Höhe der Erkenntniß geſtanden ſein, von der die unſerige nur ein Schatten iſt. Denn die Vereinigung der Individuen zu Arten, der Arten zu Gattungen, wie die des Begriffs Thier, welcher das Kleinſte und Größte in Luft, Meer und Land und die unvollkommene Wurmform bis zu den ausgebildetſten und menſchenähnlichen Geſtalten, ja den Menſchen ſelber, einſchließt, iſt ein Gedanke von ſo großer Kühnheit, daß die bloßen Correctionen, welche der höchſten Wiſſenſchaft in der Grenz-

*) „Welche Uniform trugen die Aſſyrer?“ fragte mich einſt ein Schüler (der Sohn eines preußiſchen Generals), und als ich ihm antwortete: „Keine!“ ſah er mich bedenklich an, als zweifelte er, ob ich meinen Spaß mit ihm treibe, oder ob ich wirklich den Verſtand verloren habe.

bestimmung dieser Arten und Gattungen allein noch blieben, daneben als geringfügig zu betrachten sind." Das begriffliche Denken erweitert die Schranken von Zeit und Raum ins Unermeßliche, es erfaßt in seinen höchsten Abstractionen die einfachsten und darum urältesten Eigenschaften der Dinge, es wird dadurch befähigt und gereizt, die concrete unendlich complicirte gegenwärtige Erscheinung aus diesen Eigenschaften herzuleiten, es studirt seine eigene Natur, es will den Generalbaß, der allen seinen Melodieen zu Grunde liegt, auffinden, es ermöglicht das eigentliche Wissen, das mit seinen Abstractionen den Zusammenhang aller Wesen zu ergründen strebt und sich erst dann zufrieden gibt, wenn es den Ursprung und das Wesentliche jeder Erscheinung erforscht hat. Doch dieses beschäftigt uns zunächst hier nicht; es gilt nur nachzuweisen, wie das klarere und bewußtere Auffassen unserer mit Zauberschnelle dahinfliegenden Empfindungssuccessionen eine Folge dieses Vernunftdenkens ist.

Eine allbekannte Wahrheit ist es, daß die Abstractionen immer mehr an Anschaulichkeit, an sinnlicher Vorstellungskraft verlieren, daß sie mehr und mehr zu bloßen Typen, Schemata, Kategorieen werden, vermittelst deren wir durch die in unserm Geiste ruhenden Vorstellungen gleichsam hindurchfliegen, kaum einen Blick auf sie werfend, obgleich sie alle bereit sind auf das mit ihnen verwandte Wort hervorzutreten in den hellerleuchteten Raum unseres Bewußtseins. Dieses Verblassen der abstracten Begriffe führt häufig zu einer gewissen Leere und Inhaltlosigkeit derselben und ist demnach die speculative Philosophie fast immer in Gefahr in die Spinngewebe ihrer einseitigen Lucubrationen sich zu verlieren und dieselben nachmals für das Spiegelbild oder die Erklärung der Wirklichkeit auszugeben. Der Begriff ist aus der Anschauung der Welt hervorgewachsen, tausende von Vorstellungen haben sich vereinigt, um ihn zu erschaffen, er hat aber meist die Fühlung mit dieser Wirklichkeit verloren und die Sprache sieht sich oft genug veranlaßt, an die Stelle des verblaßten Wortes ein neues, sinnlich anschaulicheres und darum packenderes einzuführen. Man könnte diesen Proceß sich

folgendermaßen veranschaulichen. Die Vorstellungsrhythmen unseres Bewußtseins, welche durch die sinnliche Auffassung in breiter, oft wiederholter, aufmerksamer Beobachtung gewonnen wurden, gehen allmählich mit einer solchen Geschwindigkeit voran, daß sie selbst fast wieder zu imperceptiblen Größen werden. Man denke an sehr abstracte Worte, die jedes sinnlichen Inhalts entbehren, z. B. die Zahl fünf. (Zahlen sind noch abstractere Begriffe, als geometrische Figuren, welche zwar ebenfalls die allgemeinsten Formen, aber doch anschaulich sind). Diese Zahl fünf hat sich der Menschengeist erworben, indem er die fünf Finger seiner Hand als Typus für ähnliche Erscheinungen in sein Bewußtsein aufnahm. Anfangs also durchaus sinnlich, wie ja heute noch die Naturvölker ihr Zählen durch Hinstrecken der Finger oder durch Worte wie eine Hand zwei Hände ausführen, hat dieser Begriff jede Erinnerung an seinen Ursprung abgestreift. Die ganze mühsame Operation der Vorstellung der fünf Finger und ihre Inbeziehungsetzung zu anderen Objekten — eine Operation, welche übrigens schon selbst einen gewaltigen Fortschritt der menschlichen Vernunft bezeichnet — ist durch das mit Blitzesschnelle den abstracten Begriff erweckende Wort fünf ersetzt. Die Zahl selbst wird also zu einem reinen Typus und zwar einem solchen, welcher ebensowohl auf die Bewegung wie auf das Empfinden übertragen werden kann; wir haben in ihr also eine reine Denkform, mit deren Hilfe wir nicht nur das Wesentliche in allen Erscheinungen rasch erfassen, sondern auch die Umwandlung der Erscheinung in unser Denken zu begreifen vermögen. Hier tritt uns wieder die Doppelseitigkeit aller Dinge, die wir aus der Doppeleigenschaft Empfinden und Bewegen herleiten, entgegen: offenbar ist die Eintheilung der Mathematik, der abstracteſten Wissenschaft, in Arithmetik und Geometrie aus derselben Wurzel hervorgegangen. Schon der tiefsinnige Denker Aristoteles nannte die Zeit ἀριθμός τῆς κινησέως die Zahl der Bewegung und in diesem Worte ist unsere Grundanschauung im Keime enthalten (Verwandlung der abstracteſten Bewegung in die abstracteſte Empfindung), wie es

denn auch schon die Frage aufwirft, ob die Zeit sein könnte, wenn die Seele nicht wäre und dieselbe verneint. Mit Hilfe der Zahlbegriffe, des Zählens erschließt sich also unsere Vernunft alle Bewegungen und Erscheinungen des Weltalls, soweit dieselben unseren Sinnen zugänglich sind. Wie demnach die abstractesten Anschauungen, nämlich geometrische Figuren, uns in ungemeiner Geschwindigkeit in noch so complicirten Verhältnissen orientiren, ebenso vermögen die noch abstracteren Zahlen uns in das Wesen der Dinge einzuführen, indem sie als die unmittelbarste Form unseres Denkens die innere Operation desselben gleichsam äußerlich reflektiren, der Empfindungssuccession den Spiegel des eigenen Thuns in den Erscheinungen der Außenwelt vorhalten.

Indem sich demnach unsere Vernunft in ihrem großen Entwicklungsgange jene Typen und Normen erworben hat, welche den ursprünglichsten Formen alles Seins ädaquat sind, und deren stets vervielfältigte Combination und Complication auch bei jeder weiteren Entwicklung maßgebend gewesen sind, lernt sie immer mehr und immer leichter diese Normen handhaben, sie mit größter Geschwindigkeit auf alle noch so sehr in Raum und Zeit ausgedehnte Erscheinungen anzuwenden. Das abstracte Denken überträgt messend d. h. zählend die Urelemente seines Empfindens auf die Urelemente der bewegten Außenwelt; da beide gleichartig sind, nämlich Schwingungen der Atome, so muß die Rechnung eine vollständige sein, daher reden wir in diesem Falle von exactem Wissen.

Da nun aber die abstrahirende Thätigkeit des Geistes die Wirklichkeit gleichsam in Punkte eines Morse'schen Telegraphen verwandelt, so fühlen wir das Bedürfniß, die schöne und formenreiche Welt wieder in Anschauungen uns anzueignen, in welchen so unendlich viel mehr mit einem Blicke wahrgenommen wird, als uns das exacteste Wissen mit all seinen Formeln und Abstractionen in einer Ewigkeit mitzutheilen vermöchte. Es erwacht daher das Bedürfniß nach einem Gegengewicht und dies findet der Geist in der schönen Kunst, deren Wesen die Anschaulichkeit ist, das Reden in Bildern, das

Bildern in Worten, wovon alle menschliche Erkenntniß ausgegangen ist. Und hier tritt uns gleich wieder ein merkwürdiger Doppelgegensatz vor die Seele.

Indem der Geist die bewegte Welt in seine eigenste Substanz, die Succession, die Zahl, verwandelte, entschwand sein eigenstes Wesen und die abstracte Wissenschaft ist nur ein Spiegelbild der Bewegung. Indem dagegen der Geist die Welt der Erscheinung frei auf sich wirken läßt und sie in naiver Weise belauschend, ungetrübt und unverändert in den Werken der Kunst abspiegelt, findet er sein eigenstes Wesen, die Empfindung, die aus all diesen Nachahmungen der Natur in tausend und abertausend Bildern ihm wieder entgegenstrahlt, in denen er entzückt Offenbarungen seiner eigensten Reichthümer, seiner innerlichsten Zustände erkennt. Nur Eine Kunst scheint unmittelbar und ohne Vermittlung der Außenwelt sein eigenes Selbst auszusprechen, es ist, worauf schon Schopenhauer aufmerksam machte, die Musik, die vielleicht gerade darum die stärkste und innigste Wirkung auf die Menschenseele übt.

Hier also, wie überall, auf allen Stufen dieselbe Polarität, deren Ursprung wir auf die Doppelnatur der Welt zurückzuführen haben. Und zugleich die ewige Wahrheit, daß nur die Bewegung, die äußere Eigenschaft wahrgenommen und darum berechnet werden kann, daß dagegen die innere Eigenschaft, die Empfindung, nur mitempfunden zu werden vermag.

> Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
> Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß so viel nicht,
> Doch seiner Rose weibliche Seele, der Nachtigall
> Erfindungsreiche Seele, die kennt er besser,
> Als der Erweis, der von Folgen triefet.

Es kann daher das Wissen ein exactes sein, aber es wird stets ein unvollständiges bleiben, wenn es nicht auf diese innere Eigenschaft achtet, welche der Grund und das Wesen aller Dinge ist. Die Welt ist ebensowohl eine Entwicklung des thätigen Geistes, als der Geist eine Entwicklung aus der Natur; wer jene begreifen will, muß stets den thätigen Factor mit zu Rathe ziehen, wer aber den Geist

erkennen will, der kann es nur, indem er ſein allmähliches Werden durch alle die tauſend und abertauſend Vorſtufen, aus denen er ſich emporgerungen hat, aufmerkſam beobachtet.

Entwicklungslehre iſt darum die Deviſe, unter welcher alle Wiſſenſchaften voranzuſtreben, alle rüſtigen Kämpfer und Förderer der Wahrheit das Werk der Menſchheit zu vollenden haben.

V.

Kritik des Schopenhauer'ſchen Gedankens.

Ob nicht Natur zuletzt ſich doch ergründe?

Goethe.

Homme, libre penseur! te crois-tu seul pensant
Dans ce monde où la vie éclate en toute chose?
Des forces que tu tiens ta liberté dispose,
Mais de tous tes conseils l'univers est absent.

Respecte dans la bête un esprit agissant:
Chaque fleur est une âme à la Nature éclose;
Un mystère d'amour dans le métal repose;
„Tout est sensible!“ Et tout sur ton être est puissant.

Gérard de Nerval (1854).

Schopenhauer, die negativen Instanzen aufzählend, an welchen nach seinem Dafürhalten alle bisherigen philosophischen Systeme und Welterklärungen gescheitert sind, sagt:

‚Die Entzifferung der Welt muß ein gleichmäßiges Licht über alle Erscheinungen der Welt ausbreiten und auch die heterogensten in Uebereinstimmung bringen; diese Bewährung aus sich selbst ist das Kennzeichen ihrer Echtheit. Denn jede falsche Entzifferung wird, wenn sie auch zu einigen Erscheinungen paßt, den übrigen desto greller widersprechen. So z. B. widerspricht der Leibniz'sche Optimismus dem augenfälligen Elend des Daseins; die Lehre des Spinoza, daß die Welt die allein mögliche und absolut nothwendige Substanz sei, ist unvereinbar mit unserer Verwunderung über ihr Sein und Wesen; der oft wiederholten Lehre von einer fortschreitenden Entwicklung der Menschheit zu immer höherer Vollkommenheit, oder überhaupt von irgend einem Werden mittelst des Weltprocesses stellt sich die Einsicht a priori entgegen, daß bis zu jedem gegebenen Zeitpunkte bereits eine unendliche Zeit abgelaufen ist, folglich Alles, was mit der Zeit kommen sollte, schon da sein müßte; und so ließe sich ein unabsehbares Register der Widersprüche dogmatischer Annahmen mit der gegebenen Wirklichkeit der Dinge zusammenstellen.“ Dagegen, fährt er fort, bewähre sich seine Philosophie als ein Schlüssel, der an alle Erscheinungen der Welt gelegt, für alle eine befriedigende, mit sich übereinstimmende Lösung gewähre.

Die Größe und Zeitgemäßheit der Schopenhauer'schen Philo-

sophie liegt offenbar erstens darin, daß sie den Entwicklungsgedanken, obschon sie denselben direct leugnet, seinem Wesen nach in einer Tiefe und Vollständigkeit ausspricht, wie dies noch keine andere Philosophie vor ihr gethan, wenn schon alle übrigen mehr oder weniger klar sich bewußt waren, daß hierin die Aufgabe aller wahren Philosophie liegen müsse, daß nur das Weltwerden einen Aufschluß über das Wesen der Welt und des Menschengeistes geben könne. Zweitens, daß sie den Grundgedanken des Monismus, welcher eigentlich den Kern der Entwicklungslehre bildet, zum ersten Male in einer solchen Klarheit und Fülle der Veranschaulichungen wiedergibt; wie dies nur in dem Jahrhundert der Riesenfortschritte des Naturwissens möglich gewesen ist. Ich habe zum öfteren darauf hingewiesen, wie wir nur an die Stelle des Wortes: Wille, der für Schopenhauer das Wesen, das Ding an sich ist, die richtigere Bezeichnung: Empfindung zu setzen haben, die für uns die innere Eigenschaft aller Wesen ausmacht, um unsere Welterklärung fast in vollständiger Uebereinstimmung mit der seinigen zu finden. Wer Schopenhauer's Werke kennt, der wird die Wahrheit dieses Satzes zugeben. Zum Ueberflusse citire ich noch eine Stelle aus seinem Hauptwerke: Die Welt als Wille und Vorstellung, aus welcher auch sein Fortschritt über Kant recht klar hervorgeht:

Zuerst erwähnt er die schöne Erklärung Kant's, in welcher er das Zusammenbestehen der Freiheit mit der Nothwendigkeit darthut, wie eine und dieselbe Handlung einerseits aus dem Charakter des Menschen, dem Einfluß, den er im Lebenslauf erlitten, und den jetzt ihm vorliegenden Motiven, als nothwendig eintretend, vollkommen erklärbar sei, dabei doch aber andererseits als Werk eines freien Willens angesehen werden müsse und führt die gleichlautende Darstellung Kant's in seinen Prolegomena an: „Zwar wird aller Verknüpfung der Ursache und Wirkung in der Sinnenwelt Naturnothwendigkeit anhangen, dagegen doch derjenigen Ursache, die selbst keine Erscheinung ist (obzwar ihr zum Grunde liegt), Freiheit zugestanden, Natur also und Freiheit in demselben Dinge, aber in

verſchiedener Beziehung, einmal als Erſcheinung, das andere Mal als einem Dinge an ſich ſelbſt ohne Widerſpruch beigelegt werden können.“ „Was nun alſo Kant,“ fährt Schopenhauer fort, „von der Erſcheinung des Menſchen und ſeines Thuns lehrt, das dehnt meine Lehre auf alle Erſcheinungen in der Natur aus, indem ſie ihnen den Willen als Ding an ſich zum Grunde legt. Dieſes Verfahren rechtfertigt ſich zunächſt ſchon dadurch, daß nicht angenommen werden darf, der Menſch ſei von den übrigen Weſen und Dingen in der Natur ſpecifiſch, toto genere und von Grund aus verſchieden, vielmehr nur dem Grade nach.“ „Phyſiſch iſt freilich Alles, aber auch nichts erklärbar. Wie für die Bewegung der geſtoßenen Kugel, muß auch zuletzt für das Denken des Gehirns eine phyſiſche Erklärung an ſich möglich ſein, die dieſes ebenſo begreiflich machte, als jene es iſt. Aber eben jene, die wir ſo vollkommen zu verſtehen wähnen, iſt uns im Grunde ſo dunkel wie Letzteres; denn was das innere Weſen der Expanſion im Raum, der Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit, der Härte, Elaſticität und Schwere iſt, bleibt nach allen phyſikaliſchen Erklärungen ein Myſterium, ſo gut wie das Denken. Weil aber bei dieſem das Unerklärbare am unmittelbarſten hervortritt, machte man hier ſogleich einen Sprung aus der Phyſik in die Metaphyſik und hypoſtaſirte eine Subſtanz ganz anderer Art als alles Körperliche, verſetzte in's Gehirn eine Seele. Wäre man jedoch nicht ſo ſtumpf geweſen, nur durch die auffallendſte Erſcheinung frappirt werden zu können, ſo hätte man die Verdauung durch eine Seele im Magen, die Vegetation durch eine Seele in der Pflanze, die Wahlverwandtſchaft durch eine Seele in den Reagentien, ja das Fallen des Steins durch eine Seele in dieſem erklären müſſen. Denn die Qualität jedes unorganiſchen Körpers iſt eben ſo geheimnißvoll wie das Leben im Lebendigen.“

Hier wird ſich der Leſer erinnern, daß die erſte Stufe der menſchlichen Erkenntniß allen dieſer Erſcheinungen allerdings eine Seele zuerkennt und zwar eine Menſchenſeele; alſo zugleich inſtinctive Ahnung der Wahrheit und anthropomorphiſcher Irrthum.

Die Welterklärung in dieser kindlichen Auffassung findet sich in Ovid's Metamorphosen.

Schopenhauer fährt fort: „Nimmt man es streng, so ließe sich behaupten, daß alle Naturwissenschaft im Grunde nichts weiter leistet, als was auch die Botanik: nämlich das Gleichartige zusammenzubringen, zu classificiren. Eine Physik, welche behauptete, daß ihre Erklärungen der Dinge — im Einzelnen aus Ursachen und im Allgemeinen aus Kräften — wirklich ausreichten und also das Wesen der Welt erschöpften, wäre der eigentliche Naturalismus. Vom Leukippos, Demokritos und Epikuros an, bis herab zum Système de la nature, dann zu Lamarck, Cabanis u. s. w. können wir den fortgesetzten Versuch verfolgen, seine Physik ohne Metaphysik aufzustellen, d. h. eine Lehre, welche die Erscheinung zum Dinge an sich machte. Aber alle ihre Erklärungen suchen den Erklärern selbst zu verbergen, daß sie die Hauptsache ohne Weiteres voraussetzen. Sie bemühen sich zu zeigen, daß alle Phänomene, auch die geistigen, physisch sind: mit Recht, nur sehen sie nicht ein, daß alles Physische andererseits zugleich ein Metaphysisches ist. Das ist aber auch, ohne Kant, schwer einzusehen; da es die Unterscheidung der Erscheinung vom Dinge an sich voraussetzt." Von hier aus nimmt nun Schopenhauer den Stützpunkt, um zu einer Metaphysik zu gelangen, d. h. einer Erkenntniß, welche über diese Erscheinung hinausgehe, das hinter der Natur Verborgene ergründe, die Erscheinung in einer Weise deute, welche jenseits der Anschauungsformen von Zeit, Raum und Causalität liege. Die Nothwendigkeit einer Metaphysik begründet er dadurch, daß er wie Kant behauptet, das Wesen der Dinge liege nicht in deren Erscheinung, die nur die Vorstellung unseres Geistes sei, indem er diese Unterscheidung den genialsten Gedanken Kant's nennt und zugleich „den Glauben an eine Metaphysik als das nothwendige Credo aller Gerechten und Guten" aufstellt, da sie die Erkenntniß sei, „daß die Ordnung der Natur nicht die einzige und absolute Ordnung der Dinge sei." (Gegen Spinoza gerichtet.)

Indem ich gerade an dieſer Stelle eine Schwäche des Schopenhauer'ſchen Grundgedankens darzulegen mich bemühen werde, will ich zunächſt zur Erhöhung der Klarheit die entgegengeſetzte Einſeitigkeit, die des Materialismus kennzeichnen und zwar durch Anführung einer Stelle aus dem bereits von mir citirten Buche von A. Wießner, welches gleichwohl eine höhere Stelle einnimmt, als die gewöhnliche Kraftſtoffelei. Er begreift nicht, mit welchem Rechte man die Innerlichkeit (Vorſtellung und Bewußtſein) das wahre Weſen der Dinge nennen kann. Empfindung, Vorſtellung und Bewußtſein ſind nichts als Proceſſe, deren Product das Ich iſt, deſſen reale Factoren Anatomie und Phyſiologie von Tag zu Tag tiefer bei ihrer Arbeit belauſchen, bis die Stunde gekommen ſein wird, wo die Zergliederung den Punkt erreicht hat, daß die Wiſſenſchaft mit Stolz ſagen kann:

> Auch das Anſich der Seele, d. h. die Weiſe, wie der organiſche Mechanismus die Wunderleiſtung des Denkens und Vorſtellens vollbringt, iſt ſo weit durchſchaut, daß nichts Weſentliches mehr zu fragen bleibt.

Nach dieſer Deduction wird alſo der Anatom und Phyſiolog zugleich der größte Pſycholog ſein, die Wunderthaten eines Rafael, Murillo, Beethoven am beſten verſtehen und das Anſich der Seele eines Cäſar, Napoleon u. ſ. w. aus ſeinen Ganglien, Gehirnwindungen, Geweben uns anſchaulich darſtellen, ja es wird ihm vielleicht gelingen, das Anſich einer Volksſeele auf denſelben organiſchen Mechanismus zurückzuführen, wobei die Summe der bewegten Atome ſowie die Actionen und Reactionen der ponderablen Stoffatome und des antiponderablen Aethers uns Aufſchluß über das Weſen der Griechen und Römer mit ſo erſchöpfender Klarheit geben werden, daß nichts mehr zu fragen übrig bleiben wird! Eine ärgere Verwechſelung des Anſich, des Weſentlichen der Dinge mit ihrer rein äußerlichen Erſcheinung iſt wohl kaum möglich. Kehren wir zu Schopenhauer zurück.

Die Einſeitigkeit des Schopenhauer'ſchen Gedankens liegt, wie ich ſchon wiederholt erwähnt habe, in dem aus Kant's unſterblichem

Werke geschöpften subjectiven Idealismus. Daß die Welt nur unsere Vorstellung ist, daß Alles, was mir zu existiren scheint, nur Veränderungen meiner Sinnesorgane und einer damit zusammenhängenden Umformung in meinem Gehirn seinen Ursprung verdankt, welches als das Organ meiner Vernunft nur durch die derselben eigenen aprioriſchen Anschauungsformen von Zeit und Raum die Dinge erkennt, das veranlaßte Schopenhauer, einen Weg zu suchen, auf welchem er zu dem Wesen der Dinge gelangen könnte. Seine Conclusionen waren folgende: 1) Ich gehöre auch zu der Reihe der Dinge. 2) Ich bin mir meines innersten Wesens bewußt. Ich bin keineswegs nur ein vorstellendes Wesen. In mir sind dunkle und immer dunklere Tiefen, welche sich in meinem Intellect widerspiegeln. Durch diese Spiegelung lerne ich erst mich selbst kennen. 3) Also bin ich nicht der Intellect, sondern jenes dunkle, vielfältige Ich, dessen wahres Wesen der unbewußte Wille ist. 4) Dieser Wille hat mich geschaffen, ich bin so geworden, weil ich von meinem allerersten Entstehen an wollte. 5) Denselben Willen, der in mir das Wesen ausmacht, ich sehe ich auch in allen Erscheinungen, die sich in der Welt drängen, als das Wesen derselben. So werden die Erscheinungen für mich Wirklichkeit.

Indem also Schopenhauer dem subjectiven Idealismus zu entgehen suchte, tauchte sein Gedanke in eine Tiefe, aus welcher die Vorstellung selbst erst hervorgegangen oder, wie er sich ausdrückt, später sich abzweigte, und er hypostasirte nun jenes dunkle X, welches er auf allen Stufen, in allen Wesen noch wirksam erkannte als den Willen. Hiebei beging er zwei Fehler:

1) Indem er den Willen der Vorstellung entgegensetzte, ertheilte er der letzteren die Formen Zeit, Raum und Causalität als rein ideale, aprioriſche, nur in der Natur der Vorstellung selbst liegende Anschauungsweisen. Er gab sie der Vorstellung und entzog sie dem Willen. Der Wille, als das Ding an sich, ist raum-, zeit- und grundlos. Er objectivirt sich, indem er in die vorgestellte Welt eintritt, und wird alsdann individualisirt, d. h. dem Satze des Grundes

ſtreng unterworfen und erſcheint in Zeit und Raum. Soll ich mich eines Bildes bedienen, ſo iſt dieſer Wille etwa ein im Innerſten der Welt befindlicher Dampfkeſſel mit einer ſtets ſich gleichbleibenden, niemals abnehmenden und in jede Unendlichkeit des Raumes gleichzeitig gelangenden Menge geſpannten Dampfes. Denken wir uns nun alle Weſen als Maſchinen, in welche dieſer Dampf einſtrömt, ſo haben wir das Verhältniß, welches Schopenhauer zwiſchen Wille und Erſcheinung annimmt. Die Maſchine bewegt ſich nur nach der ihr eigenen Zuſammenſetzung ꝛc. ſtreng cauſal. Daß ſie ſich aber überhaupt bewegt, daran iſt nur die Urkraft, der außer Zeit, Raum und Cauſalität ſtehende Wille ſchuld.

Hier fragen wir zunächſt: „Iſt dieſes nicht eine Sophiſtikation der menſchlichen Vernunft? Heißt dies nicht untertauchen in das dunkle Reich des Nichts, wo den Dingen ihre weſentlichen und nothwendigen Eigenſchaften abſtrahirt werden und dann nichts übrig bleiben kann als ein ſelbſtgeſchaffenes Phantasma, welches Wille genannt wird. Iſt dieſe dunkle Tiefe etwa qualitativ verſchieden von den Nebelflügen der von Sch. mit Recht verſpotteten Hegelei, für welche das reine Sein ſich mit dem reinen Nicht-Sein identificirte? Wir antworten: Schopenhauer hätte Recht, wenn wir auf dem Standpunkte des Kant'ſchen Idealismus ſtehen blieben, für welchen Zeit und Raum nur aprioriſche Anſchauungsformen unſerer Vernunft ſind, wenn wir ſagten: Die Erkenntniß iſt nichts als ein Verwandeln der Welt in dieſe Urelemente des Vorſtellens des erkennenden Subjects. Dann hätte das Subject alle Urſache, ſich abzuquälen, um zu einem Gedanken zu gelangen, bei welchem eben jene ſubjectiven Vorausſetzungen ganz weggedacht wären, zu einem Urſein, einem Ewigen außerhalb der Schranken von Zeit, Raum und Cauſalität. Für uns ſind aber dieſe Denkformen keineswegs nur in der Natur der Vorſtellung begründet, ſondern ſie ſind die letzten Abſtractionen, zu welchen das denkende Subject gelangen kann und gelangen muß, weil ſie nach Wegdenkung aller übrigen unendlich mannigfaltigen Erſcheinungsformen die letzten und urſprüng-

lichsten Eigenschaften aller Dinge constituiren, die demnach ebenfalls das Ursein und das Ewige ausdrücken, nämlich: Empfinden und Bewegen, Geist und Körper, beide zusammen, untrennbar vereinigt, d. h. ein Monon. Undenkbar ist es uns, daß auch nur Ein Atom, Eine Bewegung vernichtet werde ebensowohl als daß Ein Atom die innere Beseelung verliere. Wer sich etwas derartiges denken könnte, der müßte alsbald auf jedes Weiterdenken verzichten. Kant hat in der tiefsinnigen Erforschung der menschlichen Vernunft ihre letzten Urformen ergründet, er nennt sie Anschauungsformen, weil er nur einen erkennenden Geist annimmt, für welchen die ganze Welt nur Vorstellung ist; wir nennen sie Abstractionen, weil sie der Vernunft nur dadurch erwachsen sind, daß sie schließlich die einfachsten Eigenschaften der Dinge ergründete. Der Idealismus pflanzte mit Kant früher die Signalfahne auf und sagte: „Ich habe mich selbst ergründet, meine Urelemente sind Zeit und Raum.“ Heute pflanzen wir auf dem entgegengesetzten Ende der Wanderung die Signalfahne des Realismus auf und rufen: „Auch wir sind zum Ziele gelangt. Die wahren Eigenschaften der Dinge sind Empfinden und Bewegen!“ Nun gilt es von diesen klar erkannten Punkten aus die Axe der Welt zu legen, um welche sich die unendliche Erscheinungsfülle dreht und keine Mystik, keine Metaphysik hat in derselben mehr Raum. Wohl aber ist die Magnetnadel gefunden, mit deren Hilfe die menschliche Vernunft durch das schweigende Meer der Unendlichkeit nun die sichere Fahrt unternehmen wird, auf welcher die Philosophie und die Naturwissenschaft nach langem, gegenseitigem Mißkennen oder Ignoriren des gemeinsamen Zieles sich bewußt werden und freundlich sich grüßen.

Hiemit ist auch die Widerlegung des Schopenhauer'schen Irrthums gegeben. Du willst ein Wesen ergründen, das außerhalb Zeit und Raum existirt. Verstehe dich selbst! Heißt das nicht zugleich Sein und Nicht-Sein in dem nämlichen Athemzuge von einer Sache behaupten. Deine Vernunft sagt dir: „Der Urkeim

meines Wesens, wie aller übrigen Dinge, ist Wille, Wille zum Leben. Er objectivirt sich in der Erscheinung und wird dadurch zeitlich, räumlich und der Causalität unterworfen. Ich erkenne mein eigenes Ich nur in seinen successiven Acten. Weit entfernt, daß ich, Vernunft, das Thun und Sein dieses Ich leite, erfahre ich dasselbe meist erst hintennach und durchschaue demnach den eigenen Willen — frei von der Form des Raums und der Causalität — aber immer noch im Schleier der Zeit. Streifen wir auch diese Hülle ab, so bleibt der reine Wille, das Ding an sich übrig." Du irrst, werden wir dieser Vernunft antworten, du bist auf eine falsche Fährte gerathen und verfolgst ein Phantasma, nachdem du in tiefer Selbstergründung uralte Irrthümer und Fesseln abgeworfen hast. Das Richtige deiner Erkenntniß liegt darin, daß der klare Intellect, das abstracte Denken ein spät gewordenes, ein erst aus dunkeln Trieben, dumpfem Bewußtsein erwachsenes Wesen ist; daß wir mit einem Worte unendlich viel mehr sind und wollen, als uns klar bewußt ist. Aber was wir sind und wollen, das ist stets der Inhalt, die Emanation jener Eigenschaft, welche wir Empfindung nennen und welche im Intellect das hellste Licht angezündet hat, die wir aber wie in uns selbst, so in allen Wesen, in dunkleren und stets dunkleren Graden voraussetzen müssen. Wille muß stets ein Ziel haben, sonst ist er inhaltlos, leer, er muß stets ein Subject haben, sonst ist er ein Abstractum, ein Non ens. Du hast diesen Begriff hypostasirt, weil du ihn mit Recht als das alle Wesen beseelende und bewegende Princip anerkannt hast; du hast mit vollem Rechte auch gesagt, daß er auf allen Punkten der ungeheuren Erscheinungswelt durchaus bedingt ist, aber ihn außerhalb der Zeit und des Raums verweisen, heißt ihn ins Reich des Nichts versetzen. Denn ohne Empfinden kann es kein Wollen geben, du selbst aber weißt, daß das Empfinden nur eine Eigenschaft ist und keine Substanz; ihre Erscheinungsform ist aber die Zeit, ihr Wesen das Dauern; sie selbst lebt nur von der Veränderung, diese geschieht nur durch Bewegung, ist also räumlich. Dem Wollen Zeit und Raum nehmen, heißt

ihm seine Existenzbedingungen rauben; wir wissen wohl, daß ungeheuere räumliche Verhältnisse auf engstem Raume sich in zeitliches Empfinden verwandeln können, ähnlich wie in Moltke's Kopfe die Bewegungen von 1200000 Menschen rasch und sicher sich vollzogen und wie dieser nämliche Kopf als Wille alle diese Bewegungen leitete. So vermögen auch die Wirkungen einer unermeßlichen Außenwelt und einer ungeheueren Vergangenheit in raschem Fluge in unserem Ich zeitlich vorüberzugehen; ohne dieses zeitliche, ohne dieses beständig unterbrochene und dadurch zu den mannigfaltigsten Formen gestaltete Continuum der Empfindung, wäre aber kein Ich, wäre kein Wille. Darum ist dein vorgeblicher Wille, der außer Zeit und Raum existirt, nur — eine mythologische Person.

Der Satz des Grundes, mit welchem wir uns diese so vielgestaltige Welt erschlossen und sie auf einfache Principien und Erklärungen zurückgeführt haben, er kann zu einer tantalisch-marternden Qual werden, wenn er auf Dinge angewandt wird, auf welche er keinen Bezug haben kann. So wenn wir die Ursache des Seins erforschen wollten und uns fragen: warum denn überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts ist? Was ist, das ist, so spricht machtvoll unsere Vernunft und wenn wir auf diesen Ausspruch die beiden Formen des warum? anwenden, so antwortet sie, „weil es in diesem Augenblicke ist, muß es immer gewesen sein", oder „weil es eben ist, kann es nicht zu sein aufhören." Fragen wir, warum ist denn die Welt gerade eine solche, warum hat sie denn gerade die beiden Ureigenschaften der Empfindung und Bewegung, die sich als Zeit und Raum manifestiren, warum denn nicht drei oder vier oder mehr Attribute; warum ist denn alles gerade so in diesem Augenblick, warum lebe ich denn gerade in diesem Zeitmomente und lebte nicht vielmehr in einer früheren Zeit oder nach vielen tausend Jahren, so sind dies Fragen, welche das Hirn verdrehen und zum Wahnsinn bringen, niemals aber beantwortet werden können. Denn sie betreffen die Ureigenschaften alles Seins und können daher keine Erledigung finden, da wir nur mit diesen Ureigenschaften sind, denken und

erkennen; sie wegdenken oder durch noch etwas anderes begründen wollen, heißt sich die Beine abhauen, um besser gehen oder vielleicht fliegen zu lernen. Das Eine scheint uns allein klar zu sein; wie wir uns früher über die vielgestaltige, räthselhafte Welt verwunderten und uns jeglich Ding, vom Hyssop an der Wand bis zum meerdurchfurchenden Leviathan ein unergründlich Räthsel schien, dessen Lösung nur für gottbegnadete Naturen, wie Salomon möglich war; wie dann Kant unsere Verwunderung vermehrte, daß unsere Vernunft mit zwei so einfachen Elementen, daß sie dem ersten englischen Telegraphen, dessen Nadel nur links-rechts spielte, vergleichbar sind, nämlich mit Zeit und Raum innerhalb dieser fabelhaften Mannigfaltigkeit sich zurecht zu finden vermochte, so darf heute unsere Verwunderung den höchsten Grad erreichen, daß auch diese blinde Wirrniß geordneter und ungeordneter, unzähliger, unermeßlicher Dinge selbst aus den einfachsten Atomen' besteht, welche nur zwei Grundeigenschaften besitzen, die den von Kant gefundenen Abstractionen entsprechen, und daß mit diesen beiden Eigenschaften die ganze Welt gebaut worden, vielmehr sich selbst gebaut hat. Unsere Verwunderung gilt also heute dem Entgegengesetzten dessen, wovon sie ausging, wir wundern uns, daß die Welt so einfach ist, daß sie einfacher nicht gedacht werden kann. Was Mannigfaltiges und Verschiedenes an ihr ist, das haben die Wesen alle selber gethan und selber thun wollen*). Und hier gelangen wir zu dem zweiten Irrthum Schopenhauer's, der durch das eben Gesagte beleuchtet wird.

2) Wie nämlich die thörichte Menschenvernunft die Frage aufwirft: „Warum ist ein Sein," so fragte Schopenhauer: Wozu ist

*) Demnach dürften wir weder mit Leibniz annehmen, daß diese Welt die beste, noch mit Schopenhauer, daß sie die schlechteste aller Welten sei, noch auch mit Spinoza, daß sie die allein mögliche, also nothwendige sei; wohl aber, daß sie jeglicher Selbstgestaltung das freieste Feld eröffnet und daß sie demnach die gerechteste aller Welten ist, indem jedes Wesen sich selber sagen muß: Tu l'as voulu!

ein Wollen? Er gelangte, wie bekannt, mit dieser Frage zu der pessimistischen Lösung, welche seinem System die trostlose Grundfarbe gegeben hat: „Zu Nichts. Jedes einzelne Wollen hat einen Zweck, das Gesammtwollen aller Wesen hat keinen!“ Und Verneinung, Aufhebung des Wollens, Hinabtauchen in die Nirwana, war der einzige Ausweg, welchen er aus diesem Labyrinthe fand. Sich aufschwingend zu dem gleichgiltigen Standpunkte eines Betrachters von unermeßlicher Höhe herab, sah er die Welt als ein Gewühl von Myriaden von Lebensformen, alle mit dem dunkeln Drange, ihren Zustand zu erhalten oder zu verbessern, beständig kommen, vergehen, so den tollen Ringeltanz in eine unermeßliche Zeit fortsetzen, alle sich bei diesem Treiben anfeinden, vernichten, zertreten, ohne daß jemals etwas anderes erreicht wird, als daß die Jungen denselben Traum des Lebensglücks in derselben Selbsttäuschung wie ihre Vorfahren und mit demselben Mißerfolg immer und ewig wieder aufs neue zu träumen beginnen. Dieser Irrthum hat eine zweifache Widerlegung, die eine bestreitet die Werthlosigkeit des zeitlich beschränkten Daseins, die andere gründet sich auf das Gesetz der Entwicklung, welches Schopenhauer verkennt. Letzteres wird den Gegenstand einer ausführlichen Erörterung in diesem Abschnitte bilden, darum sei hier nur die erstere hervorgehoben. Es ist Thorheit, das Glück oder Unglück eines zeitlich beschränkten Wesens an oder mit der Unendlichkeit der Zeit messen zu wollen, nicht mindere Thorheit, als wenn man die Kraft oder den Gehalt eines individuellen Wesens darum mißachten wollte, weil es mit der Unendlichkeit des Raums verglichen, nichts ist. Gerade die Beschränktheit und Begrenztheit ist die Natur des Individuums, sein Selbstgenuß, sein innerer Werth, seine Kraft: in dem Augenblick, wo es sich in die Unendlichkeit ausdehnte, würde es Nichts. Lerne dich selbst beschränken, ist darum die erste und wichtigste Lehre für jede Lebensführung, der ins Unendliche gerichtete Blick starrt ins Nichts. Mein Leben ist ein Empfinden, mein Empfinden ist ein Zeitliches. Dieses Zeitliche vermag ich allerdings in seiner Gesammtheit zu überschlagen, ich lebe aber wahrhaft und

wirklich nur die einzelnen Zeitmomente. Und wenn ich mich in diesen Momenten von den Dingen freundlich umfangen lasse, wenn ich in einer Nußschale wohnend mich dem Beherrscher eines großen Königreichs gleich achte, wenn ich im Ringen und Streben nach einem Ziele, das dir vielleicht klein erscheint, meine Kraft erprobe und das Gefühl der Befriedigung mich durchströmt, wenn die süße Gewohnheit des Daseins mich durchdringt und wenn ich ohne Grund am bloßen Leben, sei es nun Ruhe nach Ermüdung oder Mühe nach der Ruhe, mich erfreue — ich kann sie natürlich nicht entfernt aufzählen alle die Motive, die den Wesen, die ein Leben gewonnen haben, dieses lebenswerth erscheinen und mit allen Kräften sich daran festklammern lassen — brauche ich dann erst das müßige und in eine nimmer endende Ewigkeit fortleitende Wozu? Braucht denn die Mutter, die ihre Seligkeit in dem Auferziehen des Kindes findet, erst noch ein Wozu? Wie tief ist nicht das Wort Lessing's, der das Ringen nach der Wahrheit der vollen Wahrheit vorzog! Das wahre Glück kann allein im Bewußtwerden der Kraft liegen, diese kann sich nur in ihrer Aeußerung erkennen. Wie schön sagt Goethe: „Widrigeres gibt es nichts, als ein Mensch ohne Beschäftigung, die schönste der Gaben wird ihm zum Ekel." Wenn man freilich, wie Montesquieu einmal that, die große nationale Kraftäußerung der Römer, die so wunderbare Tugenden und heldenhafte Opferfähigkeit in jahrhundertelangem Ringen entfaltete, nach dem Wozu bemessen wollte, so könnte man auf denselben pessimistischen Gedanken kommen, wie der große Philosoph: es sei nur gewesen, um die Lüste einiger Ungeheuer auf dem Kaiserthrone zu befriedigen. Nein, gewiß nicht; in der Zeit dieses Ringens, im Ringen selbst lag das Glück. Nie zeigte sich dies Volk erhabener, niemals größer als im Unglück. Und das von dem corsischen Welteroberer niedergeworfene Preußen, da es in langer Vorbereitung sich läuterte und wieder erhob, da Fürst und Volk, der Höchste wie der Niederste, nur ein Ziel kannten, alle Kräfte zu einmüthigem Zusammenwirken anzuspannen, um das höchste, das heiligste Gut, die Freiheit und nationale Unabhängigkeit zu

erringen; da die tausend Lieder erklangen von der Seligkeit der Todesweihe, von dem Entzücken der Hingebung ans Vaterland, da die in langen Schmerzen glimmende Lohe endlich zu der gewaltigen Flamme der Begeisterung emporloderte und alle Herzen mit fortriß — was glauben wir wohl, würde damals ein skeptisches oder pessimistisches Wozu? für eine Aufnahme oder Antwort gefunden haben? „Hinweg mit dem Zweifler, der kühl zu betrachten vermag, wo er heißblütig handeln sollte! Wir leben, unser ist die Schätzung dieses Lebens, keine fremde Berechnung wird uns dieselbe fälschen oder entreißen, wir halten in dieser Stunde das Leben für ein unschätzbares Gut, weil wir es dem Tode zu weihen vermögen und durch den Tod das Leben zu erkaufen im Stande sind."

Wenn das wahre Leben eine stete Gegenwart ist, so darf und kann sein Werth nur aus der Summe der als gegenwärtig verlebten Momente und nur von innen heraus d. h. von dem dasselbe lebenden Subjecte aus geschätzt werden. Selbst der Gedanke: „Alles in der Welt hat ein Ende" und „das Ziel deines unruhigen Treibens ist der Tod" kann nur insofern in die Wagschale gelegt werden, als er von jedem Einzelnen in die Totalstimmung seines Empfindens einbezogen wird; dabei ist denn gewiß, daß dieser Gedanke ebensowohl heilsam, beruhigend, zur richtigen Benutzung der Lebenstage auffordernd wirken kann, als lähmend, verstimmend, das Glück des Tages durch die ewige Betrachtung des menschlichen Nichts verscheuchend. Wir werden aber die erste Auffassung eine gesunde, die letztere eine krankhaft-hypochondrische nennen. Wer uns die Stunden stiehlt durch Langeweile, wer uns das Leben verbittert durch Haß und Neid, wer uns den frohen Augenblick vergällt, indem er seinen eigenen Trübsinn auch in unser Herz zu versenken bemüht ist, dem zürnen wir, weil dadurch ein Raub an unserem Leben begangen wird, ein Zeichen, wie ernst wir die richtige Benutzung der Summe unserer Lebenstage nehmen und wie wir mit dem Dichter empfinden:

Unersetzlich ist Verlust
So der Arbeit, wie der Lust.

Und so wäre es denn auch das Naturgemäße, daß das niedersinkende Leben sich in dem Farbenschimmer des einst genossenen Glückes, das als Erinnerung bleibt, und in der stillen Befriedigung der geleisteten Arbeit und überstandenen Leiden verklärte und daß der Tod als ein schmerz- und gramloses Versenken in das Reich des ewigen Vergessens dem Müden sich darstellte, sei es, daß dieser dann mit Rückert's sterbender Blume sagte:

Ohne Kummer schlaf ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn.

oder wie der Weltmann Horaz als ein gesättigter Gast nach genossenen Tafelfreuden das Gastmahl verließe. So lange wir das Thier nicht beneiden, daß es in den Genuß des Augenblicks versunken durch kein Vor- oder Rückblicken getrübt, sich ganz dem Leben hinzugeben vermag, so lange der empfindungslose Stein uns keine bevorzugte Existenz zu haben scheint, so lange ist keine Gefahr, weder daß uns das Hinabtauchen in die Nirwana als das Ziel des über sich selbst aufgeklärten Menschen erscheinen, noch auch, daß wir das unser Leben erhellende und uns über alle andern Geschöpfe erhebende: Wozu? zu selbstquälerischen und fruchtlosen Paradoxieen mißbrauchen werden. „Hör' auf zu wollen, räth uns Schopenhauer, denn das Leben ist ein Unglück und der Wille zum Leben demnach eine Thorheit!" Wir könnten ihm antworten: Hör' auf, Deine Frage: wozu? an Dinge zu richten, für welche sie nicht paßt und das Leben wird dir nicht mehr als ein Unglück erscheinen. Lebensglück ist hier, ist heute, ist immer, war immer, es schaut sich aber selbst mit seinen eigenen Augen an und du wirst mit deiner Lebensansicht weder die im Aetherblau und Sonnenlicht triumphirende Lerche noch den in seinen Lumpen jubelnden Bettelknaben darum betrügen.

Das Wesen des Empfindens ist, wie schon oft gesagt, zeitlich; Zeit heißt aber Beschränkung, die Ewigkeit ist zeitlos. Und eine Unmöglichkeit ist es, das Unendliche mit dem Endlichen, das Zeitlose durch sein Gegentheil ausmessen, begreifen, ergründen zu wollen. Zwischen zwei Unendlichkeiten fließt das Leben des Menschen, wie

jedes lebenden Wesens dahin und doch schaut alles Leben so frisch, so gesund, so zuversichtlich drein, weil ihm eben die Gegenwart angehört. Der Mensch allein verwundert sich über seine eigene Verwegenheit, auf dem schmalen Pfade über den endlosen Abgrund so unbesorgt dahin zu schreiten und gar noch sich des kurzzugemessenen Daseins zu freun, wie es Rückert in der schönen Parabel ausspricht und wie es in lieblicher Naivetät folgendes altdeutsche Sprüchlein eingesteht:

Ich bin, weiß nit, woher,
Ich leb', weiß nit, wie lang,
Ich fahr, weiß nit, wohin,
Mich wundert, daß ich fröhlich bin.

Der Schopenhauer'sche Pessimismus ist nichts Neues, er ist nur eine Phase einer praktischen Lebensanschauung, die so alt ist, als das Menschengeschlecht, die aber erst seit dem Schwinden des religiösen Glaubens als eigentlicher Weltschmerz eine bedeutende Stelle in dem Fühlen der Menschheit eingenommen hat. Es ist der ernsteste philosophischen Erwägung werth, woher dieser Pessimismus stammt. Denn mit des Dichters Worten allein, daß das Auge die Schöpfung heiter und trübe machen kann, daß, je nachdem man sie anschaut, sie weinen oder lachen wird, läßt sich eine große culturhistorische Erscheinung, die zugleich das Glaubenselement der verbreitetsten religiösen Systeme ausmacht, nicht kurzerhand abthun. Ist es nur die vernarbende aber noch brennende Wunde des entschwindenden kindlichen Glaubens; ist es der vorwurfsvolle Blick, den die Menschheit zum Himmel richtet, zu dem Urheber ihres Daseins, an dessen Existenz sie nicht mehr glaubt, ohne doch seine Verheißungen vergessen zu können? Gewiß ist dieses eine der Hauptwurzeln der Krankheit, aber es ist nicht die einzige. Eine andere nicht minder wichtige Ursache liegt in der Natur der menschlichen Vernunft, deren Wesen in der Beschränkung durch Zeit und Raum liegt, deren Streben aber auf die stete, unausgesetzte Erweiterung dieser Schranken gerichtet ist. In diesem Streben ist eine gewaltige Epoche eingetreten

durch den Copernicaniſchen und den Darwin'ſchen Gedanken. Raum und Zeit ſind in unermeßliche Fernen gerückt, an welche das Auge der kühnen Tochter Prometheus' ſich erſt gewöhnen muß, welche ihr heute aber wieder als das Symbol, das Bild der Unendlichkeit erſcheinen und die Qual erneuen. Das Bewußtſein dieſes Widerſpruchs wohnt in der Menſchenſeele ſeit uralter Zeit; ſchon der Skeptiker des Alten Teſtaments ſpricht ihn deutlich genug aus in dem Kapitel, das die Erkenntniß, daß Alles ſeine Zeit hat, zum Ausgangspunkt des Zweifels nimmt und zum Schluſſe gelangt, daß Alles eitel iſt. Glaubt man nicht einen modernen Naturphiloſophen oder Darwinianer zu vernehmen, wenn er ſagt:

> (Prediger III, 19). Denn es geht dem Menſchen wie dem Vieh; wie dieſes ſtirbt, ſo ſtirbt er auch und haben alle einerlei Odem; und der Menſch hat nicht mehr, denn das Vieh; denn es iſt Alles eitel.
>
> 20. Es fähret alles an Einen Ort; es iſt alles aus Staub gemacht, und wird wieder zu Staub.
>
> 22. Darum ſahe ich, daß nichts beſſer iſt, denn daß der Menſch fröhlich ſei in ſeiner Arbeit; denn das iſt ſein Theil. Denn, wer will ihn dahin bringen, daß er ſehe, was nach ihm geſchehen wird?

Nach dieſem vernünftigen Aufraffen und Reſigniren zu dem wahren Menſchenlooſe, erhält aber Schopenhauer das Wort:

> IV, 1. Ich wandte mich und ſahe Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne: und ſiehe, da waren Thränen derer, ſo Unrecht litten und hatten keinen Tröſter; und die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig, daß ſie keinen Tröſter haben konnten.
>
> 2. Da lobte ich die Todten, die ſchon geſtorben waren, mehr, denn die Lebendigen, die noch Leben hatten.
>
> 3. Und der nicht iſt, iſt beſſer als alle Beide, und des Böſen nicht inne wird, das unter der Sonne geſchieht.

Alſo auch hier ſchon das Wort, das Schopenhauer ſo gerne wiederholt, das *μὴ φῦναι τὸν ἅπαντα νικᾷ λόγον* des Sophokles:

> Bei weitem das Beſte iſt nicht geboren zu ſein, das zweite aber, ſobald als möglich zurückzukehren, woher du gekommen biſt.

Es iſt nicht zu leugnen, daß es gerade die tiefen bedeutenden

Geister sind, die ihren Blick von der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit der irdischen Erscheinungen, von den sich stets erneuenden und stets unbefriedigten Ansprüchen menschlicher Bestrebungen, von den unendlichen Daseinsqualen, die uns von allen Seiten umgeben, abwendend, sich gerne in die Ruhe der Unendlichkeit tauchen und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das

„Sterben, schlafen,
Was ists denn weiter? und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsres Fleisches Erbtheil, 's ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen."

auch von dem großen Shakespeare aus der innersten Seele geschrieben wurde. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die großen Genien unserer Gattung einerseits gewaltig an den Schranken rütteln, welche das menschliche Dasein und die menschliche Erkenntniß umfriedigen, daß sie darum in diesem titanischen Ringen der unverrückbaren Grenzen unseres Daseins schmerzlich sich bewußt werden, sowie daß sie mehr als irgend ein anderes Dasein den Leiden und tiefen Qualen der Seele ausgesetzt sind, welche der Widerstand der stumpfen Menge, das heisere Geschrei und die blinde Verfolgungswuth derer, für welche sie ihr Herzblut hingeben möchten, nach Kräften zu erhöhen bemüht sind. Die dritte Wurzel des Pessimismus ist eine edle, sie ist die Aufhebung des Egoismus, die Antheilnahme an fremdem Elend als an dem eigenen, das innige Mitgefühl an den Qualen, welche die unzähligen Creaturen zu leiden haben, die sich in das Dasein gedrängt und nun sich gegenseitig zerfleischen, sie beruht auf dem Mitleid, welches in den Vedas mit dem tiefsinnigen Satze tat twam asi das bist du die fremdartigen Geschöpfe anschaut, so daß Schopenhauer dasselbe zum Fundament der Ethik machen will und die wahre Erkenntniß wie die wahre Tugend nur darin finden kann, „daß das Individuum weniger als sonst geschieht einen Unterschied mache zwischen sich und anderen, daß es sich Genüsse versage, Entbehrungen übernehme, um fremde Leiden zu mildern. Diese Selbstverleugnung, welche ja auch das Christenthum wie di

Buddhalehre predigen, erhebt sich zu der Einsicht, daß das Wesentliche der eigenen Erscheinung auch das der fremden ist. Wer in diesem Sinne die Werke der Liebe übt, der erkennt sich selbst, seinen Willen in jedem Wesen. Die Verkehrtheit ist von ihm gewichen, mit welcher der Wille zum Leben, sich selbst verkennend, hier in einem Individuum flüchtige, gaukleriſche Wollüſte genießt und dafür dort in einem anderen leidet und darbt, nicht erkennend, daß er, wie Thyestes, sein eigenes Fleisch gierig verzehrt." Und im Hinblick auf die unsäglichen Leiden und Daseinsschmerzen, an denen der Egoist kalt und gefühllos vorübergeht, können wir folgenden Worten Schopenhauers unsere Anerkennung nicht versagen, da nicht leicht jemand weder deren Wahrheit noch ihre tiefe sittliche Begründung leugnen dürfte: „Uebrigens kann ich die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der Optimismus, wo er nicht etwan das gedankenlose Reden Solcher ist, unter deren platten Stirnen nichts als Worte herbergen, nicht bloß als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit."

Wir erkennen demnach an, daß die Lehre Schopenhauers eine nothwendige und in sich berechtigte Zeiterscheinung ist, ein Uebergangsstadium der tiefer in die Erkenntniß eindringenden Menschenvernunft und des sich veredelnden Menschenwillens. Wir vermögen aber nicht zu den gleichen Conclusionen zu gelangen, zu welchen ihn sein tiefsinniger Geist und seine schwermüthige auf das Unendliche gerichtete Betrachtung leitete. Unsere Anschauung weicht von der seinigen in wesentlichen Punkten ab.

1) Für uns beruht das Weltganze, sofern es zu unserer Erkenntniß gelangt, auf dem Princip der Individuation. Wir sehen in allen Erscheinungen gleichartige Wesen, welche durch eigenen Willen, eigene Thätigkeit unter bestimmten äußeren Verhältnissen sich zu stets höherer Beseelung emporgerungen haben. Wahre Existenz hat für uns demnach nur das, was sich innerhalb der Unendlichkeit zu räumlicher und zeitlicher Beschränkung d. h. zu einem

Selbst herausgearbeitet hat. Das Ewige und Unendliche ist allerdings zeitlos, aber auch bewußtlos. Alle Hypostasirungen des Ewigen zu einem Weltgeist, zu einem Agathodämon oder Kakodämon, zu einem blinden Fatum oder zu einer liebenden Vorsehung sind an den Thatsachen gescheitert. Die Ueberlegenheit des Schopenhauer'schen Gedankens liegt darin, daß er die Welt auf den eigenen Willen der Wesen aufbaut, darin in voller Uebereinstimmung mit der Wissenschaft, welche den Factor eines außerhalb der Welt liegenden Anstoßes oder einer dem Ganzen innewohnenden Urvernunft verwerfen muß. Seine Schwäche beruht auf der Hypostasirung dieses Willens; darin, daß er demselben eine unabhängige Existenz außerhalb aller Erscheinung zuweist, daß er wähnt es könne hinter aller Beschränkung durch Zeit und Raum, die für ihn nur Formen unserer Erkenntniß sind, noch ein Wollen, der Wille zum Leben existiren.

2) Indem er diesen Willen das wahrhafte Ding an sich nennt, erhebt er ihn zu dem Ewigen, zu dem wahren Princip der Welt. Seine Verneinung käme also der Weltvernichtung gleich und kann keinen höheren Sinn haben, als wenn wir auf unserem kleinen Planeten uns bemühten, die Gesammtbewegung des Universums mit Hilfe der uns gewordenen kleinen Eigenbewegung zum Stillstand zu bringen.

3) Wir sind zu der Einsicht gelangt, daß wir das Sein nur aus dem Werden zu erklären vermögen, daß also alle Erkenntniß eine rein historische ist, da sowohl ihr Object, die Erscheinungen der Welt, als auch das Subject, die Erkenntniß selbst, sich zeitlich entwickelt hat. Gegen diese Welterklärung protestirt nun Schopenhauer in seiner derben Weise: „Denn wir sind der Meinung, daß jeder noch himmelweit von einer philosophischen Erklärung der Welt entfernt ist der vermeint, das Wesen derselben irgendwie und sei es noch so fein bemäntelt, historisch fassen zu können, welches aber der Fall ist, sobald in seiner Ansicht des Wesens an sich der Welt irgend ein Werden oder Gewordensein oder Werdenwerden sich vorfindet, irgend ein Früher oder Später die mindeste Bedeutung hat un-

folglich (?) ein Anfangs- und ein Endpunkt der Welt nebst dem Wege zwischen beiden gesucht und gefunden wird. Solches historische Philosophiren liefert in den meisten Fällen eine Kosmogonie, die viele Varietäten zuläßt, sonst aber auch ein Emanationssystem, Abfallslehre oder endlich wenn aus Verzweiflung über fruchtlose Versuche auf jenen Wegen auf den letzten Weg getrieben, umgekehrt eine Lehre vom steten Werden, Entsprießen, Entstehen, Hervortreten ans Licht aus dem Dunkeln und was dergleichen Gefasels mehr ist, welches man übrigens am Kürzesten abfertigt durch die Bemerkung, daß eine ganze Ewigkeit d. h. eine unendliche Zeit bis zu dem jetzigen Augenblicke bereits abgelaufen, weshalb alles was da werden kann oder soll, schon geworden sein muß. Denn alle solche historische Philosophie, sie mag noch so vornehm thun, nimmt als wäre Kant nie dagewesen, die Zeit als eine Bestimmung des Dings an sich an und bleibt deshalb bei dem stehen, was Kant die Erscheinung im Gegensatz des Dings an sich und Platon das Werdende, nie Seiende im Gegensatz des Seienden nie Werdenden nennt oder endlich was bei den Indern das Gewebe der Maja heißt: es ist die dem Satze vom Grunde anheim gegebene Erkenntniß, mit der man nie zum innern Wesen der Dinge gelangt, sondern nur Erscheinungen ins Unendliche verfolgt, sich ohne Ende und Ziel bewegt, dem Eichhörnchen im Rade zu vergleichen, bis man etwan endlich ermüdet, oben oder unten, bei irgend einem beliebigen Punkte stille steht und nun für denselben auch von Anderen Respect ertrotzen will. Die echte philosophische Betrachtungsweise der Welt, d. h. diejenige, welche uns ihr inneres Wesen erkennen lehrt und so über die Erscheinung hinausführt, ist gerade die, welche nicht nach dem Woher und Wohin und Warum, sondern immer und überall nur nach dem Was der Welt fragt, d. h. welche die Dinge nicht nach irgend einer Relation, nicht als werdend und vergehend, kurz, nicht nach einer der vier Gestalten des Satzes vom Grunde betrachtet, sondern umgekehrt, gerade das, was nach Aussonderung dieser ganzen, jenem Satze nachgehenden Betrachtungsart noch übrig bleibt, das in allen Relationen erschei-

nende, selbst aber ihnen nicht unterworfene, immer sich gleiche Wesen der Welt, die Ideen, derselben zum Grunde hat. Von solcher Erkenntniß geht wie die Kunst, so auch die Philosophie aus, ja wie wir in diesem Buche finden werden, auch diejenige Stimmung des Gemüths, welche allein zur wahren Heiligkeit und Erlösung von der Welt führen kann."

Hierauf haben wir etwa Folgendes zu antworten:

a) Eine große Wahrheit liegt auch in diesen unsere Weltanschauung scheinbar ganz verurtheilenden Paradoxieen, nämlich daß die Philosophie das Ewige, das Fundament des ganzen Weltenbaues zu ergründen hat, als dessen auf einander folgende Verwandlungen uns die einzelnen Erscheinungen zu gelten haben. Wir fassen aber als dieses Fundament die Weltatome mit ihrer unvergänglichen Bewegungsgröße im unendlichen Raum.

b) Dagegen schreiben wir alles zeitlich sich Verändernde jener anderen, gleichfalls allen Atomen immanenten Eigenschaft der Empfindung zu. Deren Wesentliches ist aber eben die Zeitauffassung, d. h. das Festhalten des Dauernden im Wechsel und das Erkennen des Wechsels durch das Dauernde. Diese Eigenschaft ist ebenfalls allen Dingen eigen und die Philosophie hat sich deshalb um so mehr vornehmlich mit ihr zu beschäftigen, als es sowohl die Eigenschaft ist, mit welcher sie selber operirt, als diejenige, welche allen Erscheinungen zu Grunde liegt und uns allein Aufschluß über dieselbe zu geben vermag.

c) Somit hat sich die Philosophie wesentlich mit dem Werden zu befassen und diese Einsicht liegt instinctiv im Menschengeiste, der nur dann eine Sache für vollständig erklärt hält, wenn er sich Rechenschaft geben kann, wie sie geworden ist. Alle Wissenschaften kennen kein anderes Verfahren, oder wenn sie jemals davon abfielen, sind sie in eitle Speculationen und sinnlosen Wortkram verfallen. Auch die Wissenschaft der Wissenschaften kann keinen anderen Weg kennen. Auch ist dies von jeher die Ansicht der bedeutendsten Denker gewesen, von Heraklit dem Dunkeln an bis auf Goethe, dem gerade nicht

eine flache Stirn zum Vorwurf gemacht werden kann und der deutlich sagt:

Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn verharren will.

d) Ist nun das Zeitliche für uns das einzige Mittel der Welt-Erkenntniß, so folgt daraus, wie schon bemerkt, daß wir zum Ewigen, insofern es als Zeit sich darstellt, keinen Zugang haben. Denn so wenig wir mit den größten Maßstäben der Astronomie die Unendlichkeit des Raumes berechnen können, eben so wenig vermögen wir die Unendlichkeit der Zeit, und wenn wir unsere subjective Zeitspanne noch so sehr ausdehnen, jemals zu erreichen. Es muß also das warum? und wohin? nothwendig an einer bestimmten Grenze stehen bleiben. Diese Grenze kann stets weiter hinausgeschoben werden, sie wird nichtsdestoweniger ewig bleiben. Der Einwand, daß die Welt ewig ist, daß eine Unendlichkeit der Zeit hinter uns liegt, daß also Alles schon erreicht sein müßte, ist nichtig; denn er träfe das Schopenhauer'sche System gerade so gut. Der Wille müßte dann auch schon längst zur Selbsterkenntniß und damit zur Erlösung von der Welt gelangt sein. Es ist derselbe Einwand, der auch der Entwicklungslehre von Unverständigen gemacht wird, warum es denn noch einen Bathybius oder niedere Formen gebe, warum sich diese nicht vielmehr auch zu Menschen entwickelt hätten.

e) Allerdings liegt allen Erscheinungen der Welt als inneres Wesen der Wille zu Grunde, aber die Erhebung desselben zum einzigen Weltinhalt leidet an demselben Gebrechen, wie die Aufstellung des Wortes Kraft, womit zugleich Alles und Nichts gesagt ist, wie ich S. 92 bewiesen habe. Der Unterschied zwischen den beiden Wörtern ist nur, daß wir im Einen Falle (Wille) uns selbst in jede Erscheinung hineindenken, indem wir unser eigenes Sein als Schlüssel für dieselbe benutzen, im anderen Falle dagegen die Erscheinung als von außen auf uns wirkend auffassen. Gegen alle gesunde Vernunft ist aber sowohl eine Kraft, welche sich selbst vernichtet oder aufhebt, als ein Wille der sich selber auffrißt, wie

der Wolf das Lamm, oder als höchstes Ziel die eigene Verneinung anerkennt. Hier tritt eben das Mißliche und Verkehrte der Erhebung eines Begriffs zum Weltinhalt recht deutlich zu Tage. Er wird entweder zu einem scholastischen Begriff oder zu einem Anthropomorphismus. Es erscheint uns demnach der Versuch, den Willen als ein für sich Seiendes von den Dingen trennen zu wollen, als eben so eitel und nichtig, als wenn wir die Bewegung oder die Empfindung, d. h. Körper und Geist als für sich bestehend auffassen wollten; es ist eben beides nur ein Monon, das sich je nach dem Standpunkte, den wir einnehmen als ein Körper oder ein Geist, als ein Wille oder eine Kraft manifestirt.

f) Daß der leere, grundlose, nicht individualisirte Wille ein Nichts ist, das dann allerdings keine Zeit und keinen Raum hat, das hat Schopenhauer selbst in einer Beweisführung ausgesprochen, in welcher er das gerade Gegentheil zu beweisen wähnte: „Jedes Individuum," sagt er, „ist einerseits das Subject des Erkennens, d. h. die ergänzende Bedingung der Möglichkeit der objectiven Welt und andererseits einzelne Erscheinung des Willens, desselben, der sich in jedem Dinge objectivirt. Aber diese Duplicität unseres Wesens ruht nicht in einer für sich bestehenden Einheit (Individuum ist immer eine solche, sonst ist es hölzernes Eisen): sonst würden wir uns unserer selbst und unabhängig von den Objecten des Erkennens und Wollens bewußt werden können: dies können wir aber schlechterdings nicht; sondern sobald wir, um es zu versuchen, in uns gehen und uns, indem wir das Erkennen nach Innen richten, einmal völlig besinnen wollen, so verlieren wir uns in eine bodenlose Leere, finden uns gleich der gläsernen Hohlkugel, aus deren Leere eine Stimme spricht, deren Ursache aber nicht darin anzutreffen ist und indem wir uns selbst so ergreifen wollen, erhaschen wir, mit Schaudern, nichts als ein bestandloses Gespenst."

4) Was nun die ethische Seite der Schopenhauer'schen Lehre betrifft, so können wir das Schöne und Wahre, das derselben zu Grunde liegt, wohl anerkennen, ohne uns zu seinem absoluten Pessi-

mismus oder zu seiner buddhistischen Selbstauflösung verleiten zu lassen. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß ein inniges Mitgefühl mit den Leiden anderer Geschöpfe sich recht wohl vereinigen lasse mit dem Willen zum Leben, ja daß der letztere sogar in dem Grade sich steigern werde, als das Bewußtsein Thränen zu trocknen und Gutes zu wirken, unser Herz mit der edelsten Befriedigung erfüllt, deren es fähig ist. Oder sollte der nicht gern leben, der sich sagen kann, daß von seinem Dasein das Glück geliebter und hilfloser Wesen abhängt, der durch sein Erscheinen allein schon Trost zu spenden vermag? Gewinnt unser Dasein nicht gerade dadurch in unseren Augen einen höheren Werth, daß wir es durch die Sympathie zu verallgemeinern im Stande sind, daß wir uns zu dem Gedanken des Dichters erheben:

Das Uebel, das auf der Menschheit ruht,
Ist eine gemeinschaftliche Last;
Was du davon auf dich genommen hast,
Kommt als Erleichterung Andern zu gut.

Eine gerechte Verachtung würde den treffen, der Zeit zu Bußübungen und Askese fände, wenn seine leidenden Mitbrüder seiner thätigen Hilfe bedürften und so sind wir denn auch des festen Glaubens, daß die echte Sympathie, das wahre und edle Mitleid nicht zum Verlangen nach Aufhebung der eigenen Individualität, sondern zur Gewinnung einer höheren und reineren Individualität führen wird. Einer der barocksten Sätze, die Schopenhauer geschrieben, ist wohl folgender: „Die Heiligkeit, welche jeder rein moralischen Handlung anhängt, beruht darauf, daß eine solche im letzten Grunde aus der unmittelbaren Erkenntniß der Identität des inneren Wesens alles Lebenden entspringt. Diese Identität ist aber eigentlich nur im Zustande der Verneinung des Willens (Nirwana) vorhanden, da seine Bejahung die Erscheinung desselben in der Vielheit zur Form hat. Bejahung des Willens zum Leben, Erscheinungswelt, Diversität aller Wesen, Individualität, Egoismus, Haß, Bosheit entspringen aus einer Wurzel; und ebenso andererseits Welt des Dings an sich, Identität aller Wesen, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Verneinung des

Willens zum Leben." Man sieht, wie weit das starre, eigensinnige Festhalten Eines Princips den bedeutendsten Geist irreleiten kann und erinnert sich dabei der Kant'schen Definition der Tugend, welche Schiller so treffend persifflirte:

„Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin."
Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

Weil die Aufhebung des eigenen Ich, d. h. des engen, armen dürftigen Egoismus in allen Fällen das Kennzeichen wahrer Tugend ist, deswegen soll die Negation alles Ichs, d. h. jeglicher Individualität das höchste Ziel des Strebens aller Wesen sein. Daß es stets ein höherer Wille gewesen ist, eine weit und hoch die Zeitgenossen und ihre beschränkten Ansichten überragende Individualität, welcher also eine viel größere Dauer und Wirklichkeit zugeschrieben werden muß, welche die Edelsten und Vortrefflichsten der Menschheit antrieb, freudig ihr Leben, ihr kurzes Dasein, welches der Mehrzahl das Einzige, das Höchste ist, aufzuopfern, das hätte Schopenhauer vor seinem Irrthum behüten sollen. Denn es ist stets der auf die ferne Zukunft, auf das Urtheil der Nachgeborenen gerichtete Blick, der das Handeln der wahren Größe bestimmt und so hat ja Schopenhauer selbst mehr als einmal sich in seiner Vereinsamung getröstet durch die Berufung an die Nachwelt. Für ihn, wie für alle muthigen Verfechter der Wahrheit gelten die Worte Dante's als einzige Richtschnur, von der sie nicht abweichen können:

Ma s'io del vero son' timido amico,
Temo di perder vita tra coloro
Che questo tempo chiamerano antico.

Montesquieu, die Gründe der häufigen Selbstmorde zur Zeit des Untergangs der römischen Freiheit erwägend, gelangt zu folgendem Schlusse: „Die Selbstliebe, die Liebe unserer eigenen Erhaltung, nimmt so viele Gestalten an und wirkt nach so entgegengesetzten Principien, daß sie uns soweit bringt unser Sein (hier offenbar existentia) aus Liebe zu unserem Sein (essentia) aufzuopfern; wir

schätzen unser eigenes Selbst so hoch (tel est le cas que nous faisons de nous-mêmes), daß wir uns entschließen nicht mehr zu leben vermöge eines natürlichen und dunklen Instincts, welcher bewirkt, daß wir uns selbst mehr lieben, als unser Leben." Klarer und bestimmter kann das Wesen der höheren Individualität nicht bezeichnet werden. Nur der vermag wirklich Großes zu wollen, der das Zittern und Zagen um die kleinliche, engbeschränkte Existenz aufgegeben hat; stets ist es ein höherer Wille, der den niederen verzehrt, wie die Flamme den Rauch. Aber es ist nur die Erkenntniß einer reineren und dauernderen Existenz, welche als Motiv diesen Willen bestimmt, niemals die bloße Verneinung. Auch der christliche Quietismus, auf den sich Schopenhauer beruft, verlangt seinen Willen zu versenken in den höchsten, vollkommensten, weisesten Willen; er will also mit der Aufgebung seines Ich ein höheres Dasein gewinnen. Wer mit solcher Begeisterung, wie es Schopenhauer gethan, den endgiltigen Sieg der Wahrheit über den Irrthum und die Lüge verkündet, der kann unmöglich die stetige Entwicklung der Welt leugnen und die Aufhebung des Ich, das Hinabtauchen in das Nichts für das allein Erstrebenswerthe halten. Man lese seine eigenen Worte: „Ist es der Geist, ist es die Erkenntniß, welche den Menschen zum Herrn der Erde macht; so gibt es keine unschädlichen Irrthümer, noch weniger ehrwürdige, heilige Irrthümer. Und zum Troste derer, welche dem edlen und so schweren Kampf gegen den Irrthum, in irgend einer Art und Angelegenheit, Kraft und Leben widmen, kann ich mich nicht entbrechen hier hinzuzusetzen, daß zwar so lange, als die Wahrheit noch nicht dasteht, der Irrthum sein Spiel treiben kann, wie Eulen und Fledermäuse in der Nacht: aber eher mag man erwarten, daß Eulen und Fledermäuse die Sonne zurück in den Osten scheuchen werden, als daß die erkannte und deutlich und vollständig ausgesprochene Wahrheit wieder verdrängt werde, damit der alte Irrthum seinen breiten Platz nochmals ungestört einnehme. Das ist die Kraft der Wahrheit, deren Sieg schwer und mühsam, aber dafür, wenn einmal errungen, ihr nicht mehr zu entreißen ist."

Hier redet der echte occidentalische Philosoph, der Schüler Plato's und Aristoteles', der Nachfolger Spinoza's, Leibniz' und Kant's; es ist die durch Glut und Eifer für die Wahrheit mächtig erhöhte Individualität, nicht der Buddhist, der durch unfruchtbare Askese dieser Welt des Scheins und des Leidens entrinnen möchte durch Aufgeben seines eigenen Ich. Eine Welt, in welcher der Sieg der Wahrheit gewiß und unausbleiblich ist, kann nicht so erbärmlich sein, daß es sich nicht verlohnte, in ihr auszuhalten, oder daß nothwendig in uns als höchste Vollendung „ein Abscheu vor dem Wesen, dessen Ausdruck unsere eigene Erscheinung ist, dem Willen zum Leben, dem Kern und Wesen dieser als jammervoll erkannten Welt entstehen müßte!"

Wohl aber dürfen wir in der Schopenhauer'schen Idee einen ethischen Fortschritt der Menschheit anerkennen, welcher darin besteht, daß der menschliche Egoismus an ihr sich brechen und der Mensch die zahlreichen Geschöpfe, die neben ihm des Sonnenlichts und Erdendaseins sich erfreuen, als verwandte Wesen theilnehmender betrachten und milder behandeln wird als bisher geschehen. Es ist jeglichem Wesen eigen, daß es mit dem Eintreten in den viel umworbenen, vielbestrittenen Schauplatz der Welt gegen alle Mitbewerber rücksichtslos sich seine Stelle zu erobern sucht und dieselbe mit Aufgebot aller seiner Kräfte vertheidigt. Es ist aber nicht minder in der Natur der fühlenden Geschöpfe begründet, daß, wenn ihre Stelle gesichert ist, sie mit Liebe und Sympathie auf die anderen Wesen blicken, deren Dasein zu verbessern, ihnen einen Antheil an den errungenen Vortheilen zukommen zu lassen bestrebt sind. Strenge Sonderung nach Geschlechtern, blutiger Stammeshaß und erbitterte Kämpfe zwischen nah verwandten Stämmen bezeichnen den Eintritt des Menschen in die Geschichte. Zu höheren Einheiten verbanden sich dann die Stämme und es bildeten sich die Volksgenossenschaften des Alterthums, nach Innen Gerechtigkeit, Hingebung, Bürgertugend hegend und entwickelnd, nach Außen oft grausam, rücksichtslos, alles Mitleids bar. Aus dem jüdischen Monotheismus und der römischen

Weltmonarchie entwickelte sich der Menschheitsgedanke, der in tausendjähriger stiller Wirksamkeit im Christenthume seine segensreiche civilisatorische Mission über alle Länder und Völker ausdehnte. Die starke Form, welche den großen Gedanken einschließt, beginnt mit dem Eintreten der neuen Zeit zu wanken, in Rissen und Sprüngen auseinander zu gehen und einem höheren Gedanken zu weichen, dessen Inhalt, mit Schillers Worten ausgesprochen, ist: „aus Christen Menschen zu werben." Während das Christenthum gleichgiltig an den anderen Wesen vorübergeht, diese Welt als eine sündhafte, als eine vom Teufel beherrschte ansieht und seinen Blick auf eine andere, reingeistige Welt richtet, erweitert die neue Lehre den Kreis der Geschöpfe, welche unsere Sympathie verdienen, lenkt das Mitgefühl nicht nur auf die von der exclusiven Kirchenlehre mit irdischer Verachtung und ewiger Verdammung gebrandmarkten Menschenclassen, sondern auch auf die tief unter dem Menschen stehenden Thiere, sucht deren Leiden erträglicher zu machen und so gleichsam eine uralte Schuld der Menschheit, daß sie diese Erde als ausschließlichen Besitz für sich in Anspruch genommen und alle anderen Wesen tyrannisch ihren Zwecken unterworfen hat, zu sühnen. Als sehr bezeichnend will ich hier folgende Anekdote berichten, bei welcher einestheils ein christlicher Philosoph, andererseits der Vorläufer des als skeptisch, irreligiös, unmoralisch verschrieenen 18. Jahrhunderts auftritt. Fontenelle und Malebranche traten eines Tags in das Oratorianer-Kloster St. Honoré ein. Die Hündin des Hauses eilte herbei, um Malebranche zu liebkosen, welcher sie mit Fußtritten empfing, so daß das arme Thier heulend davonlief. Fontenelle war darüber unwillig, worauf der Cartesianische Philosoph ihm kaltblütig erwiederte: „Ei was, wissen Sie denn nicht, daß dies Ding nicht empfindet?" (que cela ne sent pas). Der Spanier mit seiner gierigen Lust an Stiergefechten, der Franzose mit seinem herzlosen Sprichwort: „On n'est pas cheval pour rien" und der Italiener, der seinen Esel unbarmherzig zerdrischt und sich damit rechtfertigt: Non è christiano, non crede a la Santa Madonna: sie sind die volksthümlichen Ver-

treter dieses uralten selbst aus der reinen Lehre des Christenthums seine Nahrung ziehenden crassen menschlichen Egoismus. Es ist zweifellos, daß das Bewußtsein der Menschheit, welches in allen lebenden Wesen Verwandte zu erkennen anfängt, zugleich eine neue Epoche höherer Veredlung verkündet und so dürfen wir denn auch die stets allgemeiner werdende Verbreitung der Schopenhauer'schen Philosophie (trotz ihres buddhistischen Anstrichs) und der Entwicklungslehre als wahrhaft culturfördernd und zu immer größerer Verwirklichung der reinen Humanität führend freudig begrüßen. Denn nicht nur den Thieren, auch einem großen Theile unserer menschlichen Brüder wird dieses Bewußtsein zu Gute kommen; wie viel Blut, wie viel Folterqualen hat es nicht einer unglücklichen Menschenrace gekostet, daß sie eine zu große Aehnlichkeit mit dem Orang zu haben schien! —

Wir wollen nun den Schopenhauer'schen Gedanken in seinem Verhältnisse zur Entwicklungslehre prüfen und zuerst die Punkte, in welchen beide übereinstimmen, hervorheben, sodann die Widersprüche und Unterschiede, die zwischen ihnen obwalten, aufdecken. Aus dieser Betrachtung wird sich wohl ergeben, auf welcher Seite ein extremes, starres Festhalten an vorausgesetzten Principien der richtigen Welt-Erklärung im Wege steht, mit anderen Worten, auf wessen Seite der Irrthum ist.

1) Schon mehrfach habe ich hervorgehoben, daß die Größe des Schopenhauer'schen Gedankens darin hauptsächlich liegt, daß er mit genialer Intuition den Grundgedanken der Entwicklungslehre und des Monismus in einer Tiefe aufgefaßt hat, an welche diese philosophischen Betrachtungen, trotz ihrer vielverschrieenen Verwegenheit, kaum hinanreichen. Während die Entwicklungslehre mit einer Art von Zagen nur bis zu dem ersten Auftreten organischer Urwesen hinabsteigt und dort die Frage nach der nunmehr beginnenden großen Scheidung der Dinge offen läßt, spricht es der große Denker mit Klarheit und zweifelloser Zuversicht aus, daß alle und jede Thätigkeit, ob sie nun scheinbar rein mechanisch oder durchaus spontan sich

uns darstelle, zurückzuführen sei auf das innerste Wesen der Dinge und daß dieses der Wille sei, der uns in höchster, bewußtester Erscheinung bekannt sei als unser eigener, menschlicher Wille, der dann, wenn wir hinabsteigen die Stufenleiter der Wesen, uns zwar stets dunkeler und unverständlicher entgegentrete, gleichwohl aber überall vorhanden sei und sich ebensowohl im fallenden Steine, wie in den chemischen Anziehungskräften äußere. Es ist die Eine, innere Eigenschaft der Dinge, welche überall vorhanden ist, sei es, daß sie in den Körpern schlummert, die Veränderungen derselben bewirkt, sei es, daß sie die Eizelle in ihren allmählichen Uebergängen hier zum Kalkschwamme, dort zum vollkommenen Wirbelthier, dort wieder zum denkenden Menschen entwickelt. Wie jede objective Erscheinung der Welt in ihrem äußeren Wesen durchschaut sich herausstellen muß als eine Summe von Bewegungen desselben in seinen Atomen durchaus gleichartigen Stoffes, so müssen auch alle Erscheinungen, subjectiv d. h. in ihrem inneren Wesen erkannt, nichts anderes enthalten, als die Eine Eigenschaft der Empfindung, welche an jeder bestimmten Stelle gerade so und nicht anders wirkt, welche aber ursprünglich als eine einheitliche, allen Atomen in gleichem Maße zukommende zu denken ist. Diese innere Eigenschaft ist es, welche alle Wesen sondert und wieder vereinigt: wie der Mensch zum Menschen sich hingezogen fühlt in unbewußtem Drange, wie das Thier sich an seine Heerde anschließt, so bewahren die Atome ihre Stellung in den verschiedenen Aggregatformen, so strömen die Quellen in die Flüsse, die Flüsse in das Meer — es ist überall Wille, sagt Schopenhauer. Wie richtig er das Wesen dieser Eigenschaft erfaßte, geht u. A. klar daraus hervor, daß er der physiologischen Erklärung aller scheinbar ganz unserer Willenssphäre entzogenen Functionen das Recht bestreitet, eine wahre Erklärung des inneren Wesens derselben geben zu können. „Sie vermag vielleicht auch die unmittelbare willkürliche Bewegung auf Ursachen im Organismus zurückzuführen z. B. die Bewegung des Muskels zu erklären aus einem Zufluß von Säften: dies würde aber nie die unmittelbar ge-

wisse Wahrheit aufheben, daß jede willkürliche Bewegung Erscheinung eines Willensactes ist. Ebenso wenig nun kann ja die physiologische Erklärung des vegetativen Lebens (functiones naturales, vitales) und gediehe sie auch noch so weit, die Wahrheit aufheben, daß dieses ganze sich so entwickelnde thierische Leben selbst Erscheinung des Willens ist.... Obgleich jede einzelne Handlung, unter Voraussetzung des bestimmten Charakters, nothwendig bei dargebotenem Motiv erfolgt, und obgleich das Wachsthum, der Ernährungsproceß und sämmtliche Veränderungen im thierischen Leibe nach nothwendig wirkenden Ursachen vor sich gehen, so ist dennoch die ganze Reihe der Handlungen, folglich auch jede einzelne, und ebenso auch deren Bedingung, der ganze Leib selbst, der sie vollzieht, folglich auch der Proceß, durch den und in dem er besteht — nichts anderes, als die Erscheinung des Willens', die Sichtbarkeit, Objectität des Willens: Hierauf beruht die vollkommene Angemessenheit des menschlichen und thierischen Leibes zum menschlichen und thierischen Willen überhaupt, derjenigen ähnlich, aber sie weit übertreffend, die ein absichtlich verfertigtes Werkzeug zum Willen des Verfertigers hat und dieserhalb erscheinend als Zweckmäßigkeit. Die Theile des Leibes müssen deshalb den Hauptbegehrungen, durch welche der Wille sich manifestirt, vollkommen entsprechen, müssen der sichtbare Ausdruck derselben sein: Zähne, Schlund und Darmkanal sind der objectivirte Hunger, die greifenden Hände, die raschen Füße entsprechen dem Streben des Willens, welches sie darstellen." Wie wahr, wie richtig diese ganze Auffassung ist, empfindet Jeder unmittelbar. Es ist derselbe Gedanke, den ich auf die Entwicklung der organischen Wesen anwendend kurz und prägnant in folgende Worte gekleidet habe: „Der Geist, das Princip oder die Eigenschaft der Empfindung schafft sich seinen eigenthümlichen Körper." Wie die unbewußte d. h. im denkenden Organ gar nicht oder nur schwach reflektirte Empfindung bei dem heranwachsenden Thiere oder Menschen die geeignete Nahrung sucht zur Erhaltung oder Weiterentwicklung des Körpers, ebenso will der Embryo im Mutterleibe, den wir bei

oberflächlichem Denken so gerne als das Product rein mechanisch-chemischer Processe ansehen, von denen weder er noch die Mutter etwas weiß, sich fort und fort entwickeln, bis er in das Stadium der Reife d. h. zur vollkommenen Aehnlichkeit mit der Mutter gediehen ist. Jedes Partikelchen meines Körpers *will* seine bestimmte Function ausüben, die allerdings sich nicht oder nur sehr bedingt in meinem Centralbewußtsein reflektirt. Schön und tief gedacht ist auch die Hinweisung Schopenhauers auf die in der ganzen Natur obwaltende Analogie, in deren Erscheinungen er mit Recht den in höheren Stufen fortwaltenden dunklen Urwillen erkennt: „Die *Einheit des Willens* offenbart sich durch die innere Verwandtschaft zwischen allen seinen Erscheinungen. Diese zeigt sich durch die allgemein durchgreifende Analogie aller Formen in Pflanzen- und Thierreich, den Grundtypus, der in allen Erscheinungen sich wiederfindet, welcher das leitende Princip der vortrefflichen, von den Franzosen ausgegangenen zoologischen Systeme ist (anatomie comparée). Mit Recht aber haben die deutschen Naturphilosophen jene allgemeine Verwandtschaft und Familienähnlichkeit auch in den Ideen der unorganischen Natur nachgewiesen z. B. zwischen Electricität und Magnetismus, zwischen chemischer Anziehung und Schwere. Sie haben besonders darauf aufmerksam gemacht, wie die *Polarität* d. h. das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Thätigkeiten, welches sich meistens auch räumlich durch ein Auseinandergehen in entgegengesetzte Richtungen offenbart, ein Grundtypus fast aller Erscheinungen der Natur, vom Magnet und Krystall bis zum Menschen ist. In China ist diese Erkenntniß seit den ältesten Zeiten gangbar, in der Lehre vom Gegensatz des *Yin* und *Yang*." Wie licht und wohlbegründet erscheint nicht dieser Gedanke, der die Wurzel aller der zahllosen Absurditäten der Schelling'schen Schule und der Naturphilosophie geworden ist, sobald er sich in dem Kopfe eines so klaren und tiefen Denkers spiegelt. Ja gewiß es waltet z. B. in dem Auseinandergehen und Wiedervereinigen der beiden Geschlechter der-

ſelbe dunkle Urwille, der ſich als kosmiſche Erſcheinung in der Polarität der Electricität und des Magnetismus äußert; es iſt nicht nur eine Analogie, ſondern es herrſcht dabei ein cauſaler Zuſammenhang, denn auf den unterſten Stufen baut ſich in fort- und fortgeſetzter Entwicklung jede höhere Stufe auf, welche aber weſentliche Eigenſchaften der früheren in ſich einſchließt. Wie Säure und Baſis ſich durch ihre elektriſche Spannung getrieben gierig verbinden, ſo entſtehen um ſo heftigere Liebesleidenſchaften zwiſchen Mann und Weib, je unähnlicher ſie in ihren Eigenſchaften ſind, die darum eine Ausgleichung ſuchen. Dieſelbe Eigenſchaft, welche dort bei den unorganiſchen Weſen am einfachſten aber auch am dunkelſten ſich darſtellte, ſie iſt hier höchſt complicirt und phyſiſch unerklärlich, aber doch vom hellſten Bewußtſein durchleuchtet. Es iſt eben hier wie dort daſſelbe Princip, dieſelbe Eigenſchaft — die Empfindung, der Wille — thätig. Die Erſcheinungen ſind nicht toto genere, ſondern nur gradweiſe verſchieden.

2) Mit weitem und großem Blicke überſchaute Schopenhauer auch das Princip, welches Darwin als einen der größten und wichtigſten Factoren bei der Entſtehung der verſchiedenartigen organiſchen Formen erkannte, nämlich den Kampf ums Daſein, das bellum omnium contra omnes. Der Wille iſt das Princip der Individuation, welches gleichzeitig auf allen Punkten der Schöpfung unter den verſchiedenſten Verhältniſſen auftretend in unzähligen Formen ſich eine ſtets vollkommnere Exiſtenz, eine ſtets breitere Stelle zu ſchaffen ſucht. Die ſcheinbar todten Stoffe kämpfen dieſen Kampf in phyſikaliſchen und chemiſchen Wirkungen; es kämpfen die Pflanzen, es kämpft das Thier für ſich und ſeine Nachkommenſchaft, unzählige Keime, überall ausgeſtreut, ſuchen jedes Plätzchen für die Erhaltung und Verbreitung der Art zu gewinnen; es kämpft machtvoll und mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte der Menſchengeiſt hier um ſein ſchnödes egoiſtiſches Intereſſe zu vertheidigen, dort um die erkannte Wahrheit zum Gemeingute Aller zu machen, ihr den Sieg über die widerwilligen Gegner, die Stumpfheit, Trägheit und den Fanatismus

zu erringen. „Durch die gesammte Natur läßt sich dieser Streit verfolgen, ja sie besteht eben wieder nur durch ihn: wäre nicht der Streit in den Dingen, so wäre Alles Eins, sagte schon Empedokles. Die deutlichste Sichtbarkeit erreicht dieser allgemeine Kampf in der Thierwelt, welche die Pflanzenwelt zu ihrer Nahrung hat und in welcher selbst wieder jedes Thier die Beute und Nahrung eines anderen wird d. h. die Materie, in welcher seine Idee sich darstellte, zur Darstellung einer anderen abtreten muß, indem jedes Thier sein Dasein nur durch die beständige Aufhebung eines fremden erhalten kann, so daß der Wille zum Leben durchgängig an sich selber zehrt und in verschiedenen Gestalten seine eigene Nahrung ist, bis zuletzt das Menschengeschlecht, weil es alle andern überwältigt, die Natur für ein Fabrikat zu seinem Gebrauch ansieht, dasselbe Geschlecht jedoch auch in sich selbst jenen Kampf, jene Selbstentzweiung des Willens (d. h. nach Darwin Divergenz der Formen) zur furchtbarsten Deutlichkeit offenbart und homo homini lupus wird. Inzwischen werden wir denselben Streit, dieselbe Ueberwältigung ebensowohl auf den niedrigen Stufen der Objektität des Willens wieder erkennen: viele Insekten legen ihre Eier auf die Haut, ja in den Leib der Larven anderer Insekten, deren langsame Zerstörung das erste Werk der auskriechenden Brut ist; der junge Armpolyp, der aus dem alten als ein Zweig herauswächst und sich später von ihm abtrennt, kämpft, während er noch an jenem festsitzt schon mit ihm um die sich darbietende Beute, so daß einer sie dem andern aus dem Maul reißt; an den Ufern des Missouri sieht man bisweilen eine mächtige Eiche von einer riesenhaften wilden Weinrebe, am Stamme und allen Aesten so umwunden, gefesselt und geschnürt, daß sie wie erstickt verwelken muß." Man lese die schöne Stelle, welche den Willen herab bis in seine dunkelsten Erscheinungen, ja bis zu den ursprünglichsten Bewegungen der Planeten verfolgt (die Welt als W. und V. I, 165). Drastischer und mit den Farben seines immer ausgesprocheneren Pessimismus gemalt spricht sich derselbe Gedanke in den Ergänzungen des zweiten Bandes aus: „Am ein-

fachen leicht überſehbaren Leben der Thiere wird die Nichtigkeit und Vergeblichkeit des Willens zum Leben leicht faßlich. Die Mannigfaltigkeit der Organiſation, die Künſtlichkeit der Mittel, wodurch jede ihrem Elemente und ihrem Raube angepaßt iſt, contraſtirt hier deutlich mit dem Mangel irgend eines haltbaren Endzwecks; ſtatt deſſen ſich nur augenblickliches Behagen, flüchtiger, durch Mangel bedingter Genuß, vieles und langes Leiden, beſtändiger Kampf, jedes ein Jäger und jeder gejagt, Gedränge, Mangel, Noth und Angſt, Geſchrei und Geheul darſtellt und das geht ſo fort in secula seculorum oder bis einmal wieder die Rinde des Planeten bricht. Dies Schauſpiel iſt aber die Objectivation des Willens zum Leben. Die Charakteriſtik ſeines Weſens erfordert freilich etwas genauere Betrachtung und größere Ausführlichkeit als die Abfertigung der Welt dadurch, daß man ihr den Titel Gott beilegt oder mit einer Niaiſerie, wie ſie nur das deutſche Vaterland darbietet und zu genießen weiß, erklärt, es ſei die „Idee in ihrem Andersſein" — woran die Pinſel meiner Zeit zwanzig Jahre hindurch ihr unſägliches Genügen gefunden haben."

Da hier der Philoſoph ſein eigenes Verdienſt gebührend hervorhebt, wozu er freilich alles Recht hatte, da es niemand anders thun mochte und die ſogenannten Philoſophen mit vornehmem Ignoriren an dem großen Denker vorübergingen, ſo genügt es, ſeine eigenen Worte anzuführen. Klar und deutlich ſpricht er es hier aus, wie er an die Stelle der theologiſchen Metaphyſik mit ihren ſeltſamen Transfigurationen der Gottesidee bis zum großen Pan und der dialektiſchen Metaphyſik, welche alles zu erklären vermeinte, indem ſie alles zum hohlen, inhaltleeren Begriff verdünnte, verwäſſerte, calcinirte, die wahre Realität der Welt geſetzt, die er freilich auch Metaphyſik nennt, die aber vor allen anderen das voraus hat, daß ſie

the very face and body of the world, his form and pressure

zeigte, womit er alſo obſchon von entgegengeſetztem Ausgangspunkte, das Weſen der Philoſophie darin fand, worin es auch Baco gefunden

hat, daß sie eine wirkliche Welt-Erklärung sein müsse, oder wie dieser große Zeitgenosse Shakespeare's in merkwürdiger Uebereinstimmung mit den Worten Hamlet's sagt: philosophia nihil aliud est quam mundi simulacrum et reflectio, neque addit quidquam de proprio, sed tantum iterat et resonat.

3) Haben wir im vorigen Punkte die große Ueberlegenheit des Schopenhauer'schen Gedankens, insofern er mit der monistischen und Entwicklungslehre das Princip des individualisirten Willens, der weder von einem außerweltlichen Gott, noch von einer innerweltlichen Urvernunft geleitet wird, über alle diese Systeme hervorgehoben, so wollen wir hier seine gigantische Größe, mit welcher er den Materialismus, der mit seinem blöden Auge nicht einmal zum Verständniß dieses Gedankens gelangen kann, überragt, in Kürze darlegen. Ja, es ist dieses mystische Wort Wille, welches den Platten eine Nebelwolke und den Frommen ein Greuel ist, das tiefste, wahrste und unleugbarste Fundament, worauf bis heute irgend ein philosophisches System aufgebaut worden ist.

Es ist vielleicht einer der größten und allgemeinsten Irrthümer des heutigen Zeitbewußtseins, in welchem selbst die Gebildetsten befangen sind, daß man Monismus und Materialismus für identisch hält. Ich hoffe in dem Vorausgehenden hinlänglich klar gemacht zu haben, daß diese beiden Begriffe, weit entfernt sich zu decken, fast in allen Punkten sich direkt widersprechen und ausschließen. Der Materialismus sieht in Allem nur die Kraft, für ihn ist jede Erscheinung nur ein nothwendiges Werden, welches mechanisch erfolgt durch ganz genau abgewogene, ursprüngliche, ewige Kräfte: Herr und Gebieter des Weltalls ist der seelenlose Zufall. Wie bei dieser Auffassung die unergründliche Trefflichkeit der Natur, ja nur das kleinste Meisterwerk, wie das Netz der Spinne oder der Stachel der Biene erklärlich sein kann, bleibt vollständig unerfindlich. Der Monismus erkennt wohl die Berechtigung des Materialismus an, insofern er nur über die äußere Erscheinung der Dinge Rechenschaft gibt. Da ist Alles Kraft, der fallende Stein, die wachsende

Pflanze so gut wie die Geistesthaten Leibniz' und Kant's. Aber so gewiß die letzteren *mehr* sind, als bloße Kraft, die nur eine äußere Wirkung haben kann, ebenso gewiß waltet in allen Erscheinungen der Natur jene innere Eigenschaft, die wir alle kennen, zu der wir aber bei anderen Wesen nicht zu gelangen vermögen, die wir *Empfindung* nennen, welche Schopenhauer mit dem Worte *Wille* bezeichnete. Das rein mechanische Werden existirt für uns nirgends in der Welt, es ist überall *zugleich* ein Wollen. Leibniz veranschaulichte sich diese Wahrheit, indem er an Zustände der Bewußtlosigkeit, der Ohnmacht beim Menschen anknüpfte, die scheinbar todesähnlich sind, bei denen aber doch die Kette des Bewußtseins nicht ganz abgerissen sein kann und er gelangte zu der Erkenntniß der dunkleren Vorstellungen. Schopenhauer widerlegte zuerst vollständig den vieltausendjährigen Irrthum der Menschheit, daß all unser Wollen von dem *Denken* herrühre und bestimmt sei. Die Entwicklungslehre bringt vollständige Klarheit und helles Licht in die Sache, indem sie alles, was heute scheinbar mechanisch und bewußtlos geschieht, erklärt als von dem dunklen Bewußtsein eines in der Vorzeit erworbenen, erlebten, gewollten Zustandes erfüllt. Was sich uns in seinem Außenwesen als Kraft darstellt, das ist in seinem Innenwesen überall Wille. Zum bessern Verständniß mögen auch hier einige Stellen aus Schopenhauer's „Wille in der Natur" folgen:

„Auf der niedersten Stufe der Natur sind Ursache und Wirkung ganz gleichartig und gleichmäßig; weshalb wir hier die Causalverknüpfung am vollkommensten verstehen: z. B. die Ursache der Bewegung einer gestoßenen Kugel ist die Bewegung einer andern, welche ebensoviel verliert, als jene erhält. Hier haben wir die größtmöglichste Faßlichkeit der Causalität. Das dabei doch noch vorhandene Geheimnißvolle beschränkt sich auf die Möglichkeit des Uebergangs der Bewegung — eines Unkörperlichen — aus einem Körper in den anderen. Die Empfänglichkeit der Körper in dieser Art ist so gering, daß die hervorzubringende Wirkung ganz und gar aus der Ursache herüberwandern muß. Mechanische Wirkungen. Sobald Gewichte mitwir-

ken, tritt ein zweites Geheimnißvolles, die Schwerkraft, hinzu; wirken elastische Körper, auch die Federkraft. Schon anders ist es, wenn wir auf der Stufenleiter der Erscheinungen uns erheben. Erwärmung als Ursache und Ausdehnung, Flüssigwerden, Verflüchtigung oder Krystallisation als Wirkung sind nicht gleichartig; daher ist ihr causaler Zusammenhang nicht verständlich. Die Faßlichkeit der Causalität hat abgenommen. Noch mehr ist dies der Fall, wenn wir die Wirkungen der Electricität oder der Voltaischen Säule vergleichen mit ihren Ursachen, mit Reibung des Glases oder Aufschichtung und Oxydation der Platten. Hier verschwindet schon alle Aehnlichkeit zwischen Ursache und Wirkung; dies ist aber noch viel mehr der Fall, wenn wir uns bis zu den organischen Reihen erheben, wo das Phänomen des Lebens sich kund gibt. Zwischen dem manchmal Jahrtausende alten Samenkorn und dem Baum, zwischen dem Erdreich und dem specifischen, so höchst verschiedenen Saft unzähliger Pflanzen, heilsamer, giftiger, nährender, die ein Boden trägt, ein Sonnenlicht bescheint, ein Regenschauer tränkt, ist keine Aehnlichkeit mehr und deshalb keine Verständlichkeit für uns. Denn die Causalität tritt hier schon in höherer Potenz auf, nämlich als Reiz und Empfänglichkeit für solchen. Und nicht nur findet keine qualitative Aehnlichkeit zwischen der Ursache und Wirkung statt, sondern auch kein quantitatives Verhältniß; mehr und mehr erscheint die Wirkung beträchtlicher als die Ursache; auch wächst die Wirkung des Reizes nicht nach Maßgabe seiner Steigerung, sondern oft ist es umgekehrt. Treten wir nun aber gar in das Reich der erkennenden Wesen, so ist zwischen der Handlung und dem Gegenstand, der als Vorstellung solche hervorruft, weder irgend eine Aehnlichkeit, noch ein Verhältniß. Inzwischen ist bei dem auf anschauliche Vorstellungen beschränkten Thiere noch die Gegenwart des als Motiv wirkenden Objekts nöthig; welches sodann augenblicklich und unausbleiblich wirkt; denn das Thier kann keinen Begriff mit sich herumtragen, der es von dem Eindrucke der Gegenwart unabhängig machte, die Möglichkeit der Ueberlegung gäbe und es zum vorsätz-

lichen Handeln befähigte. Dies kann der Mensch. Die Sonderung zwischen Ursache und Wirkung ist bei ihm so groß geworden, und die Wirkung ist im Verhältniß zur Ursache so stark angewachsen, daß es dem rohen Verstande nunmehr erscheint, als sei gar keine Ursache mehr vorhanden, der Willensact hinge von gar nichts ab, sei grundlos, frei. Dieserhalb eben stellen sich die Bewegungen unseres Leibes, wenn wir sie von Außen reflectirend anschauen als ein ohne Ursache Geschehendes, nämlich als ein Wunder dar. Also auf dieser Stufe, der höchsten in der Natur, hat uns mehr als irgendwo die Verständlichkeit der Causalität verlassen. Nur das bloße Schema ganz allgemein genommen ist noch übrig geblieben, die Ursache heißt hier Motiv."

„Nun aber, sowie man, in die Grotte von Posilippo gehend, immer mehr ins Dunkle geräth, bis, nachdem man die Mitte überschritten hat, nunmehr das Tageslicht des anderen Endes den Weg zu erleuchten anfängt; gerade so hier: wo das nach Außen gerichtete Licht des Verstandes, mit seiner Form der Causalität, nachdem es immer mehr vom Dunkel überwältigt wurde, zuletzt nur einen schwachen und ungewissen Schimmer verbreitete; ebenda kommt eine Aufklärung völlig anderer Art, von einer ganz anderen Seite, aus unserem eigenen Inneren ihm entgegen, durch den zufälligen Umstand, daß wir, die Urtheilenden, gerade die hier zu beurtheilenden Objecte selbst sind. Für die äußere Anschauung und den in ihr thätigen Verstand hatte sich die zunehmende Schwierigkeit des Anfangs so klaren Verständnisses der Causalverbindung allmählich so gesteigert, daß diese bei den animalischen Actionen zuletzt fast zweifelhaft wurde und solche sogar als eine Art Wunder erblicken ließ: gerade jetzt aber kommt von einer ganz anderen Seite, aus dem eigenen Selbst des Beobachters, die unmittelbare Belehrung, daß in jenen Actionen der Wille das Agens ist, der Wille, der ihm bekannter und vertrauter als Alles, was die äußere Anschauung jemals liefern kann. Diese Erkenntniß ganz allein muß dem Philosophen der Schlüssel werden zur Einsicht in das Innere aller jener Vor-

gänge der erkenntnißlosen Natur, bei denen zwar die Causalerklärung genügender war, als bei den zuletzt betrachteten, und um so klarer, je weiter sie von diesen weglagen, jedoch auch dort noch immer ein unbekanntes x zurückließ und nie das Innere des Vorgangs ganz aufhellen konnte, selbst nicht bei dem durch Stoß bewegten oder durch Schwere herabgezogenen Körper. Dieses x hatte sich immer weiter ausgedehnt und zuletzt, auf den höchsten Stufen, die Causalerklärung ganz zurückgedrängt, dann aber als diese am wenigsten leisten konnte, als Wille sich entschleiert. Die Identität dieses x auch auf den niedrigen Stufen, wo es nur schwach hervortrat, dann auf der höheren, wo es seine Dunkelheit mehr und mehr verbreitete, endlich auf der höchsten, wo es Alles beschattete und zuletzt auf dem Punkte, wo es, unsere eigene Erscheinung, sich dem Selbstbewußtsein als Wille kund gibt, anzuerkennen, ist in Folge der hier durchgeführten Betrachtung wohl unumgänglich. Die zwei urverschiedenen Quellen unserer Erkenntniß, die äußere und die innere, müssen an diesem Punkte durch Reflexion in Verbindung gesetzt werden. Ganz allein aus dieser Verbindung entspringt das Verständniß der Natur und des eigenen Selbst: dann aber ist das Innere der Natur unserem Intellect, dem für sich allein stets nur das Aeußere zugänglich ist, erschlossen und das Geheimniß, dem alle Philosophie so lange nachforscht, liegt offen."

Ich habe diese Stelle absichtlich in ihrer ganzen Ausführlichkeit mitgetheilt, weil sie den Schopenhauer'schen Gedanken in größter Klarheit und Evidenz darstellt und im Stande ist, dem mit den Schriften des Philosophen nicht vertrauten Leser eine deutliche Vorstellung von demselben zu gewähren. Er wird mit mir seine Bewunderung dem großen Denker nicht versagen, der es verstand, mit dem Lichte seines subjectiven Empfindens, dessen Klarheit mehr und mehr dämpfend, hinabzutauchen in die unermeßliche Reihe der verschiedenen Wesen, sich in ihr Inneres zu versenken, mit dem Wilden, dem Thiere, der Pflanze zu sympathisiren, ihr Leben mitzuleben, ja hinabzusteigen in das Reich des Unorganischen, mit dem Steine, den

chemischen Stoffen sich bewegend ihre innerste Natur sich anzueignen, und so alle großen und kleinen Kreise der Welt, die wir nur als Kraftmittelpunkte und Kraftäußerungen kennen, mit einem Selbst, einem Willen zu erfüllen. Er wird aber auch vielleicht mit mir der Ansicht sein, daß die große Abstraction, gewiß eine der größten, die je gedacht worden sind, noch immer im Kreisfluge um den wahren Punkt der Frage sich herumbewegt, dem Adler gleich, der seinen Horst aufsucht und daß die klare, endgiltige Erledigung der großen Frage durch die monistische Ansicht gegeben wird: daß alle Atome eine innere Eigenschaft besitzen, welche wir Empfindung nennen, deren dunkelste Grade auf den untersten Stufen der Wesen beginnen, um in den organischen Wesen, und dem Menschen zu hellstem Lichte aufzuleuchten; daß demnach der Wille als etwas Secundäres, etwas durch die Empfindung Bedingtes aufzufassen ist.

Klarer und vollständiger als Schopenhauer hat noch kein Geist die Stufenreihe der Wesen überschaut; er hat die mechanische Naturbetrachtung, die von Leukipp, Demokrit bis auf Laplace in consequenter Durchführung einer Grundidee staunenswerthe Resultate zu Tage förderte, zuerst vollständig besiegt oder vielmehr ihre große und nothwendige Ergänzung, das innere Wesen der Natur, aus welcher alle Gestalten hervorquellen, durchschaut. Ihr habt Recht, sagte er, Alles ist Kraft, Alles ist Mechanismus, aber es ist zugleich Alles Wille. Wie mein bewegter Arm als reiner Mechanismus aufgefaßt werden kann, so ist er zugleich die reine äußere Erscheinung eines Willens. Mit diesem Grundgedanken tritt auch die Teleologie, die, so lange sie in ihren mystischen, verkehrten Versuchen von der Ansicht ausging, es sei die Welt nur für den Menschen geschaffen, und aus der unendlichen Zweckmäßigkeit der Natur auf einen übernatürlichen Baumeister, eine immanente Urvernunft, eine moralische Weltordnung zu schließen sich bemühte, schon an den einfachsten Thatsachen scheitern mußte und ihre Verfechter lächerlich machte, in ihre wahre Begrenzung, aber auch in ihre unantastbare Berechtigung ein. Gibt es Zwecke in der Natur? Gewiß gibt es solche; da jedes

Wesen einen Willen hat, jeder Wille nothwendig die Verwirklichung eines bestimmten Zieles anstrebt, so hat jedes Wesen auch einen bestimmten Zweck, den es zu erreichen trachtet oder deutlicher: Jedes Wesen ist sich Selbstzweck (suum esse conservare studet). Daß diese Zwecke aber nicht zu Einem großen Gesammtzwecke conspiriren, daß sie vielmehr sich überall widerstreiten, kreuzen, bekämpfen, mit List oder Gewalt sich in die Wirklichkeit zu drängen bemüht sind; das ist eine Wahrheit, die allein mit dem wahren Wesen dieser Welt in Einklang steht. Sie ist, wie schon bemerkt, die freieste aller Welten; nur die Tüchtigkeit, die Kraft erlangt den endgiltigen Sieg, und Goethe wußte aus seiner langen Lebens- und Welterfahrung kein anderes Resultat zu ziehen, als:

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der erringet Freiheit sich und Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Das heißt: Im Kampfe erprobt sich die Kraft und der Kampf erweckt und bildet die Kraft. Das ist der Gedanke Darwin's; mit mehr oder minderer Klarheit wohnt er in allen Wesen bewußt oder unbewußt. Die Geisteskraft und die sittliche Kraft sind aber die höchsten Kräfte, die denkbar sind und so ist denn das Licht der Erkenntniß und die sittliche Weltordnung zwar nicht etwas bereits Vorhandenes, wohl aber der höchste Zweck, das mit aller Hingebung zu erstrebende Ziel der Menschheit.

„Der Physiker beobachtet Naturprocesse entweder dort wo sie in der prägnantesten Form und von störenden Einflüssen mindest getrübt erscheinen, oder, wo möglich, macht er Experimente unter Bedingungen, welche den reinen Vorgang des Processes sichern", sagt Karl Marx. Was heißt das anders, als daß er zu ergründen sucht, was die einzelnen Wesen, die sich so vielfach durchkreuzen, hindern, stören, eigentlich ihrer Natur nach wollen. „Ein Mensch, der nicht weiß, was er will", ist für uns eine klägliche Erscheinung, wir sagen damit, daß fremde sich widerstrebende Kräfte in seinem Innern in einem unausgleichbaren Widerstreit stehen — seine Seele ist der

Schauplatz und die Beute fremder Mächte, wie Deutschland im dreißigjährigen Kriege. In der unorganischen Welt ist dieser ruhelose allgemeine Kampf der einzelnen Stoffe; überall berühren sie sich mit ihren Grenzen, ein unaufhörliches Auflösen und Verbinden, ein ewiger Wechsel des Orts, der Temperatur, des Aggregatzustandes ist an ihnen wahrnehmbar. Sucht also der Naturforscher ihr Wesen, ihren eigentlichen Willen zu ergründen, so muß er Bedingungen schaffen, unter welchen dieselben rein d. i. wie sie aus den Händen der Natur ursprünglich hervorgingen, sich äußern können. Ganz anders ist es bei den organischen Wesen. Diese erhalten der Außenwelt gegenüber beständig ihre innere Gesetzlichkeit, ihre Eigenart. Sie sagen darum dem Forscher durch ihr bloßes Erscheinen, ihre Corporisation, ihre Lebensfunctionen, Alles was sie sind, d. i. was sie wollen. Das Wesen des Organismus hat Schopenhauer tief erkannt und meisterhaft geschildert: „Die bewunderungswürdige Zweckmäßigkeit und Harmonie im Getriebe seines Inneren wird durch keine andere Erklärung oder Annahme auch nur entfernterweise so begreiflich wie durch die Wahrheit, daß der Leib des Thieres eben nur sein Wille selbst sei. Denn unter dieser Voraussetzung muß Alles in und an ihm conspiriren zum letzten Zwecke, dem Leben des Thieres. Da kann nichts Ueberflüssiges, nichts Unnützes, nichts Fehlendes, nichts Zweckwidriges, nichts Dürftiges oder in seiner Art Unvollkommenes an ihm gefunden werden; sondern alles Nöthige muß dasein, genau so weit es nöthig ist, aber nicht weiter. Denn hier ist der Meister, das Werk und der Stoff ein und dasselbe. Daher ist jeder Organismus ein überschwenglich vollendetes Meisterwerk. Hier hat nicht der Wille erst die Absicht gehegt, den Zweck erkannt, dann die Mittel ihm angepaßt und den Stoff besiegt, sondern sein Wollen ist unmittelbar auch der Zweck und unmittelbar das Erreichen: es bedurfte keiner fremden, erst zu bezwingenden Mittel; hier war Wollen, Thun und Erreichen Eines und dasselbe. Daher steht der Organismus als ein Wunder da und ist keinem Menschenwerk, das beim Lampenschein der Erkenntniß erkünstelt wurde,

zu vergleichen. Daher bietet der Anblick jeder Thiergestalt uns eine Ganzheit, Einheit, Vollkommenheit und streng durchgeführte Harmonie aller Theile dar, die so ganz auf Einem Grundgedanken beruht, daß beim Anblick selbst der abenteuerlichsten Thiergestalt, es dem, der sich darin vertieft, zuletzt vorkommt, als wäre sie die einzig richtige, ja mögliche, und könne es gar keine andere Form des Lebens, als eben diese, geben. Hierauf beruht im tiefsten Grunde der Ausdruck „natürlich", wenn wir damit bezeichnen, daß etwas sich von selbst versteht und nicht anders sein kann. Von dieser Einheit war auch Goethe ergriffen, als der Anblick der Seeschnecken und Taschenkrebse zu Venedig ihn veranlaßte auszurufen: was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!"

Gehen wir nunmehr zu den negativen Instanzen des Schopenhauerschen Gedankens, d. h. zu der Einseitigkeit desselben, die ein Resultat der Hypostasirung des Einen Princips ist, so können wir sogleich an seine eigenen Worte anknüpfen, die an die soeben citirten sich anschließen. Er fährt nämlich fort: „Wollen wir aber das Wirken der Natur verstehen, so müssen wir dies nicht durch Vergleichung mit unseren Werken versuchen. (Und warum denn nicht? Sind unsere Werke vielleicht nicht ebenfalls Werke der Natur, so gut wie das kunstvolle Netz der Spinne oder das Nest des Vogels?) Das wahre Wesen jeder Thiergestalt ist ein außer der Vorstellung, mithin auch ihren Formen, Raum und Zeit, gelegener Willensakt, der aber deshalb auch kein Nach- und Nebeneinander kennt, sondern die untheilbarste Einheit hat." Vergleichen wir diese Ansicht mit dem so ungemein klaren und in sich übereinstimmenden Grundgedanken der Entwicklungstheorie, so ergeben sich folgende innere Widersprüche in der Lehre des großen Denkers:

1) Er schreibt allen Thierformen, da er sie jedesmal aus dem außerhalb Zeit und Raum liegenden Willen hervorgehen läßt, die Ewigkeit der Existenz zu; nämlich nicht den Individuen, sondern der sich fort und fort erneuernden Gattung. Dabei bleibt

nun offenbar das allergrößte Räthsel ungelöst, nämlich der Ursprung der ungeheueren Mannigfaltigkeit der Naturwesen, unter denen der Mensch seine bestimmte Stelle einnimmt und deren genauere Kenntniß allein im Stande ist, uns über den wunderbarsten und unbegreiflichsten Punkt der Schöpfung, unseren eigenen Geist, aufzuklären. Wenn es ein und derselbe Wille zum Leben ist — und wir stimmen mit dieser Anschauung insofern überein, als wir ja auch nur Eine gleichartige Empfindung annehmen, die bei den verschiedenen Wesen nur gradweise verschieden ist — wie kommt es denn, so fragen wir billig, daß dieser Wille sich in die Myriaden ganz heterogener Formen von dem einfachsten unorganischen Stoffe durch die mikroskopischen Pflanzen und Thiere hindurch bis zu den höchst vollkommenen Erscheinungen des Thier- und Menschenleibes verwandelt. Daß der tiefsinnige Denker sich diese Frage nicht vorlegte, ist kaum glaublich: aus vielen Stellen seiner Werke geht entschieden das Gegentheil hervor; da er aber in dem subjectiven Idealismus Kant's befangen war, d. h. da ihm all sein Erkennen nichts weiter war, als ein Verwandeln der wirklichen Dinge in die Anschauungsformen Zeit und Raum, die wahre Philosophie aber, wie er meinte, nur das Ewige, Unwandelbare, das was hinter diesen Formen liege, ergründen müsse, so wandte er sich von dieser Frage ab, sie einstweilen als ein unlösbares Räthsel bezeichnend. Zum Beweise mögen folgende charakteristische Stellen aus seinen Werken angeführt werden, die recht deutlich seinen Gegensatz zu dem Entwicklungsgedanken beleuchten: „Das Urthier, von welchem Lamarck träumte, ist der Wille zum Leben; jedoch ist er als solcher ein Metaphysisches, kein Physisches. Allerdings hat jede Thierspecies durch ihren eigenen Willen und nach Maßgabe der Umstände, unter denen sie leben wollte, ihre Gestalt und Organisation bestimmt; jedoch nicht als ein Physisches in der Zeit, sondern als ein Metaphysisches außer der Zeit." (Darnach müßte es eine Metaphysik des Floh's, der Käsemilbe, des Schimmelpilzes geben, wenn dies ewige, unveränderliche Daseinsformen sind.) Das Aussterben ge-

wisser Thiergattungen, die unter den veränderten Bedingungen nicht mehr leben können, wird von Schopenhauer sehr cavalièrement behandelt: „Eine eigenthümliche Erläuterung unseres Satzes gibt der Fall des Vogels Dudu, Didus ineptus, auf der Mauritius-Insel, dessen Geschlecht bekanntlich ausgestorben ist und der, wie schon sein lateinischer Specialname anzeigt, überaus dumm war; woraus eben Jenes sich erklärt; daher es scheint, daß die Natur in Befolgung ihrer lex parsimoniae (d. h. sie gibt den Wesen nur so viel Intellect, als sie zu ihrer Erhaltung nöthig haben) hier einmal zu weit gegangen (! das hieße also, daß die Natur einmal dumm gewesen!) und dadurch gewissermaßen, wie oft am Individuo, hier an der Species, eine Mißgeburt zu Tage gefördert habe, die dann, eben als solche, nicht hat bestehen können." Noch naiver ist folgendes aus seinem verbohrten Pessimismus geschöpftes Argument. Nachdem er bewiesen, daß diese Welt die schlechtest-mögliche sei, die sich stets am Rande des Untergangs befindend mit Noth und Anstrengung über demselben balancire, sagt er: „Die Versteinerungen der den Planeten ehemals bewohnenden ganz anderartigen Thiergeschlechter liefern uns, als Rechnungsprobe, die Documente von Welten, deren Bestand nicht mehr möglich war, die mithin noch etwas schlechter waren, als die schlechtesten unter den möglichen." Sehr deutlich tritt die Ansicht der Ewigkeit der Formen an folgenden Stellen hervor: „Durchgängig und überall ist das echte Symbol der Natur der Kreis, weil er das Schema der Wiederkehr ist: diese ist in der That die allgemeinste Form der Natur, welche sie in Allem durchführt, vom Laufe der Gestirne an, bis zum Tod und der Entstehung organischer Wesen, und wodurch allein in dem rastlosen Strom der Zeit und ihres Inhalts doch ein bestehendes Dasein, d. i. eine Natur, möglich wird." Dem klagenden Blatte, das im Herbst niederfällt, sagt Schopenhauer: „O thörichtes Blatt! wohin willst Du? und woher sollen andere kommen? wo ist das Nichts dessen Schlund du fürchtest? Erkenne doch dein eigenes Wesen, gerade das, was vom Durst des Daseins so erfüllt ist, erkenne es wieder in der inneren, geheimen, treibenden

Kraft des Baumes, welche, stets eine und dieselbe in allen Generationen von Blättern, unberührt bleibt vom Entstehen und Vergehen.“ „Es weilt alles einen Augenblick und eilt dem Tode zu. Dessen ungeachtet aber, ja als ob dem ganz und gar nicht so wäre, ist jederzeit Alles da und an Ort und Stelle, eben als wenn Alles unvergänglich wäre. Demgemäß sind in jedem gegebenen Zeitpunkt alle Thiergeschlechter, von der Mücke zum Elephanten vollzählig beisammen. Sie wissen nicht von Andern ihres Gleichen, die vor ihnen gelebt oder nach ihnen leben werden: die Gattung ist es, die allezeit lebt, und im Bewußtsein der Unvergänglichkeit derselben und ihrer Identität mit ihr, sind die Individuen da und wohlgemuth.“ „Ich weiß wohl, daß, wenn ich Einen ernsthaft versicherte, die Katze, welche eben jetzt im Hofe spielt, sei noch dieselbe, welche dort vor dreihundert Jahren die nämlichen Sprünge und Schliche gemacht hat, er mich für toll halten würde: aber ich weiß auch, daß es sehr viel toller ist zu glauben, die heutige Katze sei durch und durch und von Grund aus eine ganz andere, als jene vor dreihundert Jahren. Man braucht sich nur treu und ernst in den Anblick eines dieser oberen Wirbelthiere zu vertiefen, um deutlich inne zu werden, daß dieses unergründliche Wesen, wie es da ist, im Ganzen genommen, unmöglich zu nichts werden kann: und doch kennt man andererseits seine Vergänglichkeit. Dies beruht darauf, daß in diesem Thiere die Ewigkeit seiner Idee (Gattung) in der Endlichkeit des Individuums ausgeprägt ist.“ „Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Stufenleiter der Wesen, mit sammt der sie begleitenden Gradation des Bewußtseins, vom Polypen bis zum Menschen; so sehen wir diese wundervolle Pyramide zwar durch den steten Tod der Individuen in unausgesetzter Oscillation erhalten, jedoch mittelst des Bandes der Zeugung, in den Gattungen, die Unendlichkeit der Zeit hindurch beharren. Während nun also das Objective, die Gattung, sich als unzerstörbar darstellt, scheint das Subjective, als welches bloß im Selbstbewußtsein dieser Wesen besteht, von der kürzesten Dauer zu sein und unablässig zerstört zu werden.“

Aus diesen Stellen geht zur Genüge hervor, daß Schopenhauer, wie seine ganze Zeit, die er doch so gewaltig in anderer Hinsicht überragt, in dem Grundirrthum der Unveränderlichkeit der Gattungen befangen war. Die Unveränderlichkeit ist überhaupt ein Begriff, welchen die kurzsichtige menschliche Vernunft aus ihrer ephemeren Erfahrung geschöpft und in ihr Denken eingereiht hat, wodurch dieses mehr als einmal den richtigen Fortschritt gehemmt und sich selbst zur Stabilität verurtheilt hat. Hat man nicht die Züchtungen der Pflanzen und Thiere, die Darwin zum Ausgangspunkte seiner bahnbrechenden Idee nahm, wie außerhalb der Natur liegende, exceptionelle Vorgänge behandelt? Das Thier nannte man einen personificirten Instinct, während tausend Beispiele zeigen, daß es nicht bloß angeborene, sondern angelernte Instincte gibt, d. h. daß gewisse Handlungen, die anfangs dem ursprünglichen Instincte keineswegs angemessen sind, sich durch forterbende Gewohnheit so festsetzen, daß sie später von den Instincthandlungen sich nicht mehr sondern lassen. Solche Unterscheidungen wie willkürlich und unwillkürlich, Verstand und Instinct haben, da man ihren genetischen Zusammenhang verkannte und sie für durchaus verschiedene Eigenschaften hielt, oft die menschliche Erkenntniß wie mit einer unübersteiglichen Schranke aufgehalten. Schopenhauer's großes Verdienst ist die Schranke zwischen willkürlich und willenlos niedergerissen zu haben; dagegen hat seine scharfe Gegenüberstellung von Wille und Empfindung oder Intellect seinen Blick sehr verdunkelt, da er die beiden Eigenschaften toto genere verschieden annahm. So konnte er natürlich niemals auf den ätiologischen Zusammenhang beider gelangen und die Entwicklung einer Form aus der anderen blieb ihm verschlossen. Dies führt mich

2) auf jenen Irrthum, der das Wirken der Causalität auf das Vorhandensein der Naturkräfte auf allen Stufen leugnet und deshalb nahezu in die grobe materialistische Weltansicht hinüberstreift. Hören wir ihn selbst: „Das Gesetz der Causalität hat nur in Beziehung auf Zeit und Raum und die in der Vereinigung beider

bestehende Materie Bedeutung, indem es die Grenzen bestimmt, welchen gemäß die Erscheinungen der Naturkräfte sich im Besitz jener theilen, während die ursprünglichen Naturkräfte selbst als unmittelbare Objectivationen des Willens, der als Ding an sich dem Satze vom Grunde nicht unterworfen ist, außerhalb jener Formen liegen, wo die ätiologische Erklärung allein Gültigkeit hat." Nun zeigt er am Beispiele, „wie auf dieselbe Materie bald diese, bald jene Naturkraft — Schwere, Starrheit, Magnetismus, Chemismus wirkt; wie derselbe Stoff krystallisiren kann, so die Erscheinung einer neuen Idee, die selbst wieder unergründlich ist, darstellend, wie diese Krystalle verwittern, sich mit anderen Stoffen verbinden, eine Vegetation sich daraus entwickeln kann: eine neue Willenserscheinung — und so ließe sich in's Unendliche die nämliche beharrende Materie verfolgen und zusehn, wie bald diese, bald jene Naturkraft ein Recht über sie gewinnt und es unausbleiblich ergreift, um hervorzutreten und ihr Wesen zu offenbaren. Die Bestimmung dieses Rechts, den Punkt in Zeit und Raum, wo es giltig wird, gibt das Gesetz der Causalität und auch nur bis dahin geht die auf dasselbe gegründete Erklärung. Die Kraft selbst ist Erscheinung des Willens und als solche nicht den Gestaltungen des Satzes vom Grunde unterworfen, d. h. grundlos. Sie liegt außer der Zeit und scheint gleichsam beständig auf den Eintritt der Umstände zu harren, unter denen sie hervortreten und sich einer bestimmten Materie mit Verdrängung der bis dahin diese beherrschenden Kräfte bemächtigen kann. Alle Zeit ist nur für ihre Erscheinung da, ihr selbst ohne Bedeutung: Jahrtausende schlummern die chemischen Kräfte in einer Materie, bis die Berührung der Reagentien sie frei macht; dann erscheinen sie: aber die Zeit ist nur für diese Erscheinung, nicht für die Kräfte selbst da. Jahrtausende schlummert der Galvanismus im Kupfer und Zinn und sie liegen ruhig neben dem Silber, welches, sobald alle drei unter den erforderten Bedingungen sich berühren, in Flammen aufgehen muß. Selbst im organischen Reiche sehen wir ein trockenes Samenkorn dreitausend

Jahre lang die schlummernde Kraft bewahren, welche beim endlichen Eintritt der günstigen Umstände als Pflanze emporsteigt."

Der Leser wird leicht, wenn er sich das, was ich S. 68 über die Ewigkeit der Naturkräfte gesagt habe, in's Gedächtniß zurückruft, das Irrthümliche dieser Ausführungen durchschauen. Alle die von Schopenhauer hier als jeder Zeit trotzend, im Grunde aller Wesen schlummernd gedachten Kräfte sind nur Transformationen der Einen großen, unerschöpflichen im ewigen Wechsel befindlichen, aber ihrer Quantität nach sich nie um ein Atom vermindernden Naturkraft, sie sind alle zeitlich einmal geworden und haben sich nach dem Gesetze der Causalität in einander verwandelt: Schwere, Wärme, Electricität, Chemismus, Organismus, es ist überall dieselbe Bewegung der Atome, die uns nur verschiedenartig erscheinen. Schopenhauer selbst beschränkt zwar seine gewagte Behauptung, indem er davor warnt, nach Art der Scholastiker überall eigenthümliche Naturkräfte anzunehmen, wo eine eigenthümliche Erscheinung sich zeigt, man müsse vielmehr sich bemühen, die Transformationen der gleichen Kraft überall unter Einen Nenner zu bringen: aber ebenso sorgfältig müsse man sich hüten, die verschiedenen Kräfte zu vermengen und etwa die Einen als die höheren Potenzen der anderen anzusehen, dazu sei man ebenso wenig berechtigt, als man wegen der Analogie des inneren Baues der Thiere die Arten vermischen und etwa die vollkommneren ansehen dürfe als aus den niederen entstanden. Ueberall existiren vielmehr für ihn Ideen, platonische über Zeit und Raum erhabene Ideen, welche sich in den verschiedenen vorübergehenden Erscheinungen objectiviren. So ist denn der Organismus für ihn eine höhere Idee, welcher das vereinigte Wirken der niederen Kräfte, von denen eine jede sich selbständig äußern will, einer überwältigenden Assimilation unterwirft; weil der in allen Ideen sich objectivirende eine Wille, indem er zur höchstmöglichen Objectivation strebt, hier die niederen Stufen seiner Erscheinung, nach einem Conflict derselben aufgibt, um auf einer höheren desto mächtiger zu erscheinen. In allem diesen ist eine intuitiv erkannte Wahrheit neben einem offenbaren Irrthum, welcher eben da-

her stammt, daß er die Dinge jenseits der Grenzen von Zeit und Raum auffassen möchte, während wir Alles nur zeitlich zu erklären im Stande sind. So polemisirt er denn auch wieder gegen Lamarck und bezeichnet dessen schönen und wahren Satz: Le calorique et la matière électrique suffisent parfaitement pour composer ensemble cette cause essentielle de la vie als eine Absurdität. „Danach wären eigentlich, meint er, Wärme und Electricität das Ding an sich und die Thier- und Pflanzenwelt dessen Erscheinung." Diese höhnende Aeußerung ist nur dann zu verzeihen, wenn man unter Wärme und Electricität nur die äußere Erscheinung und nicht das innere Wesen, das uns ja allen als Empfindung bekannt ist, als Erklärung anführen wollte.

3) Derselbe Irrthum, den ich im ersten Punkte betreffs der Organismen, im zweiten in Bezug auf die Naturkräfte nachgewiesen habe, herrscht auch in der Auffassung und Erklärung der menschlichen Charaktere. Hier ist es ebenfalls die strenge Scheidung zwischen Wollen und Erkennen, die den Denker veranlaßt, den angeborenen Charakter, der sich empirisch in der Folge der Zeiten äußert und von dem Intellect erst nach und nach erkannt wird, als einen außerzeitlichen intelligiblen (nach Kant's Unterscheidung) aufzustellen, der sich durch Motive kann beeinflussen lassen, aber immer derselbe bleibt. Hierüber hat er in dem zweiten Bande der W. a W. u. V. ein großes Kapitel: Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein, worin viel Schönes und Wahres enthalten ist, wodurch das uralte Vorurtheil, daß all unser Handeln und Wollen aus der klaren Erkenntniß hervorgehe, gründlich zerstört wird. Daß das abstracte Denken nicht im Stande ist, auf unser innerstes Wesen eine unmittelbare und nachhaltige Wirkung auszuüben, daß vielmehr die dunkeln Triebe, welche die Grundlage unseres Seins ausmachen, allezeit vorherrschen werden, das steht außer Zweifel. Aber auch hier ist die schroffe Sonderung vom Uebel. „Der Wille als das Ding an sich, macht das innere, wahre und unzerstörbare Wesen des Menschen aus, an sich selbst ist er jedoch bewußtlos. Denn das Bewußtsein

ist bedingt durch den Intellect und dieser ist ein bloßes Accidens unseres Wesens: denn er ist eine Function des Gehirns, welches nebst den anhängenden Nerven und Rückenmark eine bloße Frucht, ein Produkt, ja insofern ein Parasit des übrigen Organismus ist, als es nicht direkt eingreift in dessen inneres Getriebe." „Wie der Wille nicht erkennt, so ist umgekehrt der Intellect oder das Subjekt des Erkennens einzig und allein erkennend, ohne irgend zu wollen. Daraus folgt, daß das Subjekt des Erkennens, für sich und als solches, an nichts Antheil und Interesse nehmen kann, sondern ihm das Sein und Nichtsein jedes Dings gleichgiltig ist." Nach unserer Ansicht ist diese Scheidung, so sehr sie richtig verstanden, unser wahres Wesen aufklärt, in dieser extremen Weise durchgeführt, ganz unhaltbar. Auch ehe der Intellect sein Organ geschaffen und dadurch in die Erscheinung getreten war, hatte der Wille genau nur soviel Inhalt als ihm bewußt war. Waren dies auch dunkle Grade des Bewußtseins, so beruhten sie doch auf der allen Wesen innewohnenden Eigenschaft der Empfindung, sie äußerten sich als dunkle Triebe. Das Thier steht noch ganz unter deren Herrschaft, obgleich bei ihm ebenfalls jenes „parasitische Organ", das alle seine Functionen regelt und die Beziehungen zur Außenwelt herstellt, schon vorhanden ist. Daß in allen Formen Wille vorhanden ist, daß der Wille jede Form vollständig beherrscht und aus der ganzen Anlage wieder der Wille hervorgeht, das ist ja gewiß. Aber ebenso gewiß ist, daß die Verschiedenheit des Intellects die Verschiedenheit der Wesen ausmacht. Was ist damit gesagt, wenn ich behaupte im Polyp, im Amphioxus, im Reptil, im Raubthier u. s. w. überall ist Wille? Er ist deshalb das Ursprüngliche, das Außerzeitliche, das Unzerstörbare, das Ewige, das Ding an sich? Darauf müßte man doch antworten: Hätte der Polyp, der Amphioxus, das Reptil einen menschlichen Intellect, so hätten sie einen ganz verschiedenen Willen. Und so ist denn der Intellect keineswegs eine bloße Laterne, der unsere eigene und die Eigenthümlichkeit der Außenwelt erleuchtet, sondern er wirkt auch ganz gewaltig auf unser Wollen ein. Ueber-

haupt ist auch hier das Spiel mit Worten, wozu Schopenhauer durch die Aufstellung seines X — des Willens — als Herrn der Welt getrieben wurde, unverkennbar. „Was der Mensch eigentlich und überhaupt will, die Anstrebung seines innersten Wesens und das Ziel dem er ihr gemäß nachgeht, dies können wir durch äußere Einwirkung auf ihn, durch Belehrung nimmermehr ändern: sonst könnten wir ihn umschaffen. Seneca sagt vortrefflich: velle non discitur, wobei er die Wahrheit seinen Stoikern vorzieht, welche lehrten, man könne die Tugend erlernen. Von Außen kann auf den Willen allein durch Motive gewirkt werden. Diese können aber nie den Willen selbst ändern: denn sie haben Macht über ihn nur unter der Voraussetzung, daß er gerade ein solcher ist, wie er ist. Alles was sie können ist also, daß sie die Richtung seines Strebens ändern (das ist ja aber Alles! darnach unterscheiden sich die Willen!) d. h. machen, daß er das, was er unveränderlich sucht, auf einem anderen Wege suche, als bisher. Daher kann Belehrung, verbesserte Erkenntniß, also Einwirkung von Außen, zwar ihn lehren, daß er in den Mitteln irrte und kann demnach machen, daß er das Ziel, dem er, seinem inneren Wesen gemäß, einmal nachstrebt, auf einem ganz anderen Wege, ja in einem ganz anderen Objekt, als vorher, verfolge: niemals aber kann sie machen, daß er etwas wirklich anderes wolle, als er bisher gewollt hat u. s. w." In allem diesem ist ein großes Stück Wahrheit, andererseits ein verzweifelter immer nach einem metaphysischen Begriff haschender Zirkeltanz. Die Wahrheit ist: Unsere angeborenen Eigenschaften sind mächtiger, als alle Erziehung und Wirkung von Außen. Der Zirkeltanz: Wille bleibt Wille, und wenn ich durch gute Erziehung, ernste Belehrung, Warnungen des Schicksals, tiefe Erschütterungen auch soweit gebracht werde, etwas ganz anderes zu wollen, als ich ursprünglich wollte, z. B. aus einem leichtsinnigen, nur dem Augenblick lebenden Menschen ein guter Familienvater, ein tüchtiger Mensch werde — immer ist es mein Wille, der unveränderliche Wille! Das kommt mir denn doch gerade so vor, als wenn Einer seine Behauptung: „Alles menschliche

Thun ist Egoismus" dem Einwande gegenüber, daß ja so viele Menschen ihr eigenes Leben für Andere geopfert haben, dadurch vertheidigen wollte: „Ja aber immer ist es das Ich, welches sich selbst scheinbar nur aufgibt, um sein wahres Ich zu behaupten!" Wahr und schön ist, was Schopenhauer über den erworbenen Charakter sagt, welches sich in folgende Worte resumiren läßt: „Wir lernen unsere eigene Natur erst im Leben nach einer großen Reihe von Fehlgriffen, Demüthigungen, u. s. w. kennen — das heißt nach dem Goethe'schen Motto: ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Wir lernen so die Art und das Maß unserer Kräfte und unserer Schwächen, und werden uns dadurch viele Schmerzen ersparen. Denn es gibt eigentlich gar keinen Genuß anders als im Gebrauch und Gefühl der eigenen Kräfte, und der größte Schmerz ist wahrgenommener Mangel an Kräften, wo man ihrer bedarf. Haben wir nun erforscht, wo unsre Stärke, wo unsre Schwächen liegen; so werden wir unsre hervorstechenden natürlichen Anlagen ausbilden, gebrauchen, auf alle Weise zu nutzen suchen, werden uns immer dahin wenden, wo diese taugen und gelten, aber durchaus und mit Selbstüberwindung die Bestrebungen vermeiden, zu denen wir von Natur geringe Anlagen haben; werden uns hüten, das zu versuchen, was uns doch nicht gelingt." Sehr wahr, sehr richtig — werden wir ausrufen — du zeigst uns da, wie der individuelle Charakter, der wie alles Individuelle stets eine gewisse Einseitigkeit hat durch die äußeren Verhältnisse, die Züchtung durch die Gesellschaft, seine besten Eigenschaften fortwährend durch den Gebrauch verstärkt. Du solltest aber doch einsehen, daß hiebei eine Modification des Willens stattfindet, indem die üblen Anlagen, die im Keime des Charakters vielleicht gerade so stark vertreten waren, durch die Heranbildung der guten erstickt werden, wie das Unkraut durch den mächtig emporwachsenden Weizen. Es ist also von einem grundlosen, außerzeitlichen Willen keine Rede; denn dieser erworbene Charakter ist nun auch etwas Vorhandenes. Nehmen wir selbst dein x als den Grundwillen dieses Individuums an, so ist jetzt ein x + a eingetreten, welches

sich in den nächsten Generationen zu einer ganzen Reihe von x + a + b + c .... steigern kann. Was ist da natürlicher als daß wir jenes x ebenfalls in seine Urelemente, die vorhergegangenen Generationen, mit anderen Worten, in eine zeitliche Entwicklung auflösen? Auf diese Weise wird der grundlose, hinter der Erscheinung steckende metaphysische, d. h. unerklärliche Wille zu einem vollständig begründeten d. h. erklärlichen.

4) Ein häufiger Irrthum der menschlichen Vernunft ist, daß sie in ihrem Streben alle Erscheinungen auf Ein Princip zurückzuführen, die große Wahrheit übersieht, daß in der Natur — der ewigen Weberin, bei der die Schifflein herüber, hinüberfliegen — die alternirenden Wirkungen die Hauptsache sind, die Alles zu erklären vermögen. Wenn L. Geiger zuerst sagte: „Die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor ihr war der Mensch vernunftlos", so war dies ein großer und kühner Gedanke, der einen uralten Irrthum berichtigte, der aber trotzdem an derselben Einseitigkeit krankt. Denn es war das erste glimmende Fünkchen der Vernunft, welches den Stammvater der Menschheit befähigte, das erste menschliche Wort auszusprechen: Sprache und Vernunft sind correlate Begriffe, sie beginnen ihre alternirenden Wirkungen und nun erstarkt die Vernunft an dem sich entwickelnden Sprachmaterial, wie andererseits die Sprache durch die erstarkende Vernunft sich immer mehr vervollkommnet. Man erwäge das, was ich hier sage, an anderen Beispielen und man wird die Wahrheit meiner Behauptung vollständig begreifen: Ist es der Schönheitssinn, der die Kunst oder ist es die Kunst, welche den Schönheitssinn entwickelt? Ist es die Verschiedenheit der Geschlechter, welche die Liebe oder ist es die Liebe, welche die stets wachsende Gegensätzlichkeit der Geschlechter hervorbringt? Ist die individuelle Vervollkommung ein Resultat der steigenden Cultur der Gesellschaft oder umgekehrt? Auf alle diese Fragen wird Niemand mit einer einfachen Bejahung oder Verneinung antworten können. In ähnlicher Weise hat Schopenhauer sich verirrt, indem er hartnäckig seinen Willen als das prius, das Unergründliche oder Absolute festhält,

ohne sich darum zu kümmern, daß der Inhalt, die Direktion gerade das Wesen des Willens ausmacht. Nirgends tritt dies deutlicher hervor, als wo er — oft mit vielem Geschicke — die Teleologie, die außerordentliche Zweckmäßigkeit der Naturwesen darstellt. Wenn er die Frage aufwirft: „Haben die Thiere ihre bestimmte Organisation, weil sie den analogen Willen haben oder umgekehrt?“ so ist dies eine falsche Fragestellung. Er beantwortet sie natürlich im ersteren Sinne und citirt den Aristoteles, der die Erklärung des Bienenstachels ebenso gibt: *διὰ τὸ θυμὸν ἔχειν ὅπλον ἔχει*, weil sie den muthigen Zorn besitzt, hat sie den Stachel und an einer anderen Stelle sagt: die Natur schafft die Organe zur Thätigkeit, nicht die Thätigkeit nach den Organen. So sagt Schopenhauer weiter: „Unter den zahllosen Gestalten der Thiere ist jede nur das Abbild seines Wollens. Nach dem Willen jedes Thiers hat sich sein Bau gerichtet. Der Aufenthaltsort der Beute bestimmte die Gestalt des Verfolgers. Die gegenseitige Unterstützung, welche die Pflanzen- und Thierwelt (Befruchtung der Pflanzen durch Insekten) von einander erhalten, findet man vortrefflich dargestellt bei Burdach, der sehr schön hinzusetzt: Dies ist keine mechanische Ursache, kein Nothbehelf, gleichsam als ob die Natur gestern die Pflanze gebildet und dabei einen Fehler begangen hätte, den sie heute durch das Insekt zu verbessern suchte; es ist vielmehr eine tiefer liegende Sympathie der Pflanzenwelt mit der Thierwelt. Es soll die Identität beider sich offenbaren: beide Kinder einer Mutter sollten miteinander und durcheinander bestehen.“ Nur noch zwei Beispiele aus zahllosen: „Warum hält bei den Schwangeren die tödliche Krankheit so lange ein, bis sie geboren haben. Die Endursache ist, daß die auf Erhaltung der Species ängstlich bedachte Natur den heranrückenden Ausfall eines im kräftigen Alter stehenden Individuums durch ein neues ersetzen will. Die Endursache des Bartes bei den Männern vermuthe ich darin, daß die innere Bewegung des Gemüths hauptsächlich am Munde und dessen Umgebung sichtbar wird; hingegen konnte desselben das Weib entrathen, da ihm die Verstellung und die Selbstbemeisterung

angeboren ist." Der Leser sieht aus diesen Beispielen, wie man auf dem von Schopenhauer betretenen Wege zu keiner wahren Lösung der Frage kommt, sondern entweder den Willen oder die Natur als höhere Wesen personificiren muß, wie denn in dem letzten Falle auch zweifellos geschehen ist. Nur die Entwicklungslehre mit ihrer tiefen Betrachtung der alternirenden Wirkungen gibt eine wahre und vollständige Erklärung: sie geht ruhig und sicher die gerade Straße zwischen der einseitigen materialistischen und der metaphysisch-teleologischen Welterklärung. Sie erklärt alle Wesen durch die in einer unendlichen Zeit stattfindende Züchtung, wobei kein Wunder mehr übrig bleibt. Wie sich Schopenhauer zu der Idee Lamarck's verhält, habe ich schon erwähnt: „Er konnte seine Construction der Wesen nicht anders denken, als in der Zeit, durch Succession. Aus Deutschland hat Kant's tiefe Einwirkung Irrthümer dieser Art, ebenso wie die krasse, absurde Atomistik der Franzosen auf immer verbannt!" Das heißt: die Zeit vermag gar nichts!

So kraß auch die letztere Aeußerung erscheinen mag, die eben aus dem einseitigen Kant'schen Idealismus, für welchen Zeit und Raum nichts als unsere Anschauungsformen der Dinge sind, hervorgeht, so lassen sich doch bei Schopenhauer auch Stellen nachweisen, aus denen man deutlich erkennt, daß er dem Gedanken der Entwicklung, gleichsam ohne es zu wollen, sich nähert. So groß ist die Macht einer Wahrheit, welche in dem Zeitbewußtsein reift, daß auch der Widerwilligste sich ihr nicht zu entziehen vermag. Es mußte in der That einem Geiste wie Schopenhauer schwer fallen, sich der von allen Seiten an ihn herandrängenden Gleichartigkeit aller Schöpfungsformen, des unwiderleglichen überall offenkundigen Satzes: „Natura non facit saltus" zu erwehren und seinem Willen, den er doch als das Eine große allgemeine Princip anerkannt wissen wollte, gleichsam bestimmte, abgegrenzte, nicht in einander übergehende Regionen oder Incarnationsformen zu gewährleisten. Ich citire auch hier seine eigenen Worte, aus denen man ersehen wird, wie er nur einen

Schritt zu thun brauchte, um aus den selbsterrichteten Schranken seines Systems zur Wahrheit zu gelangen. Die Pforte stand offen, er verschmähte es hindurchzuschreiten, weil er das Dogma der reinen Idealität der Zeit nicht aufgeben wollte: „Es scheint, daß die Urerzeugung organischer Formen, die Hervorbringung der Gattungen selbst, der Natur fast so schwer fällt auszuführen, als uns zu begreifen: dahin deutet die durchweg so ganz übermäßige Vorsorge derselben für die einmal vorhandenen Gattungen. Auf der gegenwärtigen Oberfläche dieses Planeten hat dennoch der Wille zum Leben die Scala seiner Objectivation dreimal, ganz unabhängig von einander, in verschiedener Modulation, aber in sehr verschiedener Vollkommenheit und Vollständigkeit abgespielt. Nämlich die alte Welt, Amerika und Australien haben bekanntlich jedes seine eigenthümlichen selbständigen und von den der beiden anderen gänzlich verschiedenen Thierreiche. Die Species sind auf jedem dieser großen Continente durchweg andere, haben jedoch, weil alle drei demselben Planeten angehören, eine durchgängige und parallel laufende Analogie mit einander. (Hier tritt uns die Idee der Schöpfungsheerde entgegen). Amerika hat statt der eigentlichen Affen nur die Meerkatzen. Schon aus diesem Mangel läßt sich schließen, daß die Natur es in Amerika nicht bis zum Menschen hat bringen können; da sogar von der nächsten Stufe unter diesem, dem Chimpanse und dem Orang-Utang der Schritt bis zum Menschen noch ein unmäßig großer war. Dem entsprechend finden wir drei, sowohl aus physiologischen als linguistischen Gründen nicht zu bezweifelnde, gleich ursprüngliche Menschenracen, die kaukasische, mongolische und äthiopische, allein in der alten Welt zu Hause, Amerika hingegen von einem gemischten oder klimatisch modificirten mongolischen Stamme bevölkert, der von Asien herübergekommen sein muß. Auf der der jetzigen Erdoberfläche zunächst vorhergegangenen war es bereits zu Affen, jedoch nicht zum Menschen gekommen." Daß sich hier das Werden des Menschen aus Einem thierischen Ahnen nicht aufdrängte! Der Mensch konnte doch in Amerika leben, warum konnte ihn die Natur da nicht hervor-

bringen? Weil sie es noch nicht zu einem rechtmäßigen Affen gebracht hatte. Man sollte meinen, ein Kind müsse die nothwendige Schlußfolgerung ziehen können. Aber die Cuvier'sche Revolutionstheorie stand ihm im Wege und so blieb er denn in der Ansicht hängen, welche die alte Schule ausspricht und die recht eigentlich ein unerklärliches Wunder postulirt: „Nicht darf die Entstehung des Menschen, sagte die damalige Naturphilosophie, gedacht werden, als durch plötzliches Hervortreten eines oder mehrerer vollendeter Organismen bedingt; jedenfalls ist eine solche Annahme mit aller organischen Entstehung im entschiedensten Widerspruch, sondern wie wir noch jetzt unzweifelhaft solche Organismen vielfältig entstehen sehen, deren Entwicklung nie bedeutend über den Zustand der Urbläschen, mit dem auch sie anfangen müssen, hinausgeht, so dürfen wir einen Zustand der Erde denken, wo bei gewaltigerem allgemeinen Bildungsleben auch höhere, ja die höchsten epitellurischen Organismen aus gleichen Anfängen, aus Urbläschen, welche jetzt nur noch zu Protorganismen werden, hervorgingen. (Also der Mensch durch generatio aequivoca entstanden! Uebrigens dieselbe Fabel von einem ehemals reicheren, vollkommeneren Bildungstrieb in der Natur, die auch Max Müller seiner Theorie von der Entstehung der Sprache als Sprachfrühling zu Grunde legt). Endlich aber und hauptsächlich darf nicht gedacht werden, daß der Mensch entstanden sei, indem sich ein Thier (ein Affe etwa) in seiner Entwicklung gesteigert und so Mensch geworden sei." Weiter sagt Schopenhauer: „Die sogenannte Metamorphose der Pflanzen, ein von Kaspar Wolf leicht hingeworfener Gedanke, den Goethe als eigenes Erzeugniß pomphaft und mit schwierigem Vortrage darstellt (!), gehört zu den Erklärungen des Organischen aus der wirkenden Ursache; wiewohl er im Grunde bloß besagt, daß die Natur nicht bei jedem Erzeugnisse von vorn anfängt und aus nichts schafft, sondern gleichsam im selben Stile fortschreibend (wenn sie eine Göttin wäre, könnte sie das) an das Vorhandene anknüpft, die früheren Gestalten benutzt, entwickelt und höher potenzirt; wie sie

es ebenso in der Steigerung der Thierreihe gehalten hat, ganz nach der Regel: Natura non facit saltus et quod commodissimum in omnibus suis operationibus sequitur (Aristoteles de inc. anim)." Und in dem „Willen in der Natur" sagt er: „Wenn wir ein wohlgeordnetes osteologisches Kabinet durchmustern, so wird es uns wahrlich vorkommen, als sähen wir ein und dasselbe Wesen (jenes Urthier Lamarck's, richtiger den Willen zum Leben) nach Maßgabe der Umstände seine Gestalt verändern und aus derselben Zahl und Ordnung seiner Knochen, durch Verlängerung und Verkürzung, Verstärkung und Verkümmerung derselben diese Mannigfaltigkeit von Formen zu Stande bringen. Jene Zahl und Ordnung der Knochen, welche Geoffroi St. Hilaire das anatomische Element genannt hat, bleibt, wie er gründlich nachweist, in der ganzen Reihe der Wirbelthiere, dem Wesentlichen nach, unverändert, ist eine constante Größe, ein zum Voraus schlechthin Gegebenes, durch eine unergründliche Nothwendigkeit unwiderruflich Festgesetztes — dessen Unwandelbarkeit ich der Beharrlichkeit der Materie unter allen physischen und chemischen Veränderungen vergleichen möchte. Im Verein damit aber besteht die größte Wandelbarkeit, Bildsamkeit, Fügsamkeit dieser selben Knochen, in Hinsicht auf Größe, Gestalt und Zweck der Anwendung: und diese sehen wir mit ursprünglicher Kraft und Freiheit durch den Willen bestimmt werden, nach Maßgabe der Zwecke, welche die äußeren Umstände ihm vorschrieben, er macht daraus, was sein jedesmaliges Bedürfniß ist." Wie viel Wahrheit einerseits und welch' inextricable Schwierigkeiten andererseits, die durch das einfache Wort der Entwicklungslehre gelöst werden. Nachdem er am Affen, der Fledermaus, der Giraffe, dem Elephanten die vollendete Zweckmäßigkeit des Organismus in Uebereinstimmung mit dem Schauplatz seines Lebens nachgewiesen, fährt er fort: „Hiebei bleibt nun freilich jenes, oben als feststehend und unwandelbar erwähnte anatomische Element ein Räthsel, insofern es nicht innerhalb der teleologischen Erklärung fällt, die erst nach dessen Voraussetzung anhebt; indem, in vielen Fällen, das beabsichtigte Organ auch bei

einer anderen Zahl und Ordnung der Knochen hätte ebenso zweckmäßig zu Stande kommen können. Man versteht z. B. wohl, warum der Schädel des Menschen aus acht Knochen zusammengefügt sei, damit nämlich diese sich bei der Geburt zusammenschieben ließen; aber warum das Hühnchen, welches sein Ei durchbricht, dieselbe Anzahl Schädelknochen haben müsse, sieht man nicht ein. Wir müssen daher annehmen, daß dies anatomische Element theils auf der Einheit und Identität des Willens zum Leben überhaupt beruht (das wäre also ein achtknochiger metaphysischer Wille!), theils darauf, daß die Urformen der Thiere eine aus der anderen hervorgegangen sind und daher der Grundtypus des ganzen Stammes beibehalten wurde." Hier hat Schopenhauer einmal den Entwicklungsgedanken wirklich ausgesprochen, an welchem er sonst gleichgiltig oder spottend vorübergeht. Daß bei aller Bestimmtheit, mit welcher er behauptet, er habe eine vollständig in sich geschlossene Philosophie begründet, ihm auch oft sein Wille als ein Unzureichendes zum mindesten durchaus Räthselhaftes sich darstellte, das beweist so mancher sich aus seiner Brust losringende Stoßseufzer. Die Thatsache erwähnend, daß nach großer Sterblichkeit die Natur den Verlust durch größere Fruchtbarkeit zu ersetzen sucht, sagt er: „Und doch kann unmöglich ein physischer Causalnexus sein zwischen meinem frühen Tode und der Fruchtbarkeit eines fremden Ehebetts oder umgekehrt. Hier also tritt unleugbar und auf eine stupende Weise das Metaphysische als unmittelbarer Erklärungsgrund des Physischen auf. Jedes neugeborne Wesen ist bezahlt durch das Alter und den Tod eines abgelebten, sie sind ein Wesen. Die Brücke zwischen beiden nachzuweisen, wäre freilich die Lösung eines großen Räthsels." Auch da wo er die Erblichkeit der Charakter- und Geistesanlagen bei den Menschen bespricht und wo ihm die ungeheure Divergenz der Grundanlagen der verschiedenen Menschen, die sich doch nothwendig als etwas Erworbenes darstellen muß, auffällt, gesteht er seine Incompetenz und weist trotzdem die nächstliegende wahre Erklärung zu Gunsten seines grundlosen

Willens zurück. „Wenn wir aber nun, im Einzelnen und in der Nähe, die unglaublich große und doch so augenfällige Verschiedenheit der Charaktere ins Auge fassen, den Einen so gut und menschenfreundlich, den Anderen so boshaft, so grausam vorfinden, wieder Einen gerecht, redlich und aufrichtig, einen Anderen voller Falsch, als einen Schleicher, Betrüger, Verräther, incorrigibeln Schurken erblicken, da eröffnet sich uns ein Abgrund der Betrachtung, indem wir, über den Ursprung einer solchen Verschiedenheit nachsinnend, vergeblich brüten. (Freilich, wenn wir dem Werden, der Wirkung der Zeit nichts einräumen! Weder Bopp, Diez, Pott, Grimm noch Darwin und Häckel haben vergeblich gebrütet.) Hindu und Buddhisten lösen das Problem dadurch, daß sie sagen: ‚es ist die Folge der Thaten des vorhergegangenen Lebenslaufs.' Diese Lösung ist zwar die älteste, auch die faßlichste und von den Weisesten der Menschheit ausgegangen: sie schiebt jedoch nur die Frage weiter zurück. Eine befriedigendere wird dennoch schwerlich gefunden werden." Soweit ist sein Denken bis zu der wahren Lösung der Frage vorangedrungen, nun wendet es sich plötzlich und taucht wieder in die Tiefe der Metaphysik: „Vom Standpunkt meiner Lehre aus bleibt mir zu sagen übrig, daß hier, wo der Wille als Ding an sich zur Sprache kommt, der Satz vom Grunde, als bloße Form der Erscheinung, keine Anwendung mehr findet, mit ihm aber alles Warum und Woher wegfällt. In seiner Erscheinung, dem Operari, ist der Wille der Nothwendigkeit unterworfen: im Esse aber, wo er sich als Ding an sich entschieden hat, ist er frei. Sobald wir daher, wie hier geschieht, an dieses kommen, hört alle Erklärung mittelst Gründen und Folgen auf und uns bleibt nichts übrig, als zu sagen: hier äußert sich die wahre Freiheit des Willens, die ihm zukommt, sofern er das Ding an sich ist, welches aber eben als solches grundlos ist, d. h. kein Warum kennt."

Mit diesem Satze, der das Bekenntniß des vollständigen Scheiterns der idealistischen Philosophie implicite enthält, will ich diesen Abschnitt beschließen, indem ich hoffe, dem Leser einen klaren Begriff gegeben

zu haben, sowohl von der unangreifbaren Größe und Wahrheit des Schopenhauer'schen Gedankens, welcher sich in dem Satze: „Das Wesen der Welt ist Wille" vereinigen und anschaulich werden, als auch von seiner Einseitigkeit, die überall da anhebt, wo er sich zu sagen berechtigt glaubt: „Hier wirkt der Wille als das Absolute, Grundlose, Metaphysische."

Daß übrigens der Idealismus sich bewußt ist, mit Kant und Schopenhauer sein letztes Wort gesprochen zu haben, geht deutlich genug aus den resumirenden Schlußworten der „Welt als Wille und Vorstellung" hervor: „Der Satz vom Grunde, der für uns allein Alles zu erklären vermag, ist seit der Kant'schen Philosophie nicht mehr eine aeterna veritas, sondern bloß die Form d. i. Function unseres Intellekts, der wesentlich ein cerebraler ist. Die Erkennbarkeit überhaupt, mit ihrer wesentlichsten, daher stets nothwendigen Form von Subjekt und Objekt, gehört bloß der Erscheinung an, nicht dem Wesen an sich der Dinge." „Man hat seit den ältesten Zeiten den Menschen als Mikrokosmus angesprochen. Ich habe den Satz umgekehrt und die Welt als Makranthropos nachgewiesen; sofern Wille und Vorstellung ihr wie sein Wesen erschöpft. Offenbar ist es aber richtiger, die Welt aus dem Menschen verstehen zu lernen, als den Menschen aus der Welt: denn aus dem unmittelbar Gegebenen, also dem Selbstbewußtsein, hat man das mittelbar Gegebene, also das der äußeren Anschauung zu erklären, nicht aber umgekehrt."

Wir aber sagen: Offenbar ist die menschliche Vernunft nicht nur ein Gegebenes, sondern ein Gewordenes. Ihre Selbsterforschung ist allerdings durch Kant bis an die äußersten Grenzen geführt worden, wo die einfachsten Elemente, mit denen sie operirt, sich entschleiert haben. Aber Kant sagte selbst: „Außer diesen Elementen ist in unserer Vernunft nichts unmittelbar Gegebenes, alles kommt vielmehr durch die Erfahrung herein."

Somit ist auch der Anthropos ein Gegenstand der Erfahrung und ehe dieser sich vermessen will, die ganze Welt nur aus sich zu erklären, möge er doch sein eigenes Gewordensein aus der weit

und breit vor ihm aufgeschlagenen Welt begreifen lernen. Dann wird ihm deutlich werden, daß die heutige Verinnerlichung der Welt, wie sie sich in seinem Bewußtsein spiegelt, das Werk einer äonenlangen Thätigkeit, einer Entwicklung ist, daß zwischen Wille und Intellekt keine unausfüllbare Kluft ist, daß beide vielmehr das Ergebniß der allem Seienden innewohnenden Ureigenschaft der Empfindung sind, welche in den Atomen den dunkelsten Schlaf schlummert, in der menschlichen Vernunft dagegen zum höchsten — uns bekannten — Bewußtsein erwacht ist. Aufklärung über die dunkelsten Stufen ihrer Erscheinung gibt uns eben dieses helle Bewußtsein; umgekehrt wird uns unser eigenes Wesen, unser unendlich complicirtes Erkennen nur dadurch klar, daß wir sein allmähliches Heranreifen aus den tieferen Stufen durch alle die zahllosen Mittelglieder aus der Beobachtung und Erfahrung uns zu verständlichen bemüht sind.

Die Entwicklungslehre des Geistes ist also die philosophische Aufgabe der Zukunft.

Zum Schlusse noch dieses Eine: Was in Schopenhauer's Schriften überall hervortritt, das ist die höchste Weltverwunderung und ein ausgesprochener Pessimismus. Beide sind keineswegs bloße Verirrungen einer von der Antheilnahme an der thätigen Welt abgewandten, sich in die Tiefe unergründlicher Fragen versenkenden Natur, eines modernen Brahmanen, wie man ihn auch genannt hat. Sie sind vielmehr Zeichen einer gewaltig sich aus den Formen und Anschauungen der Vergangenheit losreißenden neuen Epoche der Entwicklung. Wo die Weltverwunderung auftritt, da erleuchtet die menschliche Vernunft mit einer neuerworbenen Erkenntniß bisher unbetretene dunkele Gebiete. Sich wundern heißt, nach einer Erklärung verlangen, welche die neuen Ergebnisse des Forschens und der Erfahrung verwerthet, sich auf ihnen aufbaut und diese in Einklang bringt mit unserer Grundanschauung von der Welt. Der Pessimismus aber ist der Ausfluß des tiefer erregten sittlichen Gefühls, das sich mit der bisherigen Ordnung der Dinge nicht mehr

begnügt und das als durchaus ſchlecht Erkannte, ſoviel an ihm li
beſſer zu geſtalten ſich bemüht. „Es iſt alles vortrefflich,“ ſpr
die ſatte Moral. „Es iſt meine höchſte Aufgabe, Thränen zu ſtill
Leiden zu lindern, Mitleid zu fühlen und Barmherzigkeit zu üb
gegen alles Lebende,“ ſagt der Genius der Menſchheit, und „ja,
ſoll es ſein!“ rufen freudig alle, denen die erſten Strahlen der a
ſteigenden Sonne ſchon die Stirnen erleuchten und die Her
erwärmen.

VI.

Ueber die natürlichen Grenzen unseres Erkennens.

Die scharfe Bezeichnung der natürlichen Grenzen menschlicher Forschung ist für die Wissenschaft eine Aufgabe von praktischem Werthe, während die Versuche, in die Tiefen der Weltordnung durch Hypothesen einzudringen, ein Seitenstück bildet zu dem Streben der Adepten.

Robert Mayer.

Wenn man einem gewöhnlichen, ungebildeten Menschen sagte: „Wärme ist Bewegung," so würde er uns höchst wahrscheinlich verwundert ansehen und mit der Zuversicht des gesunden Menschenverstandes sagen: „Ach was, Wärme ist Empfindung." Vielleicht gibt es heute schon gebildete Leute genug, welche die letztere Ansicht als einen dummen, althergebrachten Köhlerglauben ansehen und von dem hohen Throne wissenschaftlicher Unfehlbarkeit herab die Wärme ausschließlich als eine mathematisch bestimmbare Vibrationsgeschwindigkeit der Molecülen bezeichnen. Und dennoch sind, wie der wahrhaft philosophische Denker leicht einsieht, beide Behauptungen gleich richtig, sie unterscheiden sich nur durch den Gesichtspunkt, von welchem man den Gegenstand ansieht, das quatenus des Spinoza oder das considered as, wie es dem schönen Werke Tyndall's in der Ueberschrift vorangesetzt ist. Subjectiv, d. h. von innen heraus empfunden ist die Wärme eine Empfindung, objectiv, d. h. äußerlich betrachtet als eine Erscheinung ist dieselbe Bewegung.

Der Gegensatz, welcher an diesem Beispiele recht klar und verständlich hervortritt, er waltet auf dem ganzen Gebiete der menschlichen Erkenntniß. Daß man nicht bis zu seiner wahren Tiefe vorangedrungen, ihn nicht in seiner Vollständigkeit und ewigen Begründung in der Natur überschaut hat, das allein ist der Grund, warum sich die Philosophen von jeher in zwei Lager getheilt haben, innerhalb deren eine nur den Parteigenossen verständliche Sprache geredet wird und von denen aus darum eine Verständigung immer unmöglich erschien. So kommt es, daß bis auf den heutigen Tag

von den unlöslichen Gegensätzen von Idealismus und Realismus, Geist und Natur, Ding an sich und Erscheinung ein Gerede geht, welches eben auf Treu und Glauben hingenommen wird und sich immer wiederholt, weil es einmal gesagt worden ist.

Der tiefste Grund des Gegensatzes ruht in den Fundamentalsätzen, von welchen die empirisch-mathematische Naturforschung und die idealistische Philosophie ausgeht. Alles ist Mechanismus, sagt jene; Alles ist Geist, sagt diese. Beide haben Recht und beide haben in der Einseitigkeit ihrer Behauptung Unrecht. Wir sagen mit Goethe: „Kein Stoff ohne Geist, kein Geist ohne Stoff" oder Alles ist zugleich Mechanismus, d. h. Bewegung und Geist, d. h. Empfindung.

Daß Schopenhauer mit der Aufstellung seines Willens diesen falschen Gegensatz zuerst ausgeglichen hat, habe ich schon bemerkt. Es ist aber dienlich, hier, wo von dem Ursprung und dem Wesen der Bewegung die Rede ist, die Worte des großen Denkers selbst anzuführen*), in welchen recht klar und zweifellos die Unvollkommenheit der mechanischen Ansicht gekennzeichnet wird, sowie nicht minder die Unrichtigkeit des Dualismus: „Die gewöhnliche Ansicht der Natur nimmt an, daß es zwei grundverschiedene Principien der Bewegung gibt, daß also die Bewegung eines Körpers zweierlei Ursprung haben könne, daß sie nämlich entweder von Innen ausgehe, wo man sie dem Willen zuschreibt, oder von Außen, wo sie durch Ursachen entsteht. Diese Grundansicht wird meistens als sich von selbst verstehend vorausgesetzt. (Belege aus Plato, Aristoteles u. A. bis herab auf unsere Tage. „Im hochtrabenden, gedunsenen Stil derselben läßt sich Burdach vernehmen: Die Materie ist äußeres Dasein, hat Bewegungskräfte, aber setzt dieselben erst bei gewissen räumlichen Verhältnissen und äußeren Gegensätzen in Thätigkeit: nur die Seele ist ein immerfort thätiges Inneres und nur der beseelte Körper findet in sich unabhängig von äußeren mecha-

*) Der Wille in der Natur S. 84 (Dritte Aufl.).

nischen Verhältnissen Anlaß zu Bewegungen und bewegt sich eigenmächtig.) Ich nun aber muß hier, wie einst Abälard, sagen: Si omnes patres sic, at ego non sic: denn im Gegensatz zu dieser Grundansicht, so alt und allgemein sie auch sein mag, geht meine Lehre dahin, daß es nicht zwei grundverschiedene Ursprünge der Bewegung gibt, daß sie nicht entweder von Innen ausgeht, wo man sie dem Willen zuschreibt, oder von Außen, wo sie aus Ursachen entspringt; sondern daß Beides unzertrennlich ist und bei jeder Bewegung eines Körpers zugleich stattfindet. Und andererseits, die eingeständlich durch eine äußere Ursache bewirkte Bewegung eines Körpers ist an sich doch Aeußerung seines Willens, welche durch die Ursache bloß hervorgerufen wird. Es gibt demnach nur ein einziges, einförmiges, durchgängiges und ausnahmsloses Princip aller Bewegung: ihre innere Bedingung ist Wille, ihr äußerer Anlaß Ursache, welche, nach Beschaffenheit des Bewegten, auch in Gestalt des Reizes oder des Motivs auftreten kann."

Alles ist zugleich Bewegung und Empfindung, so sagen wir. Der Körper in seiner einfachsten Erscheinung als Atom hat zugleich die lebhafteste Bewegung und die dunkelste Empfindung, beide ursprüngliche und unverlierbare Eigenschaften. Erst in höheren Daseinsformen, d. h. im Zusammenschließen zu höheren Einheiten werden beide Eigenschaften modificirt; die äußere Eigenschaft, die Bewegung wird theilweise übertragen oder in Spannung verwandelt, die innere, die Empfindung, wird alsdann ebenfalls modificirt, sie erhält einen höheren Inhalt, sie wird heller.

Nach meiner ganzen Darstellung ist das Princip der Individuation das Grundprincip aller Wesen der Schöpfung. Das älteste Individuum war (für uns Erdenbewohner) der sich zusammendrängende kosmische Nebel, aus welchem nachmals unser Sonnensystem sich bildete oder organisirte. Die Atome traten hier mit ihrer ursprünglichen Bewegungsgröße in eine höhere Einheit zusammen, die — wenn ihre Gesammteigenschaft auch noch so einfach ist — doch

schon zugleich die Atome bedingt und von ihnen bedingt wird. Erster gesetzmäßiger Zustand, erstes Naturgesetz.

Das Individuum ist das für sich Bestehende. Es ist das große undurchdringliche und doch allbekannte und sonnenklare Geheimniß der Welt. Versetze ich mich in ein wenn auch noch so unvollkommenes Wesen hinein, empfinde ich sein Empfinden, so ist alles Ich, Wille, Bewußtsein, Freiheit. Nehme ich dagegen meinen Standpunkt außerhalb und betrachte auch mein eigenes Ich unter einem fremden Gesichtspunkt, so ist alles Bewegung, Nothwendigkeit, Bedingtheit von äußeren Verhältnissen und einer ungeheueren, endlosen Vergangenheit, Kraft. Mit anderen Worten, jede Kraft ist für sich selbst Wille, jeder Wille für ein anderes Wesen Kraft.

Dieser Gedanke, so dunkel und subtil er auch erscheint, wir müssen ihn auszudenken bemüht sein. Schon Kant hat in der Unterscheidung zwischen dem intelligiblen und empirischen Charakter nicht nur der intellectuellen Wesen das Problem aufgestellt und Schopenhauer bezeichnet diese Unterscheidung als die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns. Wie bei dem individuellen Menschen alle Handlungen, die seinen Lebenslauf ausfüllen und zeitlich nicht nur den anderen Menschen, sondern auch ihm selbst erst erscheinen, aus Einer Quelle hervorgehen, seinem intelligiblen Charakter, der immer zu Grunde liegt, aber niemals auf dem Schauplatze erscheint, gleichsam außer der Zeitfolge bleibt, so daß ein höheres Wesen aus demselben alle künftige Handlungen des Subjects mit derselben Sicherheit wie eine Sonnen- oder Mondfinsterniß voraussagen könnte, so liegt eine solche Doppelnatur, innere Freiheit (intell. Char.) und vollständige Bedingtheit durch Causalität als kosmologisches Princip überall vor. Man braucht sich in der That nur einen Augenblick seines Ich's zu entkleiden und in die Natur eines tieferstehenden Wesens zu versetzen, um sofort zu begreifen, wie wir alsdann in der fremden Haut steckend uns alle Mühe geben würden, aus dieser vollständigen Ge-

bundenheit herauszukommen, wie wir aber auch, wenn wir das fremde Ich zugleich mit annähmen, uns durchaus frei und nichts Höheres verlangend empfinden müßten. „Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders," eine solche Aeußerung spricht die Grundempfindung jeder Individualität aus. Ja selbst die äußerste Gebundenheit kann zur Natur eines Wesens werden und dann von ihm frei gewollt werden; la servitude abaisse l'homme au point de s'en faire aimer, sagt Vauvenargues. In der schönrednerischen Tragödie „Der Fechter von Ravenna" sucht Thusnelda ihrem als Gladiator erzogenen Sohn Tumelicus vergeblich Ideen von Freiheit, Ehre, Vaterland einzupflanzen, er bleibt kalt und stumpfsinnig, was beiläufig gesagt, dramatisch und ästhetisch ein abscheulicher Mißgriff und wahrer Non-sense ist, hier aber als passendes Beispiel dienen mag.

In der Beschränkung wohnt die Kraft, der Wille, die Freiheit des individuellen Wesens. Je höher ein solches, um so mehr sammelt es „still und unerschlafft im kleinsten Punkt die größte Kraft." Menschliche Freiheit ist eine spät gezeitigte Frucht langer, unermüdeter Anstrengung unzähliger Generationen; aus der Bedingtheit von dieser großen Vergangenheit erwächst uns allein die heutige menschliche Freiheit. Wer die Freiheit in der Loslösung von diesen Kraftbedingungen suchte und in die Einöde flüchtete, der wäre so thöricht, wie die Pflanze, wenn sie ihre Wurzeln aus dem ernährenden Boden risse.

Wenn nun also das Ich das große Mysterium der Schöpfung ist, aus dessen Verständniß die Begreiflichkeit aller Wesen hervorgeht, so erscheint es wohl geboten, Wesen und Art dieses vor aller Erfahrung unmittelbar gewissen Bewußtseins aus der Erfahrung und an derselben kennen zu lernen. Diese sagt uns zunächst, daß unser eigenes Ich ein vielfach Zusammengesetztes, aber einheitlich Empfundenes ist; ein Verhältniß, das für uns erst dadurch Klarheit erhält, daß dieses nämliche Ich auch einen Theil höherer Einheiten oder Organismen ausmacht, die sich als Freundeskreis, Ge-

meinde, Vaterland, Menschheit uns darstellen, die also ebenfalls ein aus den verschiedenen Ich gebildetes Gemeinbewußtsein besitzen. Am deutlichsten, weil ursprünglichsten, tritt uns dieses Verhältniß entgegen in der Liebe von Mann und Weib, wie in der edelsten Freundesliebe, die ihren höchsten Ausdruck findet in den schönen Worten David's von Jonathan: „Mehr als Frauenliebe war mir deine Liebe", oder mit Horaz bei dem Gedanken an den Verlust des Freundes ausruft:

Ah, te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque nec superstes
Integer?

Aber auch das Ich der großen Gemeinschaften, denen wir angehören, empfinden wir tagtäglich: d. h. wir fühlen, daß wir nicht nur von denselben abhängig sind, wie etwa von tellurischen oder kosmischen Gewalten, sondern daß wir lebendige Glieder derselben sind, von ihnen ebenso bedingt, wie wir sie bedingen. Wenn Wallenstein ausruft: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet!" so erklärt er damit, daß sein wahres Ich nur als Centralorgan großer, bedeutender Gemeinwesen erscheinen kann. Wenn vor Ausbruch eines Krieges die bisher friedlich in dem fremden Lande mit den nunmehrigen Feinden verkehrenden Volksgenossen urplötzlich von dem Nationalgefühl ergriffen, nichts weiter mehr wissen und hören wollen, als möglichst schnell — allen Verkehr abbrechend — in die Heimat zurückzukehren und alle Kräfte der Vertheidigung des Vaterlandes zu widmen, so ist es das Volks-Ich, welches hier bei Allen zum Durchbruch kommt und ebenso unmittelbar wirkt, wie wenn zwei bisher verbundene chemische Stoffe bei erhöhter Temperatur sich von einander losreißen. Wenn innerhalb eines Staates erleuchtete Männer zürnend ihre Stimme erheben gegen barbarische, entwürdigende Strafen oder aus dem Mittelalter überkommene, das Gefühl der Menschlichkeit empörende Rechtsinstitutionen, so ist es das Ich der Menschheit, welches aus ihrem Munde redet. Und

wenn Schopenhauer in seiner Vertiefung in das All soweit geht, daß er behauptet: „Es ist dasselbe Wesen, welches als Wolf heißhungerig würgt und als Lamm elend gemordet wird; es ist nur eine klägliche Selbstentzweiung des Willens, welche in den Kämpfen, Leiden und Qualen des Daseins überall hervortritt," so empfindet er sich als ein Glied, als einen Theil des Ichbewußtseins des großen Alls. Letzteres ist das schwächste von allen; es ist wohl auch vorhanden, sonst wäre der Gedanke des Unendlichen nicht in dem Menschengeiste. Da aber die Beschränkung das Wesen jedes individuellen Seins, jedes Ich ausmacht, so muß die Unendlichkeit, das All, nothwendig zugleich auf allen Stufen den wahren Gegensatz bilden. Hier ist demnach eine unlösliche Antinomie, eine unübersteigliche Schranke unseres Begreifens.

Wie unser Ich den großen Gemeinwesen gegenüber als ein Theilchen, ein Atom erscheint, so ist dasselbe zugleich ein Inbegriff vieler Einheiten, die wir tiefer und tiefer hinabverfolgen können und die in dem großen Staate unserer körperlichen Organisation ihren eigenen Willen haben, sich aber dem großen Zwecke — unserer Lebensthätigkeit — unterordnen. Die Blutzelle in meinen Adern hat ihr selbsteigenes Ichbewußtsein, Häckel sagt: sie ist empfindlich, reizbar, sie bewegt, ernährt sich (sie frißt), sie pflanzt sich fort. Jedes Organ meines Körpers hat sein selbständiges Leben: es bedingt gleichmäßig das Ganze und wird von ihm bedingt. Zwischen den niederen und höheren Organismen ist derselbe Unterschied wie etwa zwischen dem Heerwurm und den wohlgeordneten Bienen- und Ameisenstaaten. Richtig hat L. Geiger das Wesen der letzteren erfaßt, indem er sie mit unserem eigenen Wesen vergleicht, während Dubois-Reymond „mit ehrfurchtsvollem Staunen das Klümpchen Nervensubstanz betrachtet, welches der Sitz der arbeitsamen, baulustigen, ordnungsliebenden, pflichttreuen Ameisenseele ist." Geiger*) sagt dagegen: „Man muß diese Instincte nur genauer, nach ihren engen

*) L. Geiger, Vom Ursprung der Sprache S. 191.

und fest bestimmten Kreisen, nach ihrer Unveränderlichkeit, selbst wo sie dadurch unzweckmäßig werden, andererseits aber auch nach ihrer überraschenden Zweckmäßigkeit innerhalb ihres Kreises betrachten, welche unmöglich Resultat der Berechnung des Thieres selbst sein kann, um einzusehen, daß man es hier mit etwas von der Vernunft radical Verschiedenem zu thun hat. Seltsamerweise hat gerade die materialistische Richtung in der Naturforschung diesen Gegensatz zu verwischen gesucht und der Biene, der Ameise einen Verstand zugeschrieben, der nicht viel weniger als menschlich ist, aber von solchen Principien aus eher übermenschlich sein müßte. Die Biene, die ihre bewundernswerthe Zelle baut, kann unmöglich wissen, was sie thut und warum sie es thut. Die Instincte sind etwas rein Mechanisches (?), sie unterscheiden sich von dem Ineinandergreifen unserer inneren Organe zur Athmung, zum Blutumlauf, zur Assimilation und Ernährung, zum Sehen, Hören und endlich auch Denken, nur dadurch, daß dort der Mechanismus nicht in eine Hülle, ein Individuum eingeschlossen, sondern auf viele einzelne unverbundene Individuen vertheilt ist. Wir verstehen freilich einen solchen an losen Fäden neben einander her schwirrenden Mechanismus noch nicht, aber es fehlt auch noch viel, daß wir unsere eigene Maschine verständen. Wie ist unser Organismus mit seiner unendlichen Zweckmäßigkeit entstanden? Nur seine mühsam ermittelte Geschichte wird dereinst Auskunft über ihn geben." Die Theilung der Arbeit, die Differenzirung in die mannigfaltig gewobenen und eigenartig functionirenden Organe ist es, was die höheren Organismen von den niederen unterscheidet.

Wenn übrigens Geiger hier von Mechanismus redet, so ist der Ausdruck, falls er mehr als ein Bild sein soll, unrichtig. Es ist überall Wille und Empfindung, wenn sie auch unserer Wahrnehmung durchaus entgeht. Die scheinbar mechanische Thätigkeit meines Magens ist eine bewußte, gewollte. Mein bewußtes Denken, das im Gehirn stattfindet, nimmt zwar wenig Notiz davon, es ist wie die reichen Leute, die sich blutwenig darum kümmern, wie der Landmann in

saurem Schweiß gepflügt, gesäet, geerntet, wie der Müller das Korn zerschroten, der Bäcker es zu Teig geformt, um das Brod zu Stande zu bringen, das sie eben essen. So ist es in unseren heutigen wohlorganisirten, sehr complicirten wirthschaftlichen Verhältnissen. Es war aber einmal eine Zeit primitivster Volksgenossenschaft, da kümmerte sich Jeder um das Essen, welches die große Staatsangelegenheit war. So geschah auch da ein einfaches rundes Zellenconglomerat vorhanden war; jede dieser Zellen war ein Ich, das für die nöthige Substanz zu sorgen hatte, die Sache geschah ziemlich einfach und regelmäßig innerhalb der allgemeinen Bedingtheit. Diese Bedingtheit nahm aber bedeutend zu, als der runde Zellenkörper sich zur Gasträa eingestülpt hatte, da hatten die inneren Zellen sich mit der Verdauung, die äußeren mit dem Herbeischaffen der Nahrung zu beschäftigen. Beide vervollkommneten sich mit der Zeit und nahmen schließlich eine immer weiter auseinandergehende Stellung ein. Die Polarität hat sich beim Menschen aufs Höchste gesteigert; die beiden Pole sind das Gehirn und die willkürlichen Bewegungen einerseits, und das sogenannte vegetative Leben andererseits. Nennen wir darum letzteres rein mechanisch, so thun wir sehr Unrecht oder wir müssen den Begriff dieses Wortes erweitern. Jede oft wiederholte, anfänglich mit Bewußtsein erlernte Thätigkeit wird schließlich zu einer mechanischen d. h. sie wird höheren Zwecken, höherem Bewußtsein untergeordnet, sie geschieht unwillkürlich, gleichsam von selbst. Meine Feder gleitet eben über das Papier und malt die Buchstaben mit derselben unbewußten Sicherheit, wie mein Magen verdaut. Ersteres ist ein Erbstück der alten Egypter und wurde von mir als Kind bewußt erlernt, letzteres geht eigentlich bis auf die Zeiten der Gasträa zurück und ist mir deshalb angeboren, da die Succession der Geschlechter, welche diese Kunst geübt haben, viele Jahresmillionen älter ist, als die der „schreibenden Menschen". Leider scheint letztere Kunst in unseren Tagen so mächtig sich zu entwickeln, daß wir bald nicht mehr weit von dem „unbewußten Schreiben" entfernt sind, wenn auch die geistigen Verdauungsapparate nicht gleichen

Schritt halten. Uebrigens konnte Franklin sich keiner Zeit seiner Kindheit erinnern, wo er nicht lesen konnte.

Es sind also viele Ich, die zu meinem Ich zusammenwirken; sie haben im Laufe der Jahrtausende sich stets besser dem allgemeinen Willen fügen lernen, sie haben sich stets vollkommener auf ihre Functionen eingeübt. Wir sagen heute: das geht alles von selbst, d. h. mechanisch. Ja schön! Wie wir von unserem exclusiven menschlichen Standpunkte aus die großen Wohlthäter der Menschheit preisen, welche durch ihre Mühen und Geistesarbeiten die ersten Culturfortschritte ermöglichten, obgleich „ihre Namen in dunkle Nacht vergraben sind", ebenso hätten wir Ursache, auch unsere thierischen Vorfahren zu rühmen und zu preisen, deren Bewußtsein sich allmählich aus dem dunkeln Schlafe losrang und welche von Form zu Form ihren Leib immer kunstvoller gestalteten, bis endlich der wunderbare Organismus des hochentwickelten Säugethiers dastand, in dessen Inneren ein Zusammenwirken, eine harmonische Zweckthätigkeit stattfindet, vor welcher jede menschliche Intelligenz und Kunstfertigkeit geradezu in Nichts versinkt. Das sind eben gewisse selbständige Thätigkeiten der Theile unseres Wesens, die wir zum Glück mit unserem Intellect nicht zu ordnen und zu leiten haben — sonst stände es übel! — sondern die so vortrefflich auf die feinsten Unterscheidungen, Selectionen, eingeübt sind, daß sie niemals einen Fehler machen, so daß aus dem zuströmenden Blute die Leber nur Galle saugt, das übrige Blut weiterschickend, ebenso die Speicheldrüse und das Pankreas nur Speichel, die Nieren nur Urin u. s. w. „Man kann demnach, sagt Schopenhauer, die Sekretionsorgane vergleichen mit verschiedenartigem Vieh, auf derselben Wiese weidend und Jedes nur das seinem Appetit entsprechende Kraut abrupfend. Gerade so geht die Bewegung des Herzens, die peristaltische Bewegung der Gedärme, das Saugen der Darmzotten und Drüsen; so nimmt der Magen nur das Verdauliche an, so strebt die Lunge unmittelbar durch krampfhafte Bewegungen fremde Körper auszuwerfen u. s. w." In allem diesem tritt uns deutlich eine gewisse selbständige Ichheit

unſerer Organe und aller unſerer Theile bis auf die feinſten Gewebetheilchen entgegen. Mit Recht ſpottet Schopenhauer der Verſuche, alle dieſe Erſcheinungen auf ein geheimes Princip, das man durch Namen wie Vitalität, Archäus, spiritus animales, Lebenskraft, Bildungstrieb bezeichnet, die ſämmtlich ſoviel ſagen als X, zurückzuführen. Recht hat er auch, wenn er ſagt, es herrſcht in allem Ein Wille, wenn dies ſoviel bedeutet als die Ureigenſchaft der Empfindung; ſagt er aber der Wille, ſo mag dieſes Wort kecklich die Reihe des Archäus u. ſ. w. vermehren. Für uns gibt es nur eine hiſtoriſche Erklärung aus der Entwicklung, wir müſſen zurückgehen auf die urſprüngliche Ichheit gleichartiger Zellen und ſehen wie dieſe unter der Einwirkung des gemeinſamen Ich allmählich ſich differenzirten, beſondere Eigenthümlichkeiten gewannen; wir müſſen uns die beſonderen Ich unſerer Sinnesorgane, unſerer Verdauungs-Reſpirationswerkzeuge gerade ſo erklären, wie wir den trefflichen Handwerker, Landmann, Künſtler, Arzt u. ſ. w. begreiflich finden. Ueberall iſt es das niedere Ich, welches dem höheren Ich ſich unterordnet, von dieſem ernährt, theilweiſe beaufſichtigt wird und ſogar, wenn gefährdet, mit allen Kräften geſchirmt wird. Ueberall herrſcht Phylonomie und Autonomie mit ihren Wechſelwirkungen.

Wie ein höheres Princip zu einem ſtets klareren und bewußteren, kräftiger wirkenden Ich wird, welches die Theile, die urſprünglich gleichartigen, in ſeinen Dienſt nimmt, ſie allmählich differenzirt, ſo daß ſie mit unglaublicher Trefflichkeit ihren Dienſt verrichten, das ſehen wir bei den großen Organismen (Stamm, Volk, Menſchheit) tagtäglich klar vor Augen; das gibt uns zugleich Aufſchluß, wie die kunſtvollen Thierorganismen geworden ſind. Es iſt aber hierin das letzte und tiefſte Geheimniß aller Schöpfungsformen enthalten. Denn auch der unorganiſche Stoff hat ſich nicht anders zu ſeinen harmoniſchen Formen zuſammengeſchloſſen. Auch das Uratom iſt der inneren Eigenſchaft, der Empfindung, nicht bar, ſie iſt freilich die dunkelſte von allen denkbaren, man kann ſagen, ſie hat gar keinen Inhalt, da hier eine abſolute Repulſion, ein Ausgeſchloſſenſein von

dem ganzen übrigen Weltall vorherrscht. Erst in dem Zusammentreten der Atome zu einem großen Weltenball begann das erste Ich. Sein Gemeinbewußtsein war noch unendlich schwach; doch erhielt das Einzelwesen, das Atom, bereits einen höheren Inhalt seines Empfindens, da es einem großen Ganzen angehörte. Alle die tiefen und tieferen Grade der Ichheit durchzudenken, welche schon bei der Pflanze und dem unorganischen Stoffe uns als ein nicht mehr wahrnehmbarer Schimmer vorkommen oder vielmehr sich unserer Auffassung vollständig entziehen, ist uns unmöglich und doch verlangt es der Zusammenhang aller Wesen, daß wir uns zu dieser Abstraction zwingen. Wie unendlich Vieles sind wir nicht selbst, wovon wir keine Ahnung haben! Ich bestehe aus Atomen, die weder mein, noch irgend eines Sterblichen Auge jemals erschauen kann. Alle Bewegungen in meinem Inneren, wie die äußeren willkürlichen führe ich aus mit der durch mein Athmen vermittelten Oxydation des Blutes: wer hatte davon eine Ahnung, ehe uns R. Mayer belehrte? Ebenso gewiß ist aber, daß ich wie alle Wesen auf dieser Erde ein ursprünglicher Theil dieser Erde bin, daß ich von Urzeiten an diesem großen Ich angehöre und heute noch wie damals die außerordentlich schnelle Bewegung um die Erdaxe, die Sonne und durch den unendlichen Weltraum mitmache. Diese Bewegung, sowie die durch kosmische Kräfte unaufhörlich stattfindenden Vibrationen der kleinsten Theilchen sind die ältesten Eigenschaften meines Ich — sie gehörten demselben schon an in einer Urzeit, wo kein noch so rudimentärer Anfang eines organischen Wesens, keine Sonderung der unorganischen Stoffe vorhanden war! Wie bei der Pflanze, so sind denn auch bei mir die vier großen Ich des Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff thätig, sie kommen zusammen und legen Steinchen um Steinchen in flinkster Folge und Abwechselung, damit daraus der kunstvolle Bau hervorwachse. Dabei wirkt dann in mir das große Geistes-Ich meines Volkes, wie das der Menschheit — alle die großen Thaten und Errungenschaften, die in der Vergangenheit mächtige, scharf begrenzte Individualitäten ausführten

und erkämpften, sie fluten in leisem Wellenschlage in mir nach; es schlingt sich eine unendliche Kette von Wirkungen von meinen nächsten Vorfahren bis hinauf in eine Zeit, wo jede Tradition verschwindet und dennoch war es zu allen Zeiten ein bestimmt wollendes Ich, dessen Denken und Empfinden noch heute in meinem Sein und Wollen nachklingt.

Es ist also dieses Ich, das allen Wesen zukommt, das unmittelbar Verständliche und Gewisse unseres eigenen Wesens, aber auch zugleich die Schranke unserer Erkenntniß, wo kein Warum? und Wieso? mehr möglich ist. Wir können nur sagen: Soweit eines bestimmten Wesens Empfindung reicht, soweit geht sein Ich und müssen uns vor Allem vor dem Irrthum hüten, diese Empfindung ausschließlich den uns ähnlichen und darum verständlichen Thierorganismen zuzuschreiben. Schön und wahr sagt Lazar Geiger: „Wir verstehen den Schmerzensschrei der Lebendigen, aber nicht alles was lebt ist dessen fähig. Wir verstehen auch das Zucken des Fisches, des Insects. Aber wie wenn weiter hinab, wenn jenseits der Nervenwelt eine Empfindung vorhanden wäre, welche wir nicht mehr verstehen? Und es muß wohl so sein. Es könnte in einem complicirten lebenden Wesen nicht eine Empfindung zu Stande kommen, so stark, daß wir sie in Folge der Bewegung durch die sie sich äußert mitempfinden, wenn nicht in den Elementen, den Atomen etwas Aehnliches und weit Schwächeres vor sich ginge, was sich uns entzieht. Das Letzte was von dem Inneren der Dinge, gleichsam ihrer Seele, von uns erkannt werden kann, ist die Empfindung der Thiere. Für jede elementarere Seelenregung fehlt uns Vorstellung und Namen. Aber aufwärts steigend können wir das Denken in die Elementarkräfte zerlegen, wie die körperlichen, sinnlich wahrnehmbaren Vorgänge in mechanische, physische, chemische Bewegungen. Die Elementarkräfte der menschlichen Seele sind Empfindungen. Was im Innersten der Körper vorgeht, wenn Sauerstoff und Wasserstoff zusammentritt, wenn der Stein fällt, wenn die scheinbar leblosen Dinge zusammentreffen, kann nichts Anderes sein."

Die durch die Empfindung bedingte Einheitlichkeit Ich ist demnach der Schlüssel, mit welchem wir uns die ganze Welt zu erschließen haben. Dieses Ich ist der Schlußpunkt einer unendlichen Reihe, es ist der Mittelpunkt zahlloser Sphären, es ist aber auch zugleich Uebergangspunkt für zukünftige Reihen, es ist wieder ein Theil größerer und stets größerer Ganzen, zu deren Ichheit es gehört, wie der einzelne Gedanke, das einzelne Atom zu meinem Ich. Ist das Wesen des Ich und der Empfindung etwas Unerklärliches, so erblicken wir gleichzeitig eine andere unübersteigliche Schranke unserer Erkenntniß und diese ist die Unendlichkeit der Welt.

Nur das was wir durch Beschränkung auf den Mittelpunkt unseres Daseins zusammenführen können, ist für uns begriffen. Die menschliche Vernunft hat in dem Streben nach Erweiterung ihrer Erkenntniß großartige Triumphe gefeiert, sie hat die Schranken des Raums überwunden und ist bis in die entlegensten Fernen gedrungen, von denen aus das Licht selbst, der schnellste Bote der Schöpfung, viele Tausende von Jahren brauchte, um zu ihr zu gelangen. Der menschliche Gedanke durchmißt diese Räume in Einem Augenblicke. Auch die Schranken der Zeit zu durchbrechen ist unser Zeitalter eifrigst bemüht; wir gewöhnen uns Maßstäbe anzulegen, vor denen den früheren Denkern geschwindelt hätte. Und dennoch — soweit auch die immer stolzer und zuversichtlicher vorandringende menschliche Vernunft in künftigen Jahrtausenden gelangen mag, so sehr sie auch in ihrem Streben nach dem Unendlichen die ewigen Schranken von Raum und Zeit erweitern wird, sie wird ihr letztes und höchstes Ziel niemals erreichen, sie wird die Unendlichkeit niemals begreifen. Denn das Unendliche kann nur empfunden, es kann nicht begriffen werden. Diese Erkenntniß mag eine schmerzliche sein, sie ist eine nothwendige und darum heilsame.

Welche Ursachen mochten wohl wirken, als das Atomgebiet, aus welchem sich nachmals unser Sonnensystem gestaltete, zuerst aus der vollständigen Gleichartigkeit und Isolirung der bewegten Atome zu einem unermeßlich großen Nebelball vereinigte? Wir werden es wohl

nie erfahren: einen Grund aber müssen wir annehmen, denn grundlos geschieht nichts auf der Welt. Wir können aber keinen anderen finden, als die Einwirkung benachbarter Weltsysteme: also kosmische Wirkungen. Welche unermeßliche Zeit muß nicht seit jenem ersten Werden bis auf den gegenwärtigen Augenblick schon vergangen sein! Und dennoch, wenn es der Wissenschaft gelänge, alle die Billionen von platonischen Jahren zusammenzurechnen, die dieses Sonnensystem zu seiner Entwicklung gebraucht hat — hinter diesem ersten Werden liegt eine unendliche Vergangenheit, wie vor uns die Unendlichkeit der Zukunft. Für das Unendliche hat der Endliche kein Maß!

Senke nieder,
Adlergedank' dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie!

Wir finden demnach für unser Erkennen zwei Grenzpunkte, zwei unüberwindliche Schranken: die eine ist das durch die Beschränkung allein entstehende und erklärliche Ich, die andere die Unendlichkeit. Jenes trachtet und strebt dem Unendlichen zu, vermag sie aber seiner Natur nach niemals zu erreichen. Die Polarität beider Grenzen ist am entschiedensten und vollkommensten, wenn wir das im Weltenraume vollständig isolirte d. h. zwischen den Nachbaratomen sich frei bewegende Atom der Unendlichkeit gegenüber ins Auge fassen.

Gerade wegen der Polarität des beschränkten Ich und des unbeschränkten Alls ist das große Räthsel eigentlich nur Eines. Die Ichheit und die Unendlichkeit sind entgegengesetzte und correlate Begriffe. Was das Ich ist, kann niemals begriffen, es kann nur unmittelbar empfunden werden: ebenso die Unendlichkeit. Soweit die Empfindung reicht, geht der Bezirk des Ich; wo sie aufhört, beginnt für uns das Unendliche, letzteres wird nur durch Ausschließung, durch den Gegensatz empfunden.

Vorstellen, begreifen können wir jegliches Ding der Welt nur, indem wir ihm ein Ich leihen; dies ist eine große Wahrheit, die nur von Wenigen erkannt wird. Auf diesem Verfahren unseres Geistes beruht die ungeheure Zahl der Anthropomorphismen und Irrthümer

unserer Erkenntniß. Denn jedes Wort repräsentirt ursprünglich ein Wesen, welches als vorhanden, als persönlich gedacht wird. Um sich von dem Irrthum zu befreien, muß der Menschengeist ringen, die Complexe, welche er zusammengebunden, wieder aufzulösen, wie er den freundlichen Sternenhimmel mit seinen persönlich gedachten Sternbildern in eine Welt von unermeßlichen Fernen aufgelöst hat; er muß die Abstractionen ihrer Wesenheit und Wirklichkeit entkleiden und sie als Eigenschaften der wirklichen Dinge auffassen lernen.

Auch das Weltall, sobald wir es uns denken, stellen wir uns nothgedrungen als ein Ich vor, das sich selbst äquilibrirt, die Begrenzung seiner Existenz nur in seiner Unbegrenztheit hat. Wir vernachlässigen alsdann die Antinomieen oder inneren Widersprüche, welche sich zwischen dem Ich und dem All für unser Denken unlöslich ergeben und fragen einfach: Hat dieses All eine Eigenschaft, welche unter allen Umständen d. h. zu allen Zeiten und an jedem Orte sich gleichbleibt und welche demnach auch an dieser Stelle, wo wir uns befinden und in unseren Tagen sich manifestiren muß? die wir also zu erkennen vermögen, da wir ja auch zu dem All gehören?

Nach unserer Auffassung besteht es aus bewegten Atomen, die in dem Urzustande sich ausschließen. Die Ichheit des Alls ist darum die schwächste oder dunkelste von allen denkbaren. Bildlich können wir uns dieselbe vorstellen, als den nämlichen, unveränderten Ton, der durch alle Ewigkeit und alle Unendlichkeit des Raumes fortklingt! Melodieen, Rhythmen, sich entwickelnde Harmonieen — bald heitere, bald wehmüthige — entstehen erst durch die Individuation; erst da wo es heißt:

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.

oder wie der Dichter in pantheistischer Beseligung ausruft:

Lichtseel' im Planetenwirbel, Sonne, vom
Herrn im Mittelpunkt erhöhte, Allah hu!

Herzen! Welten! Eure Tänze stockten, wenn
Lieb' im Centrum nicht geböte, Allah hu!

Alle diese Tänze, Rhythmen und Reigen sind aber erst geworden oder geschaffen aus der dem ganzen Weltall in seinen Atomen ureigenen Bewegung, woraus sich selber wieder eine große allgemeine Weltbewegung ergibt, die wir als kosmische Kraft in ihren vier Manifestationen: Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus wahrnehmen und die nichts weiter ist als das Gesammtresultat der Einzelbewegungen der Atome. Hier muß ich auf die oben S. 260 angeführte spottende Aeußerung Schopenhauers zurückkommen, mit welcher er eine tiefsinnige Bemerkung Lamarcks zurückwies: „Dann wäre Wärme und Electricität das Ding an sich." In gewissem Sinne ist dies sogar wahr, was Schopenhauer gewiß nicht ahnte. Denn diese allgemeine kosmische Kraft, sie ist nicht nur Mechanismus, sie ist auch Wille d. h. Empfindung. Aus ihr ist Alles geschaffen, sofern sie Bewegung ist, und durch sie ist Alles geschaffen, sofern sie Empfindung ist. Der Leser, welcher meiner Darstellung bisher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird diesen Satz, der gleichsam der Inbegriff meiner Lehre ist, recht wohl verstehen. Für die Schwächeren will ich noch folgende Erklärung beifügen: Der Pulsschlag meines Herzens, die Respiration meiner Lunge, sie gehen scheinbar auf eine rein mechanische Weise vor sich. Trotzdem sind sie vollkommener Wille d. h. Empfindung. Sie sind erworben durch eine vieltausendjährige Bemühung früherer unvollkommener Daseinsformen, von denen wir herstammen. Diese gewöhnlich unbewußt oder unwillkürlich genannten Functionen stehen im Verhältniß der Mechane d. h. des reinen Mittels zu meinem hellen Bewußtsein: sie sind aber keineswegs bloß das, sie sind die gewollten Thätigkeiten lebendiger Organe. Wenn nun unser Denken in seinen Betrachtungen rückwärts schreitet, so findet es, daß jede Daseinsform, so hoch oder so tief sie auch steht, sich stets früherer und immer früherer Kraftsysteme, welche dann natürlich auch Willenssysteme sind, bedient; gerade so wie das Thier den fertigen Bildungs-

von der Pflanze, diese wieder die unorganischen Stoffe sich aneignet. In letzter Instanz muß aber jede Form sich der ursprünglichen Bewegungsquelle bedienen, welche keine andere ist, als die Bewegung des Universums, welche ewig und unveränderlich ist und ein Resultat der Einzelbewegungen der Atome. Es ist die große Geistesthat Robert Mayers, dieses Verhältniß zuerst mit klarem und tiefem Blicke überschaut und es auf das scheinbar sich dieser Betrachtung entziehende Thierleben angewandt zu haben: „Da zwischen den mechanischen Leistungen des Thierkörpers und zwischen anderen anorganischen Arbeitsarten kein qualitativer Unterschied besteht, so ist folglich eine unveränderliche Größenbeziehung zwischen der Wärme und der Arbeit ein Postulat der physiologischen Verbrennungstheorie" d. h. mit anderen Worten: Jede Arbeit oder besser jede Bewegung des Thiers geschieht ausschließlich auf Kosten und mit Aufwendung der durch den chemischen Proceß erworbenen Wärme. Das Thier ist also mechanisch betrachtet nichts weiter als ein chemischer Proceß. Es unterscheidet sich also das älteste Thierleben — der Bathybius — von dem anorganischen Stoffe nur dadurch, daß bei jenem sämmtliche Theilchen schon in einem Empfindungsrapport stehen d. h. daß jedes Theilchen fast gleichzeitig von dem weiß, was mit dem anderen vorgeht und analog afficirt wird. Der nächste sich aus diesem Verhältnisse ergebende Wille des niederen Thierorganismus ist demnach eine Totalbewegung, welche durch die Einzelbewegungen der Atome d. h. durch die Wärme ausgeführt und durch die Empfindung gerichtet wird. Das Ich des Bathybius ist schon ein reiches, indem die thierische Empfindung bereits bei ihm aufgeschlossen und alle Atome zu einer Gesammtempfindung und Gesammtbewegung harmonisirt sind. Wie nun das Individuum um so vollkommener ist, je mehr die Urzellen ihre Selbständigkeit aufgegeben und scheinbar rein mechanisch den Zwecken des Ganzen dienen, um so unvollkommener, je gleichartiger dieselben sind und als gleichberechtigte Einzelexistenzen sich geriren wollen, so ist nothwendig jenes Ich das schwächste und unvollkommenste, wo das

Urelement der Schöpfung das Atom in seiner Ausschließung verharrt. Wir dürfen deshalb mit Recht sagen: Das schwächste Ich, d. h. das dunkelste Wollen und Empfinden ist das des All als solchen. Sein Wollen und Empfinden ist innerhalb jedes einzelnen Atoms beschränkt, welches seine ewige Bewegung inmitten der repellirenden Nachbaratome ausführt. Jedes Einzelwesen ist um so vollkommener, eine je größere bewußte Empfindung es erlangt und je mehr Bewegung der Atome es sich angeeignet und zu seinen bewußten Zwecken verwenden kann. Dschelaleddin Rumi spricht:

Sieh! ich starb als Stein und ging als Pflanze auf;
Starb als Pflanz' und nahm darauf als Thier den Lauf.
Starb als Thier und ward ein Mensch. Was fürcht' ich dann,
Da durch Sterben ich nie minder werden kann?
Wieder wenn ich werd' als Mensch gestorben sein,
Wird ein Engelsfittig mir erworben sein.

Ob letzteres möglich und wahr? Ob es nicht nur ein poetischer Trost? Gewiß nicht. Darüber möge mir erlaubt sein, hier wieder ein Wort einzuschalten, denn ich halte es für ein verdienstliches und nothwendiges Beginnen, den zur Mode gewordenen Pessimismus, der sich in den Tiefen des Zeitbewußtseins festzusetzen droht und zur sittlichen Erschlaffung und Thatenlosigkeit führen würde, wenn man ihm nachhinge, mit der Wurzel auszurotten. Ja, es vermag nur das Aufgeben des engen Ich, die innige und freudige Antheilnahme an fremdem Schicksal und an den hohen Aufgaben der Gesammtheit jenen Daseinsschmerz zu heilen nicht nur, sondern vollständig zu beseitigen, der häufig nur in dem Verpuppen in fruchtloser Selbstbespiegelung, in der weichmüthigen zärtlichen Liebelei mit dem eigenen Herzchen und der ängstlichen Rücksichtnahme auf seine Forderungen seinen Grund hat und in unseren Tagen so viele fratzenhafte Ausgeburten ans Licht gefördert hat. Schon der einfache gesunde Menschenverstand lehnt sich dagegen auf und bezeichnet den wahren Heiltrunk gegen jenes krankhafte Verlangen nach selbstischem Glück: Savoir être heureux, sagt eine geistreiche Französin, c'est songer beaucoup aux autres, peu à soi. Und wie vermag denn das Ich

sich aufzugeben und in Anderen sein Glück zu finden? Wieder sage uns der Dichter, durch welchen Zauber dies Wunder möglich ist:

Ein Fenster geht aus meinem Herzen
In Deine Brust hinüber.
Da schau ich still aus meinen Schmerzen
In Deine Lust hinüber.

Wir werden eines höheren Ich theilhaftig, indem wir aufgehen in dem Leben der Familie, der Gemeinde, des Volks, der Menschheit, indem wir deren Interessen als unsere eigenen empfinden. Kein Unglück ist so groß, daß wir nicht durch innige Theilnahme an dem Geschicke der Anderen und durch die dafür uns gespendete Sympathie guter Seelen Vergessen und Erleichterung finden könnten. Immer enger und vertrauter wird das Band, welches alle Menschen umschlingt und welches uns in jedem Menschenantlitz etwas Heiliges und Ehrwürdiges erkennen läßt: immer mehr gestaltet sich das Menschenleben durch die Bemühungen der Edelsten unter uns in der Weise, daß der alte, häßliche, wenn gleich wahre Spruch homo homini lupus dem schönen erhabenen Gedanken homo homini deus weichen muß. Seht doch nur zu, wenn ihr die Güte der Menschennatur, die vielgelästerte und geleugnete prüfen wollt, wenn Einer unseres Gleichen in Gefahr kommt! Möge es uns der Pessimist Schopenhauer selber sagen, der sonst so gern überall nur crassen, rohen, unverhüllten Egoismus im Menschen annimmt: „Wenn ein Mensch in Todesgefahr schwebt, wie eilt Alles herbei ihm zu helfen, wie wird jede erdenkliche Anstalt gemacht zu seiner Rettung, welch grenzenloser Jubel, wenn diese gelungen ist!“ Wollen wir uns durch die einfachen, schlichten Arbeiter beschämen lassen, in denen oft der gesunde unverfälschte Sinn Wahrheiten ausspricht, die wie es scheint, dem „Verstand der Verständigen“ allmählich abhanden kommen? Ich führe Ein Beispiel an statt vieler. Die Arbeiter-Delegationen sollten bei der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 sich über ihre Lage und Wünsche aussprechen. Die Dachdecker berechneten ihren Lohn und fanden, daß ihre jährlichen Einnahmen gerade hinreichend seien, um nicht den Hungertod zu sterben, daß

bei dem geringsten Unfalle die Familie in Schulden und Armuth gerathen muß. Sie schließen ihren Bericht:

„Uebrigens ist das Leben für Niemanden milde, und so schwer auch die Last sein mag, so ist doch das beste Loos denen zugefallen, welche arbeiten. Der Gedanke, daß man seine Pflicht erfüllt, daß man der Führer und Beschützer theurer Wesen ist, das Bewußtsein, nach Außen auf die Achtung aller Menschen und nach Innen auf treue und hingebende Liebe zählen zu können, trösten den rechtlichen Mann in seinen Entbehrungen."

Wenn so der einfältige und gerade Sinn spricht, so mögen die verstummen, die höhere Ansprüche an das Leben stellen, als es zu leisten vermag und die es vorziehen, unter dem Unglück des Daseins zu seufzen und zu ächzen, statt eine Heilung da zu suchen, wo sie allein zu finden ist, in ernster, treuer Arbeit und in der Besiegung ihres Egoismus. Für diejenigen, welche wähnen sollten, es sei nur die Verblendung gewöhnlicher, schlichter Menschen, die sich wie ein Pferd in seine Arbeit, so endlich auch in ihr Loos zu schicken lernen, mögen hier die Worte des ausgezeichneten französischen Geschichtsschreibers, Augustin Thierry folgen, der inmitten seiner erfolgreichen Thätigkeit erblindet und von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, durch sein Schicksal ungebeugt, in rührender Geduld seine Arbeiten fortsetzte und so die Nacht, die seine Sinne verschloß, zur Freundin seiner Seele machte:

„Welches Geschick auch meine Schriften erwarten mag, mein Beispiel, hoffe ich, wird nicht verloren sein. Ich wollte, es könnte dazu dienen, die moralische Schlaffheit, welche leider eine Krankheit der heutigen Generation ist zu bekämpfen; es könnte dazu dienen, eine jener entnervten Seelen, welche nicht wissen, woran sie sich halten sollen und welche überall suchen, ohne einen Gegenstand für ihre Liebe und Hingebung zu finden, auf den rechten Lebensweg zu führen. Warum sagt man immer mit solcher Bitterkeit, daß in dieser Welt nicht Luft für jede Brust, nicht eine Verwendung für jede Geisteskraft sei? Ist nicht die ruhige und ernste Wissenschaft da, ist in ihr nicht eine Zuflucht, eine Hoffnung, eine Laufbahn, welche Jedem zugänglich ist? Mit ihr verlebt man die

bösen Tage, ohne ihren Druck zu fühlen, schafft man sich selbst sein Geschick, benutzt man auf eine edle Weise sein Leben. Das habe ich gethan und würde es wieder thun; hätte ich meinen Weg aufs Neue zu beginnen, ich würde den nämlichen einschlagen, der mich dahin geführt hat, wo ich bin. Blind, hoffnungslos erkrankt und unaufhörlich leidend, kann ich dies Zeugniß ablegen, welches von mir ausgesprochen, nicht verdächtig sein wird: Es gibt etwas auf der Welt, was mehr werth ist als die materiellen Genüsse, mehr als die Güter des Glücks, mehr als selbst die Gesundheit, es ist die Pflege der Wissenschaft."

Möge dieses herrliche Zeugniß aus dem Munde eines Mannes, der nach der gemeinen Auffassung der Dinge mehr Recht als irgend einer hatte, gegen die Welt und das Schicksal zu grollen, die Schwankenden und Unschlüssigen mit dem wahren moralischen Muthe erfüllen, ihnen Herz und Seele kräftigen, daß sie das Leben nach seinem wahren Werthe schätzen lernen, daß sie es auffassen als das was es ist, als eine Arbeit, durch welche wir die große Schuld, die wir von den vergangenen Geschlechtern übernommen, abtragen, indem wir an unserem Theile dafür wirken, daß die großen Ziele der Menschheit gefördert werden und endlich der Tag komme, für welchen alle Edlen gehofft, gerungen und gelitten, wo die Schranken niedersinken, welche Aberglaube, Vorurtheile und blinder Haß unter den Menschen errichtet und das Reich der Bruderliebe, der edlen Menschlichkeit gegründet werde auf Erden. Wer redlich und treu an dieser Aufgabe mitarbeitet, dem wird, sei sein Thun auch noch so unscheinbar und der öffentlichen Anerkennung entzogen, der Tag heilig sein und die Stunde; sein Herz wird erfrischt und belebt sein von dem Bewußtsein erfüllter Pflicht, der wahren Quelle reiner Freude, er wird sagen können, wie der große französische Weise Montesquieu: „Jeden Morgen, an dem ich erwache, sehe ich das Licht der Sonne wieder mit einer unaussprechlichen Lust." Hinweg mit den störrischen Knechten, welche ihr Pfund vergraben oder vergeudet haben und uns nun den Anblick der schönen Welt, die innige

Theilnahme an dem Geschicke unserer Brüder und der Menschheit verbittern und vergällen möchten durch wahrhaft unfruchtbare und zwecklose Selbstquälereien. Gewiß ist Jammer und Elend überwiegend groß auf der Erde, nur ein herzloser Egoist vermöchte sie zu übersehen oder gleichgiltig daran vorüber zu gehen, aber nur der hat das Recht uns darauf hinzuweisen, der zugleich den redlichen Willen hat mitzuwirken, daß es besser werde, nicht aber die, welche in eitler Selbstbespiegelung die Wissenschaft des Pessimismus predigen, und denen es, wenn man auf den Grund blickt, doch nur um eine „interessante Grimace" zu thun ist. Man verzeihe mir die Digression, aber mein Herz ist zu voll von Unwillen über den neuen Humbug, der unter dem Namen „Philosophie" sich selbstgefällig spreizt und die blöde Menge am Narrenseil führt.

Von der höchsten Wichtigkeit ist für uns das Studium des Ich, da dieses Wesen das einzig Räthselhafte und zugleich doch das einzig Erkennbare auf der Welt ist. Man kann sich diese paradoxe Wahrheit sehr leicht in folgender Weise klar machen. Denken wir uns das Weltall aus lauter Atomen, welche in einer gleichförmigen Bewegung und mit einer durchaus gleichen Empfindung erfüllt sind, bestehend und zugleich in Raum und Zeit unendlich — so hörte die Welt eigentlich auf, ein Räthsel zu sein: denn unser Sinnen und Trachten ist ja darauf gerichtet, alle die mannigfaltigen Erscheinungen auf diesen Urzustand zurückzuführen; das Einfache ist für uns das Begreifliche. Und dennoch vermöchten wir es auch wieder nicht zu begreifen, da das Unendliche nicht in unser Begriffsvermögen eingeht und eben nur unser Ich der wahre Schlüssel für alle Erkenntniß ist. Welcher Art und Natur nun dieses Ich ist, das zu ergründen und an den offenbarsten Erscheinungsformen zu studiren, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Philosophie.

Das Wesen der Individuation ist die Ausschließung und dadurch entstehende Eigengesetzlichkeit. Diese Definition paßt ebensowohl auf die einfachsten Formen des Seins wie auf die höchst complicirten und vergeistigten; sie gilt von der ersten Nebelbildung

unseres Sonnensystens wie von dem vollkommensten Organismus, der Menschheit. Neue Eigenschaften entstehen nur durch Differenzirung; diese kann nur eine Folge sein von besonderen Verhältnissen, die auf einen Theil des indifferenten Ganzen anders wirken, als auf den anderen Theil. Schon bei jenem rotirenden Urnebel muß eine solche Verschiedenheit der Wirkungen angenommen werden, da ja die äquatorialen, polaren, peripherischen, centralen Verhältnisse schon zu wirken begannen.

Das Zusammentreffen verschiedener Daseinsformen bewirkt die Entstehung neuer Formen. Am klarsten und einfachsten erscheint uns dieses Verhältniß, wenn zwei unorganische Stoffe in allmählicher Wirkung eine Verbindung eingehen. Letztere ist dann ein neues Ich, das sein Dasein früher gebildeten Wesen verdankt, deren Eigenschaften es auf eine eigenthümliche Weise combinirt. Gerade so verhält es sich mit den höchst vergeistigten Formen, mit menschlichen Individuen oder Gemeinschaften, welche sich zu neuen Einheiten verbinden und damit höher complicirte und gesteigerte Eigenschaften gewinnen.

Die Allmählichkeit der Wirkung gleicht die Gegensätze aus und schafft neue Formen; dies ist das Princip der Entwicklung. Wo die Gegensätze zu stark und unvermittelt auftreten, da kämpfen sie mit einander, jedes Ich sucht seine Eigenart zu bewahren. Solche Kämpfe großer Einheiten können oft in der Brust eines Individuums stattfinden; dieses ist dann das Schlachtfeld, auf welchem zwei große Gewalten sich begegnen. Ich führe als ein Beispiel Pascal an, in dessen Seele der alte fromme Glaube und das moderne wissenschaftliche Bewußtsein einen tragischen Conflict heraufbeschworen, der dem edlen Dulder unsägliche Leiden und Gewissensangst bereitete. Den auserwähltesten Naturen sind solche innere Kämpfe vorbehalten und selbst der gewaltige Glaubenseiferer Luther hatte Stunden, in denen er an sich selbst irre wurde. Nur ein starkes, übergewaltiges Ich vermag sich aus den Grenzgebieten zweier großen Centralwesen zu entwickeln, sich an der Stelle zu behaupten, zum Kern einer neuen

zukünftigen Entwicklung zu werden; ein schwächeres Wesen wird aufgesogen oder durch den Conflict zertrümmert. Zuerst ersteht der Prophet des neuen Gedankens, dann treten seine Apostel und Missionäre auf und endlich dringt die Lehre in weitere und weitere Kreise, bis sie endlich auch die Unwilligen beherrscht. — Aber selbst bei den allerniedersten Formen, also den Gegensätzen unorganischer oder chemischer Stoffe, gibt es keine andere Erklärung; wohl findet Anziehung oder Abstoßung statt mit der den Atomen eigenen Bewegungsgröße; daß sie sich aber überhaupt abstoßen, das hat seinen Grund nur in der inneren Eigenschaft der Atome, also in ihrer — höchst dunkeln — Empfindung: es ist Wille.

In allen den Verhältnissen, wo wir uns selber als Atome größeren Ganzen oder Gemeinwesen gegenüber empfinden, wird uns das Wesen des Ich, des Werdens und der Entwicklung am klarsten. Wie Theile verschiedener Nationalitäten durch äußere Verhältnisse und inneres Zusammenleben zu Volkseinheiten zusammenwachsen können, dafür geben uns die Schweiz, die Vereinigten Staaten von Amerika und selbst Frankreich ein schönes Beispiel. Dagegen war der eiserne Wille und das despotische Regiment Napoleons I nicht im Stande, das Volks-Ich in Deutschland oder Spanien zu überwältigen und in sein nivellirendes Militärsystem einzuzwängen. Im Gegentheil, das Nationalbewußtsein wurde durch den Druck von Außen immer mächtiger und dringender, indem die einzelnen Willen sich auf ein einziges Ziel richteten und somit ein Gesammtwille entstand, welcher alle Kräfte vereinigte, indem er zugleich das Bewußtsein der Gemeinsamkeit des großen Interesses der Befreiung des Vaterlandes beständig wach erhielt. Man muß sich in solche Zustände zurückversetzen, um zu begreifen, wie ein höheres Ich, die nationale Einheit, aufzuleuchten vermag und alle Schichten der Bevölkerung durchdringend, selbst den scheinbar in engsten Kreisen ruhig Dahinlebenden zur höchsten Begeisterung und Opferwilligkeit entflammen kann. „Es war eine grause Zeit," schreibt Friedrich von Smitt, nachdem er die Quälereien, Verfolgungen, Gelderpressungen

und Gewaltmaßregeln aller Art aufgezählt, die das Napoleonische System über das unglückliche Deutschland gebracht — „man muß sie erlebt haben, um ihre Schauer ganz zu fassen. Aber dafür war auch der Haß, der Grimm, die Wuth gegen den Unterdrücker grenzenlos, unbeschreiblich! Da war kein Schloß, da war keine Hütte wo nicht tägliche Gebete um dessen Sturz zum Himmel gesandt wurden."

Diese Innigkeit der Solidarität aller Theile zur Erhaltung des Ganzen, diese Fähigkeit alle Kräfte auf Einen bestimmten Punkt zu zu richten, ist es, was die thierische Empfindung ausmacht und dem Thier-Individuum einen hohen Vorzug vor allen übrigen Daseinsformen verleiht, so daß wir hier geneigt sind, eine besondere Art von Wesen anzunehmen, denen das Empfinden, die Beseelung ausschließlich zukommt. Aber diese Eigenschaft ist nichts weiter, als eine Entwicklung, und in den einfachsten Thierformen finden wir deutliche Fingerzeige, daß die rein chemischen Processe, die sogenannten vitalen Bewegungen, auch schon von Empfindung und Wille begleitet sind, oder vielmehr nach ihrer geistigen Seite nichts anderes sind. „In der Familie der Aktinien, Asterien, Seeigel und Holothurien, sagt Treviranus, ist es augenscheinlich, wie die Bewegung der Säfte von dem Willen derselben abhängt und ein Mittel örtlicher Bewegung ist."

Ebenso ist das Leiden oder Erkranken des Theils vermöge der Solidarität des Ganzen stets die Veranlassung der Intervention der Gesammtheit zu Gunsten dieses Theils. Auch hier geben die großen Organismen die geeignetsten Analogien. Ein fremdes Ich, welches sich parasitisch im Inneren des Staatslebens auszubilden trachtet, wie z. B. die Hierarchie oder die socialistischen Verbindungen, muß nothwendig die Harmonie des Gesammtlebens zerstören. Dieses letztere wird alsdann seine Kraftäußerungen auf Beseitigung der Störung richten, sind dieselben nicht erfolgreich, so erschöpft sich die Kraft, es verlegt sich das Centrum des Lebens, und letzteres kann schließlich zu Grunde gehen. Nicht anders ist es mit dem Schmerz

und dem Erkranken eines Gliedes bei dem Thierorganismus. Die gestörte Harmonie ruft zunächst die Hilfe der Nachbartheile und die Aufmerksamkeit des Centralorgans an: alle Kräfte conspiriren, um das Uebel zu beseitigen; gelangen sie nicht zum Ziele, so wird eben das fremde Ich Herr der Situation, das Thier stirbt. Wo es mikroskopische Thierchen sind, welche den Organismus zerstören, da wird Jeder dieser Auffassung gern beipflichten; es handelt sich darum, diese Auffassung auf jede Deterioration oder Krankheit zu übertragen, d. h. Entzündung, Fieber, Zersetzung u. s. w. als Ausdruck des Willens eines fremden Ich zu erkennen, mithin einen anomalen Willen anzunehmen, der mit dem eigentlichen organischen Willen, der auf die Gesundheit und Harmonie des Gesammtorganismus gerichtet ist, den entscheidungsvollen Kampf beginnt. Hier unterstützt unser Denken immer noch die Betrachtung, daß wir es mit dem Leben der niederen Elementarorgane zu thun haben, daß jede dieser Zellen ein Ich mit freilich sehr dunkler Empfindung ist, daß dieselben unter den günstigen Bedingungen sich vermehren und auf dem fruchtbaren Boden organischen Lebens verderblich überwuchern. Aber es muß uns gelingen, die scheinbar leblosen unorganischen Stoffe, die scheinbar rein mechanischen Bewegungen auch in diese Betrachtung mit einzubeziehen; so schwer uns diese Abstraction auch fallen mag. So lange der Polyp, die Naide, der Regenwurm unverletzt bleiben, steht jeder Theil derselben unter dem Schutze des Gesammtorganismus, er wird als ein wesentliches Element des Ich empfunden. Durch räumliche Entfernung, d. h. durch Zerschneiden, wird der Zusammenhang aufgehoben, es entstehen zwei oder viele gesonderte Ich, welche nichts mehr mit einander zu schaffen haben. Ebenso muß es mit den Pflanzen und dem unorganischen Stoffe sich verhalten. Wo hier die Grenze der Ich-Empfindung ist, das vermögen wir nicht zu sagen, sie ist jedenfalls auf die engsten Raumtheilchen beschränkt: ich vermag eine Pflanze, ein Metall, eine Flüssigkeit zu zertheilen, ohne daß eine Reaction des Ganzen wahrnehmbar wird. Und dennoch wird Niemand leugnen können, daß auch hier ein innerer Zusam-

menhang vorhanden ist, der uns nur als eine Kraft erscheint, der aber bei tieferer Auffassung zugleich als ein Wille gedacht werden muß. Von dem Willen ist aber das Ich, die Empfindung, unzertrennlich. Je größer die Raumerfüllung, je ausgedehnter die Masse, um so größer ist der Schutz, welchen das Theilchen von der Gesammtheit genießt: demnach müssen wir auch bei den unorganischen Wesen von einem Gesammt-Ich reden, welches seine Total-Empfindung dadurch zu Stande bringt, daß dieselbe zwar nur in den Einzelatomen vorhanden, aber insofern nicht auf dieselben beschränkt bleibt, daß jedes Atom mit dem Nachbaratom eben durch die Empfindung in Zusammenhang steht. Wenn ich durch eine heftige Bewegung, z. B. einen starken Hitzegrad, diesen inneren Zusammenhang auseinander treibe und dadurch die chemische Verbindung aufgelöst wird, so geschieht dasselbe, wie wenn ich den Polyp, den Regenwurm mit dem Messer zerschneide. — Erleichtert wird dieser Gedanke, wenn wir uns denselben z. B. durch den Heerwurm symbolisiren, der ja auch aus lauter kleinen Insekten oder Einzelich besteht, deren Empfinden nicht über die engste Begrenzung hinausgeht und welcher doch eine gewisse Gesammtbewegung und Gesammt-Empfindung besitzt, so lange der Zusammenhang nicht unterbrochen ist.

Wenn wir nun die Frage stellen: Von welcher Hand wird diese große, wunderbare Welt geleitet, was ist ihr Plan, ihr Zweck; welches ist das oberste und höchste Ich, als dessen einzelne Manifestationen die vorübergehenden Erscheinungen aufzufassen sind, so kann die Beantwortung nach dem bisher Gesagten nicht zweifelhaft sein. Vergleichen wir die von Alters her versuchten Lösungen des Räthsels, so werden wir überall der Einseitigkeit des menschlichen Denkens, welches nothwendig sein Ich zur Norm der Erklärung nehmen muß, neben der durch die wachsende Erfahrung geläuterten sich über die Grenzen von Raum und Zeit aufschwingenden tieferen Erkenntniß begegnen. Wir wollen darum nochmals kurz diese Versuche, mit welchen der Weg der menschlichen Vernunft nach ihrem höchsten Ziele bezeichnet ist, recapituliren.

Der Polytheismus des Alterthums erkannte den Willen in allen Erscheinungen der Welt. Die Kräfte der Natur, die Regungen des Herzens, die Geistesthaten des Menschen, die Schicksale des Einzelnen, der Stadt, des Volkes — sie sind der Ausfluß persönlicher, menschenähnlicher Wesen, die nur durch Willkür geleitet, Gutes oder Schlimmes senden. Sich dieselben durch Gebet, Opfer und Ehrfurcht geneigt zu machen und zu erhalten, ist die Aufgabe des Menschen.

Tiefsinniger war die mythologische Einkleidung des welterklärenden Gedankens bei dem zu philosophischer Speculation sich frühzeitig hinneigenden Volke der Hindu. Wenn wir den Mythus abstreifen, so können wir auch heute noch uns zu dem Hauptinhalt der brahmanischen Lehre bekennen. Ein unpersönliches Urwesen, das Brahm, ist der Urgrund alles Seins; dasselbe offenbart sich durch drei persönliche Gottheiten, Brahman den Schöpfer, Wischnu den Erhalter und Siwa den Zerstörer.

Von der menschlichen Beurtheilung nach dem Guten und Schlimmen, dem Vollkommenen und Unvollkommenen ausgehend, hat die Zend-Religion, welche ein gutes und ein böses Princip annimmt, die sich in die Weltherrschaft theilen, eine gewisse innere Logik und Uebereinstimmung mit den Thatsachen. Diese Eigenthümlichkeit ist es, die John Stuart Mill so sehr ansprach, daß er der dualistischen Weltauffassung eine größere Berechtigung zuerkannte, als der monotheistischen. Wenn Ein Geist unsere Welt geschaffen hat, so lautet sein Raisonnement, so kann er nicht allmächtig sein.

Der Fatalismus oder die Annahme eines von Urbeginn waltenden Schicksals, welches jegliches Ding und jegliches Thun vorausbestimmt hat, beruht auf der tiefen Einsicht in die überall waltende Nothwendigkeit, in die strenge Necessitirung der ganzen Schöpfung mit Einschluß des Menschen.

In allen diesen Erklärungen führt die menschliche Vernunft, ohne es zu wollen und zu wissen, ihr eigenes Ich ein und hypo-

ſtaſirt ihre Anſchauungen zu weltbeherrſchenden Principien. Zum höchſten Ausdruck gelangt dieſes Verfahren im

Monotheismus des Chriſtenthums. Die große Wahrheit dieſer Lehre beruht in der Erkenntniß, daß Ein Geiſt die ganze Schöpfung beſeelt; ihr hoher ſittlicher Werth in dem Hinweiſen auf ſtete Vervollkommnung. Jene Wahrheit bereitete der Wiſſenſchaft die Bahnen durch die Entgötterung der Natur; dieſe Lehre iſt auch heute noch die reinſte und edelſte Verkünderin der höchſten Ziele des menſchlichen Handelns.

Carteſius entdeckte das Ich als das unmittelbar Gewiſſe, als den Ausgangspunkt aller Erkenntniß. Er erkannte die Einheitlichkeit der Bewegung in der Welt. Für ihn war Alles — außer dem Menſchen — Mechanismus. Der Urſprung des Mechanismus war der chriſtliche Gott, die Seele ein beſonderes immaterielles Weſen.

Spinoza iſt der Vater des Monismus. Die Welt, das All iſt Gott; ſie hat die beiden Eigenſchaften der Ausdehnung und des Denkens. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß der große Denker den Begriff der Gottheit nur darum beibehielt, um bei ſeinen Zeitgenoſſen minderen Anſtoß zu erregen. Mit Recht konnte man ſeinen Anhängern vorwerfen: Ein ſauberer Gott, der Eurige, der die tollſten Orgien des Wahnſinns und der Frevelthaten feiert, der gleichzeitig in der Seele eines Sokrates, Mark Aurel die höchſte Tugend predigt und in einem Nero, Caligula, Heliogabal die Welt mit ſeinen Unthaten ſchändet!

Leibniz iſt der Entdecker des Individualismus und Urheber der Monadenlehre. Die richtige Ausführung ſeines tiefen Gedankens ſcheiterte an dem Dualismus, in welchem er befangen war. Seine Monaden ſind einestheils Kraft-Centra, anderentheils ſeeliſche Centra.

Kant's gewaltige Verdienſte und Geiſtesthaten ſind bereits

früher eingehend gewürdigt. Die Welt ist Erscheinung, mein Ich verwandelt sie in die beiden sinnlichen Anschauungsformen von Raum und Zeit, welche rein ideal sind. Außer uns gibt es also nur Kräfte, welche auf uns wirken und den Erfahrungsinhalt unserer Erkenntniß ausmachen.

Der Schopenhauer'sche Gedanke lautet: Jede Kraft ist Wille, Wille ist das Wesen der Natur, der Welt, des Alls, das wahrhaft Transscendentale und Metaphysische, das Ding an sich.

Wir sehen in diesen großen Zügen der Entwicklung des Weltgedankens die menschliche Vernunft gewaltig ringen, den Begriff oder die Denkform, welche ihr allein verständlich ist, das Ich, die Personification zu erweitern, sie gleichsam los zu werden, ohne daß es ihr doch vollständig gelingen kann, da es ihre einzige Macht, das einzige Mittel ist, zerstreute Erscheinungen unter einen Gesichtspunkt zu sammeln. Der Spinozische Pantheismus leidet an dieser Personification, so gut wie das antike Fatum und der christliche Gott. Die große tiefsinnige Idee Spinoza's: „Wie der Mensch gleichzeitig Körper und Seele, so ist die Welt gleichzeitig Ausdehnung und Denken" wird dadurch zu einer unrichtigen und einseitigen, daß er dieses All als ein mit Bewußtsein begabtes Ich auffaßt. Nicht minder hat der tiefe Denker Schopenhauer sowohl seinem metaphysischen Willen, als der Natur mehr als einmal Prädicate beigelegt, welche ebenfalls nur persönlich gedachten Wesen zukommen können. „Daß der Natur nur an der Erhaltung der Art gelegen ist, daß sie die Individuen schonungslos preisgibt, daß sie nichts vergeblich und zwecklos erschafft, daß der Wille unmittelbar heraustritt und höchst zweckmäßige Dinge ausführt, von deren Nutzen er keine Ahnung haben kann", alles das sind, wie ich schon mehrfach angedeutet habe, persönlich aufgefaßte Abstractionen. Man könnte sie alle durch Gegenbeweise widerlegen; denn es sind schon zahllose Wesen im Interesse einzelner Individuen vernichtet worden und der Wille zum Leben, der so klug ganz unbekannte Dinge weiß oder vielmehr unbewußt kennt, war oft genug nicht im Stande, einen in der

Nähe befindlichen Stein vorauszusehen, der ihm den Untergang brachte.

Will man die Natur als den obersten Inbegriff alles dessen was existirt charakterisiren, so kann man nur dadurch jenem Grundirrthum der menschlichen Vernunft entgehen, daß man die disparatesten und entgegengesetztesten Dinge von ihr aussagt. Sie allein verträgt das, weil sie kein Individuum ist; denn zum Wesen des Individuums gehört es, daß es nicht zugleich eine Eigenschaft und das Gegentheil derselben habe. So faßte denn das große Auge Goethe's die wahre Größe der Allmutter Natur auf, wenn er von ihr sagte: „Sie schafft ewig neue Gestalten: was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder; Alles ist neu und doch immer das Alte. Sie scheint alles auf Individualitäten angelegt zu haben und macht sich doch nichts aus Individuen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff und doch macht alles Eins aus. Es ist ein ewiges Leben, Werden, Bewegen in ihr und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillstehen in ihr. Für's Bleiben hat sie keinen Begriff und ihren Fluch hat sie ans Stillstehen gehängt. Sie ist fest; ihr Tritt ist gemessen, ihre Gesetze unwandelbar; sie läßt jedes Kind an ihr künsteln, jeden Thoren über sie richten. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt, man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Herzen und Zungen, durch die sie redet und fühlt. Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammen zu ziehen. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe. Ich sprach nicht von ihr: nein was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst."

Das Wesen aller Dinge beruht auf dem Gegensatz; will man einen obersten Begriff schaffen, der Alles in sich schließt, so muß er eben alle diese Gegensätze in sich enthalten*).

Wollen wir an die Stelle der Natur ein anderes oberstes Princip setzen, das etwa das unendliche All als ein thätiges beherrscht, sich in seinem Werden manifestirt, so vermögen wir es mit keinem anderen Worte zu bezeichnen als dem Zufall. Die klare Definition dieses Wortbegriffs ist das große Verdienst Lazar Geiger's. Da auch in dieser Auffassung sich die Schranken der nach Warum und Wozu fragenden Vernunft überschauen lassen, so möge der Gedankengang des leider noch zu wenig gewürdigten und gekannten Denkers hier in Kürze wiedergegeben werden.

Zuerst will ich bemerken, daß der Gedanke selbst nicht neu ist. In seiner gewohnten lichten Klarheit sprach ihn schon Goethe aus: „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen; sie haben's auch nicht nöthig, denn Bezüge gibt es überall und Bezüge sind das Leben." Man kann sich dies recht schön veranschaulichen, wenn man etwa das auf Zwecke gerichtete menschliche Thun und Denken mit einem Tagelöhner vergleicht, der am frühen Morgen zu des Tages Mühen und Lasten sich begibt, um in saurem Schweiß sein Brod zu verdienen; das Wirken der Natur dagegen mit einem durchaus unabhängigen edlen Menschen, der ohne besonderes Ziel hinaustritt, weil er weiß, daß er überall Gutes thun

*) Die Vernunft, welche ihr eigenes Wesen zu ergründen trachtet, wird finden, daß Beschränkung und Gegensatz die Grundbedingung und der Ausgangspunkt aller Erkenntniß ist. Die schöne Anekdote, welche Schopenhauer (der Wille in der Natur p. 5) nach Baltazar Gracian berichtet, mag den Gedanken veranschaulichen: Als Dante, im Carneval, sich in's Maskengewühl verloren hatte und der Herzog von Medici ihn aufzusuchen befahl, zweifelten die damit Beauftragten an der Möglichkeit, ihn, der auch maskirt war, herauszufinden; weshalb der Herzog ihnen eine Frage aufgab, die sie jeder dem Dante irgend ähnlichen Maske zurufen sollten. Die Frage war: „wer erkennt das Gute?" Nachdem sie auf selbige viele alberne Antworten erhalten hatten, gab endlich eine Maske diese: „Wer das Schlechte erkennt." Daran erkannten sie den Dante.

Segen verbreiten, seinen eigenen geistigen Reichthum verwerthen und vermehren wird.

Es sind also die Bezüge, welche das Neue schaffen. Nirgends ist dies klarer, als in der Sprache, bei welcher eben das Prinzip der Nothwendigkeit der Verbindung des bestimmten Lautes mit dem bestimmten Begriffe durchaus nicht herzustellen ist — solche Versuche haben nur zu den tollsten Ausgeburten der Phantasie geführt —; diese Verbindung ist vielmehr nur historisch zu erklären. Mit Recht sagt deshalb Geiger: „Das Prinzip, wonach Natur und Vernunft sich entwickeln, ist Differenzirung und der durch sie in Wirksamkeit tretende und immer mächtiger anwachsende Zufall. Die Erlebnisse, die sich zufällig an ein Wort schließen, modificiren seinen Begriffsgehalt. Die Erlebnisse eines organischen Wesens modificiren seine Form. Der Begriff lebt fort und modificirt sich beständig; das Organische in seinen Folgegeschlechtern ebenfalls. Und sowie es nicht fehlen kann, daß der Mensch stets Neues erlebt und so den Inhalt seiner Begriffe immer steigert, so muß auch die Natur in wechselseitigem Contact sich immer mannigfaltiger gestalten. Innerhalb eines Organismus wiederholt, ist diese Differenzirung die Vervollkommung selbst, wie steigende Unterscheidung die Vervollkommung der Vernunft ist. Der ganze Vorgang der Entwicklung des Körpers wie des Geistes ist nur die Fortsetzung des Wachsthums durch die Jahrtausende." *)

„Die Frage, was eigentlich der Zufall**) ist, dürfen wir um so weniger umgehen, da derselbe in Alles was sich entwickelt, ist und wird unauflöslich verflochten und daher ein immer wiederkehrendes Theilproblem der ewig vor uns entfalteten Aufgabe des Welträthsels ist. Hier aber begegnet uns zunächst als eine vielgehegte Meinung die völlige Leugnung des Zufalls oder die Behauptung, daß nichts zufällig geschehe. Dieser Irrthum beruht auf der

*) Urspr. der Sprache S. 201.

**) Lazar Geiger, Ursprung der Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft I, S. 232.

unrichtigen Schätzung des Gehalts von Wirklichkeit, der jedem Begriffe zukommt, und geht von der Voraussetzung aus, als bestände irgend ein Begriff ohne alle Wirklichkeit seines Objects, welches undenkbar ist. Zwar ist das Denken mit dem Sein keineswegs identisch, noch auch der Begriff das einzige oder auch nur wie Plato glaubte, das wahrste Abbild der Wesenheit der Dinge; aber irgend eine Ursache muß hinter jedem Begriffe nothwendig in den Objekten liegen, da das Subject Eines, die Begriffe vielfach sind. Wenn auch nicht, wie die Menschen lange, von dem Worte unbedingt beherrscht, zweifellos zu glauben gedrungen waren, der Inhalt eines jeden Begriffs ein Sonderdasein unter den Dingen hat, wenn auch Schönheit an sich nirgends ist, so muß doch Schönes sein und allem anderen unterscheidbar gegenüberstehen, damit der Begriff in einem Subjecte aufsteige und an irgend einem Objecte vorzugsweise hafte. Bei sinnlichen Wahrnehmungen täuschen wir uns weniger leicht; die abstrakteren unsinnlichen Begriffe z. B. Willensfreiheit sind wir leichter bereit, kurzweg zu verleugnen, sobald sie um unserer sonstigen Grundansicht wegen schwierig werden. Aber die willensfrei genannten Vorgänge müssen sich von den unfreien, die zufälligen von den nicht zufälligen in irgend etwas unterscheiden, welches Etwas aufzusuchen und auf seinen wahren Werth zurückzuführen vielmehr als zu verbergen oder zu bestreiten, die Aufgabe der sich selber und das Weltall prüfenden Erkenntniß ist."

„Nun scheint dem ersten allgemeinen Eindruck nach, in dem Begriffe des Zufalls eine gewisse Verneinung der Causalität enthalten zu sein; und um deswillen ist diesem Begriffe die Wahrheit abgesprochen worden, indem nur Unwissenheit über die Ursachen eines Ereignisses die Menschen glauben machen könnte, es sei für dasselbe gar keine Ursache vorhanden. Allein, was diese Unwissenheit betrifft, so sind uns zu allen Zeiten und bis heute die Ursachen unendlich vieler Erscheinungen unbekannt geblieben, ohne daß wir uns des Suchens nach denselben um der Voraussetzung willen, daß sie keine hätten, etwa überheben zu dürfen glaubten und auf der anderen

Seite können wir sehr wohl einem Gegenstande, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, jede Ursache absprechen, ohne ihn darum für zufällig zu erklären; wie denn Niemand die Gottheit, die er als nicht verursacht denkt zufällig, sondern gerade darum nothwendig nennen wird, welches den vollen Gegensatz des Zufälligen bezeichnen soll; noch auch Jemand die Eigenschaft der Körper, ausgedehnt zu sein, zufällig, sondern wesentlich, eben weil sie keiner Zurückführung auf Ursachen bedarf und keine zuläßt. Die Anschauung des Zufalls setzt also vielmehr die der Causalität und ihre Gültigkeit für das Zufällige voraus, ja die Ueberzeugung von der wahren Ursache einer Erscheinung kann erst über ihre wirkliche Zufälligkeit entscheiden. Zufällig kann eine Thatsache nur in Beziehung auf eine andere heißen, von welcher sie veranlaßt werden könnte. Wenn z. B. Mehrere nach dem Genusse der gleichen Speise sterben, so wird dieses Zusammentreffen zufällig sein, wenn die Speise nicht Todesursache gewesen, eben weil sie es hätte sein können. Zufall ist also der Schein causaler Abhängigkeit von etwas Bestimmtem und zwar insofern er mit einer gewissen Verwunderung als Schein erkannt wird."

„Da zeitliche und räumliche Verknüpfung nothwendige Vorbedingungen der causalen sind, so daß sich zwar viele Vorgänge in der Zeit und im Raume folgen können, ohne causal verknüpft zu sein, nicht aber umgekehrt; so sind es gerade solche Vorgänge, welche den Schein der Causalität an sich tragen können. Dieser Schein und somit, wenn er falscher Schein ist, der Zufall wird um so größer, je häufiger das zeitliche und räumliche Zusammentreffen. Hierdurch ist aber immer nur ein unvollkommener Schluß aus der Häufigkeit auf die Beständigkeit möglich, wobei ein einziger Vorgang vernichten kann, was Millionen begründeten und eine bestimmte Verneinung der Zufälligkeit würde uns daher in keinem Falle zustehen, wenn es nicht irgendwo eine unmittelbare Gewißheit der Verursachung gäbe, welche nicht erst auf den Ablauf der Ewigkeit warten muß, um vollkommen zu werden wie alle Empirie, sondern sich selbst genügt, wie erfah-

rungsfreie Erkenntniß. Diese Erfahrung findet statt, wo ich selbst Ursache bin; des Einen bin ich mir unumstößlich bewußt, gewollt zu haben. Die absichtliche Bewegung liegt jenseits aller Empirie. Keine Empirie kann uns darüber belehren, daß wir die Glieder in Folge des Willens bewegen, denn der Wille ist der innere Reflex unserer Bewegungen selbst, außerdem aber gar nicht erfahrbar. Daß die Ursache Absicht sein kann, ist uns über allen Zweifel gewiß. Daher ist Absichtlichkeit die unmittelbar gewisseste Causalität und demnach der Gegensatz — Zufälligkeit. Es ist demnach der Zufall auch hier nicht das Unabsichtliche, sondern der falsche Schein der Absichtlichkeit.

„Es könnte nun scheinen, als ob die Vorstellung von der Zufälligkeit eines Ereignisses überall auf ursprünglicher Mißkennung seiner Ursache beruhe und zugleich mit dieser Mißkennung verschwinden müßte. Es ist aber nicht so, sondern die Verwunderung über den Schein der Causalität wird um so größer, je mehr wir von ihrer bloßen Scheinbarkeit durch Einsicht in das wahre Ursachenverhältniß überzeugt werden. Der Schein der Causalität kann nämlich niemals aufhören; er beruht auf der Nöthigung der Vernunft selbst, Causalität vorauszusetzen, wo sie nicht ist; er führt auch jenen tiefen und ewigen Widerspruch zwischen der Forderung der Vernunft und der Leistung der erfahrbaren Wirklichkeit, von welchen jene will, daß Alles nothwendig und nichts bloß möglich sei: diese aber ganz im Gegentheil nichts Nothwendiges, sondern allein Mögliches gewährt. Wir fragen ewig nach Ursachen und müssen ewig fragen; aber die Natur gibt uns niemals Antwort, sondern nur Stoff zu neuer Frage und die Welt kann, was wir wollen, uns nicht geben; denn die Vernunft will Einheit, die Welt aber ist mannigfach. Und da alle Mannigfaltigkeit der Dinge zuletzt nur zeitlich und räumlich ist, so bleibt die Eine ewige Frage, welche immer wiederkehrt, immer an die Welt gerichtet, immer leer und ohne Antwort in unsere Vernunft zurückfällt warum jetzt hier? So unbegreiflich es uns ist, daß jedes einzelne Geschehen um eine

Ewigkeit früher oder später, um eine Unendlichkeit im Raum getrennt hätte erscheinen können und dennoch ganz grundlos eben hier erscheint, so gewiß entzieht sich gleichwohl das Individuelle in der Bewegung der Nothwendigkeit und sehen wir die Causalität an der Zeit und dem Raume scheitern. Nun aber ist das Wann und Wo der Ereignisse für ihr Wie, Was und Ob nicht gleichgiltig; denn Vieles geschieht nur durch den Ort und Augenblick und würde in einem anderen unterbleiben, dies also ist gänzlich ursachlos, es ist wahrer und absoluter Zufall. Je wichtiger d. i. je stärker gewollt oder nicht gewollt, ein solches Ereigniß ist, je mehr wir also sein Nichteintreffen fürchten oder wünschen, um so leichter und lebhafter suchen wir nach der Ursache und wundern wir uns anstatt ihrer den Mangel aller Ursache zu finden. Und wahrlich hätte es so kommen können, daß derjenige, welcher in dem Augenblicke über einen Bergpfad gegangen, da eine sich oberhalb desselben lösende Masse herniederstürzte, nicht in demselben Augenblicke zu jenem Orte seinem Verderben entgegen gewandert wäre; denn obgleich die beiden Wesen bis in alle Ewigkeit rückwärts ihre Gründe hatten, sich so zu bewegen und das Gestein in einer langsam entwickelten Reihe der Nothwendigkeiten wuchs und alterte und fiel, der Wanderer aber nach unverbrüchlichen Gesetzen sowohl im Zusammenhang mit einer unabsehbaren Kette vorgängiger Geschlechter bisher lebte, als auch nun wollte und kam, so liegt doch keine gemeinsame Nothwendigkeit der Vollendung dieser beiden Reihen in einem einzigen Augenblicke vor und dennoch ist eben dies Zusammentreffen in der Zeit, welches die Vernunft keiner Nothwendigkeit unterordnet, allein die unmittelbare und eigentliche Bedingung des Todes." —

Die Vernunft vermag nur das Allgemeine der Dinge zu ergründen, das Besondere entzieht sich der Berechnung. Wenn unsere Erkenntniß sich noch so sehr erweiterte, wenn aller Stoff, alle Bewegungen auf unserem Planetensystem erkannt wären und jedes Kleinste wie Größte mit astronomischer Gewißheit vorausgesehen werden könnte — wäre da aller Zufall in Nothwendigkeit verwandelt?

Gewiß nicht, bliebe doch noch immer die Frage: Warum befindet sich die Erde, die übrigen Planeten, unsere Sonne gerade jetzt in dieser Stufe der Entwicklung und warum gerade in diesem Raumtheile und nicht vielmehr an einem anderen? „Wenn wir das Schicksal der Vernunft vergessen und für sie, uns wie in süßen Träumen wiegend, die Macht und Fähigkeiten erdenken wollen, die letzten Ursachen des Wellenspiels der Ereignisse, welche wir aus nächster Nähe unverwandt betrachtend vor uns sich durchschlingen sehen, in entlegenen oder längst verwehten und in das Nichts versunkenen Weltsystemen aufzusuchen und die ungeheure Kette des Daseins ganz zu gewahren, von welcher wenige Ringe ein Lichtstrahl mitten in der tiefen Nacht für uns erhellt: so würde in diesem bis an seine Ufer durchmessenen Meere des Weltalls jeder emportauchende Augenblick das ursachlose Geheimniß des Besonderen in sich bergen und als letztes ewiges alles Geschehen bedingendes und in sich enthaltendes Phänomen allerwenigstens dieses Eine — der Vorzug eines Raumtheils vor einem anderen in der Zeit — für sie übrig bleiben, wie er sich im Herzen der Natur, verhüllt unter bunten Umkleidungen der Sinnenwelt und vertausendfacht im Spiegel ihrer Täuschungen, doch einfach an sich selber wiederholt."

„Eine Welt freilich, aus welcher Veränderung und Verschiedenheit weggenommen wäre, eine Welt ohne Werden und Andersein würde den Zufall so wenig als die Ursache vor uns entfalten und wäre es der Philosophie gestattet, den Wunsch der Vernunft zur alleinigen Herrschaft zu erheben, und zu Gunsten der ewigen Wahrheit, welche sie begehrt und des eigenschaftlosen wandellosen Wesens der Dinge, welches sie befriedigt, die Wirklichkeit und Mannigfaltigkeit zu tilgen: dann allerdings würde das Räthsel der Entwicklung verschwunden, mit dem Kreislauf des Entstehens und Vergehens, Zufälligkeit erloschen sein. Aber was vermögen wir durch Denken und Wollen gegen die unvertilgbare Gewißheit, mit der das außer uns Befindliche seine Gegenwart uns stürmisch verkündet und was soll es uns die Befriedigung der Wünsche zu erträumen und den

Schmerz, den die erfahrbare Außenwelt dem inneren Bau des Denkens kämpfend bereitet, vor uns selber zu verbergen, so lange kein menschlicher Tiefsinn das ewig Erstaunenswerthe sich verleugnen kann, daß Etwas ist. Wir sehen Individuen vor uns entstehen, Völkergestaltungen einen empirischen Raum in der Vergangenheit erfüllen, nebelhaft steigt aus der Dunkelheit eine Zeit für uns empor, wo auch das Menschengeschlecht zu sein begann; Thiergattungen treten, eine nach der anderen in den Sehraum sterblichen Daseins und ziehen vorüber; die Erde erscheint, dereinst unsere Mutter, eine Dunstkugel im Aether; die Sonne und die Sonne unserer Sonne und was wir in Entfernungen, mit denen kaum die Phantasie noch spielt, sehen und nicht sehen, ist geworden. Es ist vergeblich für die Vernunft zu leugnen, vergeblich vor dem Kampfe, den die Wirklichkeit ihr bietet, sich zu flüchten: möge sie ihn immerhin so, wie sie muß, beginnen."

Die Grenzen der Erkenntniß, die Schranken, an denen das Warum scheitert, sind hier in tiefsinniger, fast möchte ich sagen melancholischer Resignation bezeichnet; zugleich damit die heilsame Warnung gegeben, nicht in fruchtlosem Grübeln diese Schranken durchbrechen zu wollen. Darum spricht es der Verfasser selbst aus, das erlösende Wort, das die Richtschnur und das Ziel aller unserer Forschungen sein muß: das Sein, die Welt ist nur aus dem Werden begreiflich. Und so hat denn der geniale bescheidene Denker schon vor Darwin*) den Grundgedanken der Entwicklungslehre bis in seine untersten Tiefen durchgedacht, indem er dabei zugleich die Wirkung des Zufalls d. h. der durch Begegnungen und Zusammentreffen resultirenden Eigenschaften charakterisirte: „Nichts gleicht an Umfang, Dauer und tiefer Wirksamkeit den Umgestaltungen, welche lebendige Mechanismen durch Zusammentreffen mit unzähligen und verschiedenen Wesen von oft unglaublich schwacher eigener Wirksamkeit

*) Geiger's Buch erschien allerdings erst 1868, er hatte es aber schon 1855 an Cotta geschickt, welcher damals den Verlag desselben ablehnte.

auf der niedrigsten wie höchsten Stufe ihrer Entwicklung erleiden. Licht, Luft und Nahrung bestimmen die Daseinsformen von Pflanzen und Thieren so oder anders. Wo dann das Thier zu einer gewissen Höhe emporgestiegen ist, entspringt in der Wahrnehmung und ihren Folgen ein neues Reich des Erleidens von der Außenwelt, je nachdem sie zufällig mit dem zur Wahrnehmung Geeigneten zusammentrifft. Und während Assimilation und Sinnenwahrnehmung die Theilnahme lebendiger Wesen an dem unzählig Verschiedenen vermitteln und sie aus der Einförmigkeit des Elementarischen zu unendlichfacher Bestimmbarkeit hinüberführen, so kommt durch Fortpflanzung für diese Bestimmbarkeit ewige Dauer und zugleich die mächtigste Wechselwirkung der gleichartigen Individuen hinzu, deren die Gestalt aller Folgegeschlechter bestimmendes Begegniß bis zu einem gewissen Grade ein sich immerfort vervielfältigender Zufall ist. Ein menschliches Wesen trägt daher die Spuren der Schicksale all seiner Ahnen, die Begegnisse eingeschlossen, welche diese ihm zufällig zu Ahnen machten, verewigt an sich. Welch eine ungeheure Reihe von innerlich unverbundenen Ereignissen häuft sich also auf ein einziges Haupt und wie unberechenbar an Macht muß ihre durch alle Geschlechter fortgesetzte Wirkung sein, wenn wir bedenken, welche eine geringe Zufälligkeit eigenthümliche Besonderheiten an einem Einzelwesen ausbilden und auf ganze Geschlechter vererben kann. Da nun einleuchtet, daß die Gestalt des Organischen bei lange andauernden gemeinsamen Schicksalen einer ganzen Gattung in der Zeit einem unermeßlichen Einflusse des Zufalls unterliegen muß, andererseits aber der Organismus keine genügende Erklärung aus der bloßen Gegenwart findet und zuläßt, warum sollten wir es unterlassen, den Spuren dieser geschichtlichen Einflüsse nachzugehen und eine Erforschung der Geschichte der Organismen, eine Entwicklungsgeschichte der Gattungen zu unternehmen?" Möge dem bescheidenen Manne auch seine Stelle unter den Begründern der Entwicklungslehre nicht versagt werden, um so mehr, da eine mächtige Idee, von deren Verwirklichung wir dereinst die größten Aufschlüsse über unser eigenes

Wesen zu erwarten berechtigt sind: „die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Vernunft" zuerst in seinem Geiste zur Klarheit gelangte und von ihm nicht nur das Problem in bestimmter Weise formulirt: „wie Vernunft und Sprache aus Vernunft- und Sprachlosem hervorging," sondern auch der erste geniale Versuch zur Lösung desselben gemacht wurde.

Wenn nun in dem Vorausgehenden die natürlichen Grenzen unserer Erkenntniß, welche von mir als die Unbegreiflichkeit des Ich bezeichnet wurden, von Geiger in die nicht zu beantwortende Frage „warum jetzt hier" — verlegt wurden — trotz der Verschiedenheit der Auffassung dennoch als ziemlich übereinstimmend sich erweisen, so dürfte ein näheres Eingehen sowohl die Gründe dieser Uebereinstimmung als auch die Nothwendigkeit jener Schranken begreiflich machen.

Das erkennende Ich ist eine Einheit. Es ist ein Empfindungsbezirk. Es ist um so mehr durchleuchtet von Bewußtsein, je vollkommener es ist. Es vermag auch die Dinge außerhalb nur zu begreifen, indem es ihnen sein eigenes Wesen — die Einheit — verleiht. Inmitten der unendlichen Vielheit der Erscheinungen muß also die Vernunft an gewisse Grenzeinheiten gelangen.

Die oberste Einheit ist das Sein. Mit dem unterschied- und eigenschaftlosen Sein vermag unser Denken nichts anzufangen. Es läßt sich daraus nichts herleiten, nichts erklären. Die leeren Hirngespinnste der Hegel'schen Aberweisheit dienen für immer als abschreckendes Beispiel. Die ewigen Eigenschaften des Seins sind Bewegen und Empfinden.

Da alles Sein sich nur durch seine Thätigkeit manifestiren kann, so sind diese Eigenschaften irreduktibel, nicht weiter aufzulösen, nicht weiter zu erklären. Sie sind also das ursprüngliche Material, die Grundelemente unserer denkenden Vernunft.

Die Erscheinungsformen dieser Eigenschaften sind Raum und Zeit. Dieses sind höchste abstrakte Einheiten. Denn es ist das Verfahren unserer Vernunft, daß sie nach einer Seite hin alles

Besondere nach seinen allgemeinen Eigenschaften auffassen will und so schafft sie denn Abstraktionen wie „Schönheit, Jugend, Liebe ꝛc.," welche sich ihr ebenfalls als Einheiten (ursprünglich sogar persönliche) darstellen. Der Raum ist die oberste Einheit aller Bewegungsgegensätze, die Zeit die oberste Einheit aller Empfindungsgegensätze. Ueber diese Einheiten hinaus vermag unsere Vernunft nicht zu gelangen, sie sind deshalb ebenso gut elementare Anschauungsformen, wie die beiden Thätigkeiten, denen sie entsprechen. Und somit begreifen wir denn sowohl, warum Kant dieselben als inhaltleere, undefinirbare, aprioriſche Formen unseres Denkens bezeichnete, als auch warum die Frage nach dem jetzt und hier nicht zu beantworten ist. Ein Zeitpunkt kann nur durch einen anderen Zeitpunkt, ein Punkt im Raum nur durch sein Verhältniß zu einem anderen bestimmt werden. Die höhere Einheit wird dabei immer vorausgesetzt, da wir diese Punkte nur als Theile derselben denken können. So wenig also das warum? auf das Sein und seine Ureigenschaften, ebenso wenig kann es eine Anwendung finden auf Raum und Zeit als solche.

Wenn nun Raum und Zeit die obersten Einheiten der abstrahirenden Vernunft, Bewegen und Empfinden die allgemeinsten Thätigkeiten oder Eigenschaften der Dinge sind, so führt uns das Denken von selbst auf die untersten Einheiten, die Einheiten des Besonderen, welchen natürlich die beiden Eigenschaften auch inhärent sein müssen. Diese besonderen Einheiten sind die Atome. Sie sind die Elemente alles Bewegens, Empfindens und Denkens, welches sich nur an ihnen und durch sie vollzieht.

Jenseits dieser Einheiten vermögen wir nicht mehr zu dringen. Sie sind insofern aprioriſch, als wir, wir selbst nicht etwa erst seit der Entstehung unseres Nebelballs, sondern die ganze Ewigkeit hindurch die beiden Eigenschaften besessen haben und sie niemals abstreifen können, so wenig als jemals das Sein in das Nichtsein übergehen kann.

Was wir empfinden und wie wir uns bewegen, das ist empiriſch und nur historisch erklärlich, daß wir empfinden und uns bewegen,

ist aber unmittelbar gewiß und darum der Causalität nicht unterworfen.

Das Material unserer Vernunft ist demnach ein ungemein einfaches. Die höchsten Einheiten der abstrahirenden Vernunft sind Zeit und Raum; beide unendlich, beide nicht durch die Erfahrung gegeben, weil allem Sein wesentlich. Die untersten Einheiten der empirischen Erkenntniß sind die Atome. Das Werden aber, welches von diesen zu jenen und von jenen zu diesen unser Denken geleitet, reducirt sich auf die beiden Thätigkeiten: Empfinden und Bewegen. Einfachste Sätze der Erfahrungswissenschaft sind also: das Atom a bewegt sich im Raume von c zu d. Die Geschwindigkeit dieser Bewegung wird zeitlich empfunden.

Mein Ich ist sowohl ein Empirisches als ein unmittelbar Gewisses. In ersterer Hinsicht muß ich seine Erklärung in der Weltentwicklung suchen; durch letztere Eigenschaft bin ich befähigt, von ihm aus zu der Erkenntniß der Welt voranzudringen. Der Schluß alles Forschens wird mir erst sagen, was ich bin, der Ausgangspunkt ist die Sicherheit, daß ich bin.

Die ursprüngliche Bewegung der Atome hat eine Raumgrenze, sie hat aber auch eine bestimmte Geschwindigkeit d. h. eine zeitliche Grenze. Diese Zeiteinheit mag noch so verschwindend klein sein, sie muß meßbar sein. Und diese unendlich kleinen Zeiteinheiten, in welchen z. B. die Schwingungen unserer eigenen Atome bei Licht-, Wärme-, Elektricitäts-Wahrnehmungen stattfinden, sie sind wieder die Grenzeinheiten unseres Empfindens.

Noch ist der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt, zwischen unmittelbarer und objektiver Wahrnehmung hervorzuheben. Alles Empfinden ist, wie in den früheren Abschnitten dargethan, nur ein Zählen. Dieses Zählen kann nun innerlich stattfinden, ohne daß die Empfindung aus sich heraustritt, sie wird dann ein dunkles Gebiet bleiben, welches die Wirkungen der Außenwelt erleidet. An dem Tage, wo z. B. das erste organische Wesen durch das Sehen eigentliche Wahrnehmungen machte, begann die anschauliche Er-

kenntniß und mit ihr das Objektiviren. Es gibt keine vollkommnere Erkenntniß als diese. Man denke nur, wie unbekannt wir uns selbst wären, wenn wir auf Tast-, Geruch- oder Gehörbilder angewiesen wären, während uns jetzt mit einem Male das herrliche Gegenbild des Menschengeistes in der menschlichen Gestalt entgegentritt und uns unendlich Vieles in Einem Augenblicke sagt. Ohne diesen Sinn würde dunkle Nacht uns fortwährend umgeben, unsere Welt wäre der engste Raum, auf welchen wir zagend den Fuß setzen würden, unsere Erkenntniß ein trübselig flackerndes Licht. Aus der Anschauung ist unser Denken, das wahrhaft Menschliche erst hervorgegangen, denn es waren Gesichtsbilder, welche zuerst durch Worte fixirt wurden und dann das abstracte Denken ermöglichten; aber selbst dieses letztere strebt beständig seine Abstractionen wieder in Anschauungen zu verwandeln und nur das gilt uns als vollständig begriffen, was wir uns anschaulich vorstellen können; wie denn auch die genialsten Gedanken der größten Geister durch eine innere Intuition sich urplötzlich wie aus dem Dunkel lösten. Alles zeitlich Empfundene wird uns erst verständlich und wirklich, wenn wir es in Bewegung oder Räumliches verwandelt außer uns denken d. h. objectiviren.

Auch diese schwierige Frage, welche von jeher die Philosophen in die zwei großen Lager des Idealismus und Realismus getheilt hat und noch theilt, läßt sich also ihrem wesentlichen Inhalte nach zurückführen auf jenes oberste und letzte Geheimniß, daß ein empfindendes Ich verhanden ist, welches von sich selbst nur soviel weiß und erfährt, als der Gegensatz der Außenwelt in ihm zum Bewußtsein bringt. So lange das Ich nur vernimmt, ist sein Empfinden einem tiefen Schlafe, einem auf- und abwogenden Traume vergleichbar: die Welt liegt vor ihm offen, sobald es wahrnimmt.

Was ich als außer mir seiend wahrnehme, das ist mir wirklich; das ist Object und Gegenstand der Erfahrung.*) Wenn ich

*) Es gibt Indianerstämme, welche Allem, was ihnen wirksam entgegen-

alle Bilder der in meine Seele eingedrungenen und daselbst reflectirten Außenwelt hinwegdenke, um nichts übrig zu behalten, als das reine Ich, so werde ich schließlich in einen dunkelen, leeren Raum starren, der mir das Eigenschaftsloseste und darum Unbekannteste von der Welt ist. Ich finde dann eben nur den Morse'schen Telegraphen, der mit der Geschwindigkeit des Urlebens eine ununterbrochene Succession von Punkten auf die gleichmäßig sich abwickelnde Papierrolle verzeichnet, ohne daß irgend eine Abwechselung, eine Verschiedenheit von Complexen, ein Gedankeninhalt dabei zum Vorschein kommt. Die Einfachheit dieser Mechanik nachgewiesen zu haben, ist wie schon oft gesagt, das unsterbliche Verdienst Kant's: daß er sich wohl bewußt war, worin die Größe seiner Leistung beruhe und zugleich, welche Aufgabe der Zukunft vorbehalten sei, geht aus folgendem Worte Baco's hervor, das er der zweiten Auflage seiner Kritik der reinen Vernunft als Motto vorangestellt: „Die Menschen sollen hoffnungsvoll in die Zukunft blicken und nicht fürchten, daß unser Erneuerungswerk ein grenzenloses und übermenschliches sei; sie sollen dasselbe begreifen, denn es ist in Wahrheit das Ende und die rechtmäßige Grenze unendlichen Irrthums." Und ebenso bestimmt lautet die Erklärung, welche den tiefen Grund seines vollkommenen Idealismus erleuchtet und nun nach vollendetem Werke der menschlichen Vernunft die neue von Irrthum und vorgefaßten Meinungen befreite Bahn des Erfahrungswissens anweist: „Der Satz aller ächten Idealisten von der eleatischen Schule bis zum Bischof Berkeley ist in der Formel enthalten: alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ist nichts als lauter Schein und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der reinen Vernunft ist Wahrheit. Der Grundsatz, welcher meinen Idealismus durchgängig regiert und

---

tritt — dem Thier, dem Baum, der Flinte, der Uhr, dem Buch — einen Geist zuschreiben, nur sich selber, dem Menschen nicht. Ist dies nicht ein schöner Beweis, wie selbst die unmittelbar gewisseste Vorstellung — die der eigenen Seele — erst durch Objectivirung von Außen in uns hereingelangte? Denn daß er sich selbst bewegte und empfand, darüber verwunderte sich der Mensch erst viel später, weil er es eben selbstverständlich und natürlich fand.

bestimmt, ist dagegen: alle Erkenntniß von Dingen aus bloßem reinem Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein und nur in der Erfahrung ist Wahrheit."

Wir gehen noch einen Schritt weiter, steigen noch eine Stufe tiefer hinab, indem wir die beiden Anschauungsformen nach ihrer Wurzel in der Doppeleigenschaft der Dinge sondern, wonach sie zugleich — zwei gewaltige Pfeiler — das Doppelreich der subjectiven und objectiven Welt tragen und sagen: „Der Raum ist die Form der Objectität der Dinge, sofern diese dem Empfinden als bewegt erscheinen." „Die Zeit ist die Form der Subjectität der Dinge, sie ist die ursprünglichste Form der Empfindung, welche durch sie den Raum sich erst erschließen mußte."

Für das empfindende und denkende Ich gibt es nur Zeit — wohl wahr! Aber es gibt für dasselbe nur darum Zeit, weil es selbst bewegt ist. Die Bewegung ist ihm also unmittelbar verständlich, also auch der Raum. Es objectivirt darum die Zeitgegensätze durch die Raumgegensätze, dann erst werden dieselben anschaulich und klar. Das unbedingte und unmittelbare Ich — mein Empfindungsbezirk — wird erst von da an einigermaßen verständlich, wo ich draußen, außer mir ein anderes Ich, eine andere Einheit mir vorzustellen vermag, mit welcher ich allmählich mein eigenes Ich identificiren lerne. Nun wohl, was nehme ich denn an allen fremden, außer mir vorhandenen Dingen wahr? Nichts anderes als Bewegung; denn zu dem Empfinden der Außendinge vermag ich nicht zu dringen, ich kann es nur mitempfinden, ich kann mir nur die Empfindung durch die Bewegung symboliſiren. Da nun also alles Aeußere mir als Bewegung entgegentritt, da ich mein eigenes Ich entweder nur unmittelbar empfinden, oder sobald ich es mir vorstellen will, es objectiviren muß, so folgt daraus mit zwingender Nothwendigkeit, daß Raum und Bewegung uns als das wahrhaft Objective oder Wirkliche erscheinen.

Nehmen wir zur Erhöhung der Klarheit die denkbar einfachsten Verhältnisse an. Ein ruhendes Atom a sei von einer Anzahl an-

derer Atome umgeben, welche in regelmäßigen Rhythmen auf dasselbe anprallen. Was wird nun das Atom a empfinden? Offenbar nur Zeitliches, es wird von Raum und Bewegung sich keine Vorstellung machen können, es wird eben auch nur Subject und reines Ich sein, es wird für dasselbe kein Object geben. Ein solches abstractes Verhältniß existirt aber nirgends in der Welt: alle Atome sind bewegt und haben darum ein unmittelbares Verständniß für Bewegung und Raum. Ihre Urbewegung war eine unendliche Zeit rein subjective Empfindung. Erst in unseren Tagen hat sie der gewaltige Menschengeist objectivirt, zum Gegenstande der Erfahrung gemacht, nachdem er vor hunderttausend Jahren vielleicht zuerst durch die jährliche Bewegung der Erde eine dunkle Vorstellung von der Zeit gewann; später dann Jahre und Tage durch Worte zu Begriffen erhöhte, dann aus diesen den höheren Begriff Zeit herleitete. Mit demselben Rechte, mit welchem wir sagen: der Geist des Menschen ist zum Bewußtsein gelangt, daß sein innerer Bau, ein harmonisches Zusammenwirken einzelner Organe die Grundbedingung seines Denkens ist, mit demselben Rechte dürfen wir auch sagen: Die Uratome sind im Menschen zum Bewußtsein von der zeitlichen Geschwindigkeit ihrer Bewegung gelangt. Möge Niemand vor diesem Satze erschrecken und darin Naturphilosophie, Metaphysik oder gar Hegelthum wittern, er enthält eine einfache Wahrheit und zwar eine solche, die richtig durchgedacht, große Klarheit dem Geiste verleihen muß. Es ist ein ungeheurer Weg, welchen die Entwicklung durchlaufen mußte, um von dem Ausgangspunkte, der allgemeinen gleichartigen Bewegung der Atome und ihrer allerdunkelsten rein subjectiven Empfindung zu diesem Ziele zu gelangen, daß das Atom sich selbst und seine ursprüngliche Bewegung zu objectiviren vermag.

Was wir aber objectiviren können, dessen sind wir Herr. Das zeigt uns im höchsten geistigen Leben das Beispiel Goethe's, der seine Leidenschaften und die dämonischen Gewalten, denen sonst das Menschenherz unterliegt, dadurch zu bannen vermochte, daß er sie

außer sich setzte, sie objectivirte. Mit jener hochgesteigerten Erkenntniß, mit jenem klaren Bewußtsein von den Urformen der Bewegung ist in unseren Tagen das Machtgebiet des Menschen unermeßlich erweitert. Er, der ursprünglich nur seines Gleichen zu seinem Dienste zu verwenden verstand — die Uranfänge aller Fähigkeiten des Menschen sind eben anthropomorphisch —, dann den Fortschritt zur Benutzung der ihm ähnlichen Thiere machte, dann die unpersönlichen Kräfte des Wassers, des Windes sich unterwarf: er hat nun begonnen, die einfachen und unendlichen Geschwindigkeiten der Molecülen nach seinem Willen zu richten — mit dem Dampfe zu gehen, mit dem Lichte zu malen, mit dem Blitze zu schreiben! Unermeßlich ist der Fortschritt der Gegenwart, unberechenbar der, welchen die Zukunft in ihrem Schoße birgt.

Es löst sich uns demnach die schwierige Frage nach subjectiver und objectiver Erkenntniß in der einfachen Klarheit des Monismus, welcher hier ebenfalls mit seinen Grundbegriffen die Grenzpfähle bezeichnet, über welche hinaus unser Denken nicht zu gelangen vermag. Wir müssen auch hier sagen: Beide haben Recht, der Idealismus und der Realismus, und beide haben Unrecht. Das Erkennen ist immer subjectiv; das Erkannte ist immer objectiv. Es gibt aber Nichts auf der Welt, was nicht zugleich Subject und Object wäre. So löst sich denn auch die oben angeführte befremdliche Aeußerung Kant's, die gleichsam allen seinen Erklärern, Nachfolgern und Nachschreibern in die Zähne hinein behauptet: Nur die Erfahrung ist Wahrheit! während doch überall bis auf Schopenhauer herab zu lesen ist: Kant's Idealismus hat bewiesen, daß wir nur von uns, aber nie etwas von den Dingen erfahren können. Wie leicht ist dieser scheinbare Gegensatz auszugleichen: Das Empfinden ist subjectiv, inhaltleer, nur mit den beiden Formen Raum und Zeit ausgestattet, in welche es alles verwandelt; das Empfundene, die Objecte kommen von Außen herein. Freilich können dieselben in alle Ewigkeit für uns nie etwas anderes sein, als Empfindungen, also abgespiegelte Objecte. Für sich ist eben jedes Ding der Welt

bis herab zum Atom ein Subject, für ein anderes aber ein Object. Es ist der Dualismus, der sich uns in dem Ich und der Außenwelt, Wille und Kraft, Vorstellung und Ding, Freiheit und Nothwendigkeit, Begrenztheit und Unendlichkeit überall offenbart und der seinen Ursprung in der Doppeleigenschaft der Welt, in Empfindung und Bewegung hat. Wer sich zu der Erkenntniß aufgeschwungen hat, daß es nur ein Monon gibt, welches überall diese Eigenschaften vereinigt und daß die Gegensätze demnach nur Abstractionen sind, die sich so oder so darstellen, je nachdem man sich auf den einen oder den anderen Gesichtspunkt begibt, für den ist das Räthsel der Welt gelöst, so weit es überhaupt innerhalb der angegebenen Schranken zu lösen ist, d. h. für den hat die Welt, jene beiden Grundeigenschaften vorausgesetzt, nichts Unbegreifliches mehr.

Womit nicht gesagt sein soll, daß sie vollkommen begriffen oder erklärt sei. Vor solcher Vermessenheit oder aufgeblasenen Selbstbeschwindelung möge die Philosophie ein gütiges Geschick für alle Zeiten bewahren! Sie hat ein abschreckendes Beispiel an dem Schicksal, welchem sie durch die unerhörte Wortfechterei und den anmaßenden Orakelton der Schelling-Hegel'schen Periode beinahe verfallen wäre; nämlich dem tiefsten Mißcredit und der allgemeinen Verachtung. Sie, welche die Königin der Wissenschaften sein sollte, das große Meer, in welches sich alle die Ströme der übrigen Wissenschaften ergießen, sie, welche den Forschern auf den entlegensten Gebieten Leitung und Steuerung geben müßte, sie, welche unter ihren Pflegern und Förderern die höchsten Genien, die auserwähltesten Geister zählt — einen Plato und Aristoteles, einen Baco und Descartes, einen Spinoza und Leibniz, einen Kant und Lessing! so tief herabgesunken, daß sie für eine mißmuthige, verdrossene Schülerschaar in Zwangscollegien von den Herrn vom philosophischen Gewerbe, wie sie Schopenhauer nennt, in abstrusem, banalem oder inhaltsleerem Formelkram als eine ekle und unverdauliche Speise vorgesetzt wird! Wer mich der Uebertreibung beschuldigt, der frage nach bei

seinen nächsten Freunden und Bekannten! Möge sie wieder ihren früheren Glanz und die ihr zukommende Würde erlangen; sie wird dies nur dann vermögen, wenn ihre Pflege nicht mehr den Universitäts-Professoren anheim gegeben bleibt, von denen die meisten in der Göttin nur die melkende Kuh sehen, die sie mit Nahrung versorgt, andere auch, wie Schopenhauer sagt, die alten Röcke, welche schon Jahrhunderte lang im Schranke hängen, alle Halbjahre wieder herausholen und aufs Neue ausklopfen, sondern wenn die bedeutenden Geister, denen es heiliger Ernst ist mit der Wahrheit — ob sie nun ihres Lebens Unterhalt durch Brillenschleifen verdienen wie Spinoza, oder ob sie mit Königen und Fürsten freundschaftlich verkehren wie Leibniz — aus der Fülle des von allen Seiten zuströmenden Erfahrungswissens, in ernster Sammlung und durch keine Rücksicht aus der Bahn gelenkt, die letzten Folgerungen ziehen, die dem unbefangenen, stillen Gemüthe in der unermeßlichen Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit der Welt zugleich die erhabene Größe und Einfachheit derselben offenbaren. Dann, aber auch nur dann, wird das neunzehnte Jahrhundert nicht vorübergehen, ohne die Schuld getilgt zu haben, die es seinen beiden großen Vorgängern, dem Jahrhunderte Descartes', Spinoza's und Newton's und dem Jahrhunderte Voltaire's, Lessing's und Kant's gegenüber auf sich genommen hatte und die auf ihm lasten würde in alle Folgezeit, wenn gesagt werden müßte, daß das große Erbe der philosophischen Gedanken, welche auf allen übrigen Gebieten eine so reiche Ernte, ein so fröhliches und fruchtbares Gedeihen hervorgerufen, in der Philosophie selbst nichts weiter gereift hätte, als den Schelling-Hegelschen Jargon!

VII.

Epilog.

Je weiter du wirſt aufwärts gehn,
Dein Blick wird immer allgemeiner,
Ein deſto größres Theil wirſt du vom Ganzen ſehn
Und alles Einzelne wird immer kleiner.

Goethe.

Buddha fragte den Brahma, ob er es ſei, der die Dinge geſchaffen und ſie mit dieſer oder jener Eigenſchaft begabt habe; ob er es ſei, der die verſchiedenen Umwälzungen zur Zerſtörung und Wiederherſtellung der Welt verſucht habe. Brahma leugnet, daß er jemals irgend etwas dergleichen gethan habe. Endlich fragt er ſelbſt den Buddha, wie die Welt hervorgebracht ſei — durch wen? Nun werden alle Veränderungen der Welt den moraliſchen Werken animaliſcher Weſen zugeſchrieben. Der in Buddha's Lehre unterrichtete Brahma wird ſein Anhänger.

Asiatic Researches.

Herder macht in seinem Angriffe gegen das gewaltige Werk Kant's die spottende Bemerkung, daß die Kritik der reinen Vernunft in ihrem Schematismus alle menschlichen Begriffe zu einer symmetrischen Zweiheit neben einander ordne und daß der Verfasser sich oft darüber wundere, wie alle Begriffe sich gleichsam von selbst ohne sein Zuthun zu dieser Ordnung einfänden. Nun ich denke mir, daß der aufmerksame Leser meiner Schrift. diesen Spott vielmehr als ein Lob anerkennen und die Verwunderung Kant's zwar in hohem Grade gerechtfertigt, nun aber, da mit der Erkenntniß des Wesens der Welt uns zugleich der Grund jener Erscheinung aufgegangen, dieselbe für uns durch eine einfache Erklärung beseitigt finden wird. Und in der That wäre denn überhaupt der Dualismus, der das Menschengeschlecht seit seinem Bestehen befangen hält und den die Meisten noch heute nicht zu überwinden im Stande sind, wäre er, frage ich, begreiflich, wenn er nicht im Wesen aller Dinge begründet wäre, wenn er nicht aus der Doppeleigenschaft der Welt — der Bewegung und Empfindung — auf's Natürlichste hervorginge, überall sich aufdrängte?

Der Gedanke, welchen ich in dieser Schrift durchgeführt habe, ist darum auch kein neuer; er ist vielmehr so natürlich, daß er durch Argumente „massig wie der Erdball" dem Menschen laut und überall gepredigt wird und dennoch sind es gerade die einfachsten und natürlichsten Wahrheiten, auf welche der Menschengeist zu allerletzt kommt. Ich habe die Namen von vier bedeutenden Denkern unserer Zeit in dankbarer Anerkennung ihrer großen Verdienste dem Titel meines Werkes einverleibt, weil sie alle in ihrer mächtigen Geistes-

arbeit diesem Grundgedanken zustrebten, indem sie dabei von ganz entlegenen Gebieten ausgingen und gleichsam in dämmernder Ferne das Licht gewahrten, das ihren Minengängen die Richtung verlieh. Das Verdienst wird mir wohl nicht bestritten werden, daß ich den Gedanken in seiner vollständigen Klarheit und Einfachheit ausgesprochen und, alle unsere Begriffe in das richtige Verhältniß zu demselben setzend, sowohl den Weg bezeichnet habe, welcher die Erfahrung von allem Thatsächlichen mit zwingender Nothwendigkeit zu demselben herabführt, als umgekehrt den Weg, den unser Denken, sobald es synthetisch verfährt, aus seinen dunkeln Tiefen in das lichte Reich der Wirklichkeit einzuschlagen genöthigt ist. Alle Widersprüche, alle Gegensätze gleichen sich aus; vorüber ist der uralte Streit zwischen Realismus und Idealismus, zwischen Materialismus und Spiritualismus, über Freiheit und Nothwendigkeit, über Optimismus und Pessimismus. Wenn der Leser aber meine Darstellung und die Idee selber als eine zu einfache, zu schlichte beanstanden sollte, so möge er den Satz: simplex sigillum veri erwägen. Er wird sich dann fragen, ob es für die labyrinthischen Gänge des bunten Weltgetriebes eine noch einfachere Lösung geben kann. Möge er sie vorbringen, wenn es ihm gelingen sollte, sie zu finden, ich werde der Erste sein, der ihr freudig zustimmen wird. Einstweilen müssen wir uns begnügen, zu dieser Tiefe hinabgedrungen zu sein; künftigen Geschlechtern wird es vorbehalten sein, ihr Auge an das uns heute noch undurchdringliche Dunkel zu gewöhnen und vielleicht eine noch tiefere Begründung zu versuchen.

Es möge mir verstattet sein, zum Schlusse die Höhepunkte, welche uns bei unserer Wanderung durch das unermeßliche Gebiet geleitet haben, enger zusammenzurücken, um die Orientirung zu erleichtern, zugleich auch noch andere, bisher ungelöste Gegensätze in der einheitlichen Ausgleichung, welche unsere Idee ermöglicht, darzustellen.

Wir sagen: das wahre Sein ist das fortwährende Werden, es ist Alles Entwicklung. Was sich der Entwicklung entziehen will,

verfällt dem Schicksal; es gibt keinen Stillstand. Nur das Werden kann uns Aufklärung geben über das Sein. Mit diesem Gedanken nähern wir uns den Platonischen Ideen, welche auch allein wahres Sein besitzen und dennoch in keinem Augenblicke wirklich da sind. Wie schon erwähnt, stehen wir hierin in direktem Widerspruch gegen Schopenhauer, welcher behauptet, die Philosophie habe es nur mit dem Sein und nicht mit dem Werden zu thun.

Schopenhauer sagt: es ist Alles Wille. Idealismus und Materialismus sagen: es ist Alles Kraft, und zwar jener Kraft und Geist, dieser Kraft und Stoff. Wir sagen, es ist ein Monon, es ist Alles zugleich Wille und Kraft. Als Kraft erscheint es, als Wille ist es.

Das bisherige Denken sagte: es folgt Alles aus Ursachen. Schopenhauer unterscheidet Ursachen, Reize und Motive. Wir sagen: Es ist Alles zugleich Ursache und Motiv. Als Ursache erscheint es, als Motiv ist es in den Wesen selbst.

Man erwäge diesen schwierigen Gedanken in folgender Weise: Angenommen, es gäbe eigentlich nur Einen Mechanismus, nämlich die Bewegung der Uratome, so kann jede Daseinsform diese mechanische Bewegung zu ihren besonderen Lebensäußerungen verwenden, indem sie, als unorganischer Stoff, sie in ihre Form aufnimmt, als Pflanze sie zum Wachsthum, als Thier zu freiwilliger Bewegung benutzt. Das höhere Wesen unterwirft also die niedere Daseinsform seinen Zwecken: mit Dampf oder Pferden fahre ich, mit der durch die Oxydation meines Blutes erzeugten Molecularbewegung gehe ich. Daß das Pferd ebenfalls durch Motive geleitet wird, kann Niemand leugnen, seine Motive sind aber von den meinigen abhängig. Nun gibt es aber nirgends einen bloßen Mechanismus; also ist jede Bewegung, selbst der Uratome, zugleich von Ursache und Motiv bedingt. Versetze ich mich in das Atom, so ist seine Bewegung eine von mir gewollte, es ist Motiv; betrachte ich es von außen, so schreibe ich seine Bewegung einer Ursache zu. Spinoza sagt: Wenn der geworfene Stein Bewußtsein hätte, so würde er

glauben, er wolle fliegen. Schopenhauer sagt: er will allerdings, auch ohne Bewußtsein. Wir sagen: er will, denn er empfindet.

Was mir von außen kommt, ist Ursache meines Empfindens, Leidens, Denkens u. s. w. Sobald ich mich selber objectivire, sehe ich nichts als Ursachen, sobald ich Ich bin, sind lauter Motive, d. h. Selbst-Ursachen, Wille vorhanden. Dies mag beleuchtet werden an den verschiedenen Ich, aus denen ich bestehe. Wenn ich aus Leckerhaftigkeit meinem Magen eine Speise zusende, die er nicht vertragen kann, so ist das Gelüste ein Motiv meines Handelns, zugleich aber auch eine Ursache für das Leiden des Ich meines Magens. Wenn nun mein Magen sich widerwillig geberdet, Anstrengungen macht, die Speise wieder herauszuwerfen, mir das größte Unbehagen bereitet, so ist es sein Wille, er handelt durch ein Motiv, erscheint meinem Total-Ich dagegen als die Ursache meines Uebelbefindens.

Man stoße sich nicht an dem Worte Motiv, welches nach unserem heutigen Sprachgebrauche einen in der Menschenseele liegenden Grund oder einen im hellen Selbstbewußtsein erkannten Zweck voraussetzt. Man versetze sich vielmehr in den Grundgedanken unserer Philosophie und man wird finden, daß wir für jeden Begriff einen Gegenbegriff nöthig haben, der das Monon der Erscheinung nach der einen oder der anderen Seite — nach Empfindung oder Bewegung — darstelle. Für den Menschen ist z. B. der Geiz das Motiv, eine nahe befindliche Summe die Ursache eines Diebstahls; für das Thier ist der Hunger das Motiv, die erblickte Speise die Ursache einer bestimmten Bewegung; aber auch für die chemische Anziehung zweier Stoffe ist sowohl Motiv als Ursache anzunehmen, jenes den Empfindungsinhalt, diese das gegenwärtige Verhältniß derselben im Raume ausdrückend. Wer daran zweifelt, der möge bedenken, daß die chemische Verwandtschaft der Stoffe früher vorhanden war als das Thier, daß dieses Hunger empfindet und auf die Speise stürzt, weil die Verwandtschaft der Stoffe in ihm fortwirkt; daß seine kunstvolle Organisation die Empfindung nur erhöht, verfeinert, aber nicht schafft.

Es erledigt sich nun auch der mit so vieler Heftigkeit geführte Streit, ob überall nur causae efficientes oder ob Zwecke in der Schöpfung vorhanden sind. Ernst Häckel, welcher bisher mit Eifer die ausschließlich mechanische Naturauffassung vertreten hat, spricht das von ihm zuerst in schöner Klarheit formulirte Gesetz folgendermaßen aus: „Die Phylogenesis ist die Ursache der Ontogenesis; d. h. indem das Thier und jedes Gewächs vom Beginn seiner Existenz an eine Reihe von verschiedenen Formzuständen durchläuft, deutet es uns in schneller Folge und in allgemeinen Umrissen die lange und langsam wechselnde Reihe von Formzuständen an, welche seine Ahnen seit den ältesten Zeiten durchlaufen haben." Ich behaupte nun hier: es ist der jedesmalige in jedem Zeitmomente vorhandene Empfindungsinhalt des Wesens, welcher zweckbewußt den nächsten Entwicklungsmoment schafft und schaffen will. Weit entfernt also, daß es keine Zwecke in der Natur gäbe, sind vielmehr überall zugleich Zwecke und mechanische Wirkungen. Es sind aber nur die höheren Zwecke, welche die niederen in ihren Dienst nehmen und es wird allein von unserem Standpunkte abhängen, wo wir Zwecke annehmen oder reine Mittel, die uns alsdann causae efficientes erscheinen, anerkennen wollen. Wenn ich mich in das Ich des Volkes versetze, kann dieses sagen: ich bin der höchste Zweck und alle Volksgenossen sind nur Mittel zur Erreichung desselben, sie sind zugleich causae efficientes, da ihre Gesammtheit mein Ich ausmacht. Sobald ich mich aber in das Individuum versetze, sagt dieses mit demselben Rechte und derselben Zuversicht: Ich bin mir Selbstzweck. Der Aberwitz der neuesten „Philosophie" nimmt freilich den deus absconditus des „Unbewußt-Ueberbewußten" (heilige Vernunft, welcher Blödsinn ist nicht schon in deinem Namen ausgesprochen worden!) an, welcher bei der Pflanze Alles so vortrefflich einrichtet, daß die Sexualorgane die künftigen Pflanzen vorbereiten, die Blätter athmen, die Wurzeln saugen, der Saft circulirt. In der Hoffnung, auch nur Einem von den zahlreichen Nachbetern jener Thorheiten das Gehirn von diesem Schwefeldunst zu reinigen und

es eines gesunden Gedankens fähig zu machen, will ich versuchen, durch eine populäre Darstellung jenen Schwindel zu widerlegen: Wenn der Bauer im Schweiße seines Angesichts sein Korn pflanzt und der Künstler, der sich davon nährt, seine göttlichen Werke schafft, so ist offenbar eine gegenseitige Wechselwirkung vorhanden; der Zweck der Kunst wird erreicht, indem jeder seine nächsten Zwecke zu fördern strebt. Die Anhänger des Unbewußten müßten nun hier auch ihren Götzen zu Hülfe rufen, der den Bauern in Altötting erleuchtet, daß in München Einer ist, der sein Korn essen will und der dann durch Assimilation der darin enthaltenen Stickstoff-Atome befähigt wird, ein Werk zu schaffen, das die Urenkel des besagten Landmanns noch erfreuen und veredeln wird. Verkürzen wir die Maßstäbe, so ist's mit der Pflanze ganz genau so. Die im Blatte thätigen Atome, welche in emsigster Arbeit den Austausch von Kohlenstoff und Sauerstoff vermitteln, sie haben keine Ahnung davon, was oben bei der sich entfaltenden Blüte vorgeht, sie sind nur bemüht, ihre Zwecke zu erreichen (und zwar nicht bloß mechanisch, denn dann wären es nicht Zwecke, sondern mit einem gewissen, wenn auch noch so dunkeln Empfindungsinhalt, der offenbar bei der Pflanze den Bezirk der Molecüle nicht überschreitet), aber indem sie das thun, geht gleichzeitig die Saft-Circulation vor sich, welche den Baustoff an alle die Stellen bringt, wo er sich vermöge der Harmonie des Ganzen entweder in die duftende, farbige Blüte oder in den reifenden Samen oder auch in den Keim, der sich erst im kommenden Frühling entfalten wird, verwandeln muß und verwandeln will. Der wäre nicht klug, der behauptete, die Pflanze als solche wisse, was sie thue; ebenso unklug der, welcher behauptete, es sei hier nur ein zufälliges Begegnen der Atome vorhanden, aus dem der wundervoll zweckmäßige Bau der Pflanze hervorgehe — die davon sich nicht losmachen können, die müssen auch zugeben, um das schon von Cicero gebrauchte Bild zu wiederholen, daß ein dichterisches Kunstwerk aus der zufälligen Begegnung der in ihm vorhandenen Buchstaben entstanden sei. Eben so wenig erlaubt es uns die aus der

Natur geschöpfte Erkenntniß, einen außerweltlichen Werkmeister oder innerweltlichen höchst bewußten und vollkommenen Geist anzunehmen, — am allerwenigsten aber werden wir zu der Fratze des „Unbewußt-Ueberbewußten" unsere Zuflucht nehmen. Es ist eben Alles Entwicklung und diese ist gebaut auf stets gesteigerte Differenzirung im Laufe von ungeheuren Zeiträumen, Begegnung der entwickelten Formen und Neubildung unter der Wirkung der dem ganzen All innewohnenden regulirenden Eigenschaft der Empfindung, die sich von dem dunkelsten Schlafe bis zur höchsten Bewußtheit des Menschengeistes emporgerungen hat.

Wenn ich das Menschengeschlecht betrachte, so gibt es eine unendliche Kette von Wozu? d. h. von sich gegenseitig tragenden, unterstützenden, beschränkenden, aus einander hervorgehenden Zwecken, welche schon in die kommenden Jahrhunderte hinüberreichen. Wenn ich dagegen das Atom, das sich im Weltall bewegt, betrachte, so ist sein Wozu? in jedem Zeitmoment vorüber; bei ihm ist Ursache, Motiv, Wille, Zweck, alles eins. Und dennoch ist diese scheinbar zwecklose Bewegung der Grund alles organischen und also auch des höchstzweckbewußten Menschenlebens; denn ohne diesen die Sonnenwärme vermittelnden Weltäther wäre unsere Erde ein starrer Klumpen. In diesem Gedanken haben wir die Gegenüberstellung des höchst Einfachen und des unendlich Complicirten; jede Daseinsform verwendet diese scheinbar rein mechanische Bewegung zu ihren Zwecken, sie tobt im Sturme, sie rauscht im Meere, sie duftet in der Pflanze, sie singt in der Lerche, sie denkt im Menschen. Zwischen diesen beiden Extremen, der einfachen Bewegung des selbständigen Atoms und dem höchstbewußten Menschen liegt die ganze Stufenreihe aller Wesen, welche in fortwährender Entwicklung jedes stets seine höheren Zwecke auf dem bereits Vorhandenen aufbaut, gerade wie das ursprüngliche Thierleben aus dem von der Pflanze schon vorgebildeten organischen Stoffe herauswuchs, so eine unabsehliche Kette von stets höheren Daseinsformen in unmerklichen Abstufungen darstellend, welche sich uns in dem unendlich mannigfaltigen Reiche der Schöpfung

offenbart und durch die Aehnlichkeit ihrer äußeren Erscheinung laut die Gemeinsamkeit ihres Ursprungs verkündet.

Ehe ich nun auf das Wesen der fortschreitenden Entwicklung komme, d. h. darlege, worin denn eigentlich der Grund liegt, daß wir in dieser unendlichen Reihe von irgend einem Gliede derselben behaupten, es ist vollkommener, als das vorhergehende — eine Frage, deren Beantwortung nicht nur den ganzen Inhalt der Entwicklungslehre, sondern auch das Räthsel der Welt ein- und aufschließt, sofern mit ihr zugleich die andere Frage beantwortet werden kann: Wie ist es denn so geworden? bitte ich den Leser zu beachten, wie die vorausgehenden Gedanken uns auf die natürlichste und zwingendste Weise von der Welt zu der Annahme einer vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde geführt haben und zwar nicht wie Schopenhauer, der bekanntlich in einem Werke dieses Titels den Schlüssel zu seinem System gegeben hat, durch künstliche Abstractionen von dem denkenden Subject aus, wobei die wirkliche Welt von der Vorstellung verschlungen wird, sondern in unmittelbarer Folge aus unserem Grundgedanken. Da der Satz vom zureichenden Grunde, wie schon früher gesagt, die Basis aller gewissen Erkenntniß ist, so möge hier der Klarheit zu Liebe der logische Aufbau dieser Gedankenreihe anschaulich dargestellt werden.

Für uns ist alles Sein ein Werden. Nur das Werden gibt uns Aufschluß über das Gewordene, nur das Gewordene gibt uns Aufschluß über das Werden. Die Doppelnatur aller Wesen verlangt, daß wir auch hier zur Vervollständigung des Begriffs bemerken: Alles Werden ist zugleich ein Thun; betrachte ich es von Außen, so ist es Werden, versetze ich mich in das Wesen, d. h. das Wirkende hinein, so ist es ein Thun. Ueberall von dem allgemeinsten Begriffe bis zum speciellsten müssen wir das Empfinden und Bewegen durch ein quatenus sondern, überall das Ich — den Empfindungsbezirk — und seinen Gegensatz auseinander halten.

Der Satz vom zureichenden Grunde ist die Zauberformel aller

Erkenntniß. Er verwandelt die negativen Sätze: Ex nihilo nihil fit. Nihil fit ad nihilum in die positiven Axiome: „Jede Erscheinung des gegenwärtigen Moments muß aus einem vollständig diese Erscheinung begründenden Zustand des vorausgehenden Moments hervorgehen und das gegenwärtige Sein muß unbedingt in die Erscheinung des nächstfolgenden Moments in seiner Totalität übergehen und wenn auch die beiden Momente noch so verschieden aussehen wie z. B. das Pulver vor und nach der Explosion."

Die Welt der Wirklichkeit liegt nun vor dem Erkennen ausgebreitet und das letztere faßt sie nach dem Satze des Grundes in ihrem ursächlichen Zusammenhange. Die Ursachen sind aber bei jedem Wesen nach der Doppelnatur desselben, wie oben entwickelt:

a) äußere Wirkungen; das was wir gewöhnlich Ursachen nennen.

b) Motive, welche aus der inneren Natur, dem Empfinden jedes einzelnen Wesens aufzufassen sind.

Für den erkennenden Menschen sondern sich natürlich die Wesen der Welt scheinbar in diese beiden Kategorien. Wir sagen: Das explodirte Pulver ist die causa efficiens der dahinfliegenden Kanonenkugel. Wir bringen dabei das Wollen des Pulvers und das Wollen der Kugel gar nicht in Anschlag, weil wir hier nur unser Wollen und unsere Zwecke beachten. Dagegen erklären wir jedes Handeln des Menschen nach seinen Motiven d. h. seinem Empfindungsinhalt und kümmern uns nicht weiter um die causae efficientes oder doch nur soweit als äußere Verhältnisse sein zweckbewußtes Handeln determiniren.

Für das höhere Bewußtsein, die helle Empfindung, verwandeln sich nun die äußeren Ursachen in causae finales oder Zwecke. Das geschieht eigentlich erst an der Stufe, wo das Anschauen ein Wesen befähigt, die äußeren Dinge zu objectiviren, wo durch das Sehen die Gegenwart der Außenwelt erschlossen wird. Da aber alle Wesen zugleich von Wille erfüllt sind, der Wille aber nothwendig eine Richtung hat, so müssen eigentlich Zwecke schon auf viel tieferen Stufen angenommen werden, wie uns z. B. auch die nach ihrer

Nahrung tastende Raupe, die Fangfäden der Polypen und Medusen deutlich bekunden. Ja selbst das im Weltäther tanzende Atom will sich in grader Richtung fortbewegen; es wird aber von den Nachbaratomen und damit zugleich von dem ganzen Universum repellirt und steht darum fast ganz unter der Herrschaft äußerer Ursachen; bei ihm ist geringst-mögliche Empfindung, Wille, Motiv, es ist eben ganz isolirt, das niederste Dasein.

Wenn sich uns demnach der Satz vom zureichenden Grunde in der wirklichen, objectiven Welt unter einem doppelten Gesichtspunkte darstellt, je nachdem wir die Erscheinung als ein Werden, als eine von äußeren Ursachen bedingte oder als ein Thun, als ein von dem Empfindungsbezirk des Ich aus bestimmtes betrachten, so muß auch der Erkenntnißgrund d. h. der Satz vom zureichenden Grunde, welcher uns bestimmt zu sagen, daß etwas so ist, nach denselben Richtungen dichotomisch auseinander gehen und wir haben demnach die vierfache Form dieses Satzes naturgemäß hergeleitet.

Nun ergibt sich dabei folgende merkwürdige Umkehrung:

Je mehr äußere Ursachen ein Wesen in sein Ich, seinen Empfindungsbezirk aufgenommen hat, sie in Motive verwandelt, als causae finales wirken läßt, um so leichter begreiflich ist uns der Wille, die innere Natur dieses Wesens; um so vollständiger können wir den zureichenden Grund des Handelns dieses Wesens, sofern er als Motivation erscheint, angeben: aber desto unklarer, unvollständiger und unentwirrbarer erscheinen uns zugleich die realen Ursachen, sowohl was den inneren Bau als die Beziehungen zur Außenwelt betrifft. Die Erklärung ist leicht zu geben. Schon die Scholastik sagte: „Causa finalis non agit secundum suum esse reale sed secundum esse cognitum.“ Alle Realitäten wirken also in dem hellbewußten Wesen als Erkenntnißmaterial. Also muß das Erkennen selbst auch das Handeln eines durchaus vom Erkennen bestimmten Wesens am leichtesten begreifen.

Umgekehrt: Je einfacher das Wesen, je tiefer es auf der Em-

pfindungsstufe steht, je größer seine Passivität, um so klarer und begreiflicher sind die realen Ursachen, die an gewissen Erscheinungen wie z. B. der einfachen Mittheilung einer Bewegung bei aufeinanderstoßenden Körpern fast vollkommen identisch mit der Erscheinung selbst sich darstellen; um so unbegreiflicher aber, dunkler und unverständlicher wird uns das, was im Inneren des Wesens vorgeht, so zwar, daß gerade hier sich das Staunen bis zu der bereits citirten Aeußerung Paul Erman's steigert: „Niemand begreift, was hier, wo die Materie sich bewegt, im Raume spukt." Man kann sich dies Staunen etwa verdeutlichen, wenn man daran denkt, wie befremdend das Handeln der Menschen, die ihrer Sinne und also der regelmäßigen Motivation nicht mächtig sind z. B. Mondsüchtiger, Trunkener, Geistesgestörter uns erscheint.

Ich will nun noch der Deutlichkeit halber einfachste Beispiele dieser von mir aufgestellten vier Formen des zureichenden Grundes geben:

A. Wirklichkeitsgrund.

1. Er ist gefallen, weil er über einen Stein stolperte. (Reale Ursache).

2. Er begehrte zu essen, weil ihn hungerte (Motivation), weil er Brod sah (Finalursache).

B. Erkenntnißgrund.

3. Es hat geregnet, weil die Erde naß ist.

4. Es hungerte ihn, weil er zu essen begehrte.

Mit der Formel 1 suchen wir den Zusammenhang aller Erscheinungen der objectiven Welt, sofern sie sich als Bewegungen darstellen, uns zu erklären; mit der Formel 2 vermögen wir das innere Wesen aller Dinge durch Mitempfinden uns zu erschließen. Beide Formeln begründen Thatsachen durch vorausgehende Thatsachen. 3 und 4 sind dagegen die Mittel, durch welche unser Erkennen zu dem Thatsächlichen erst gelangt. Die beiden ersten sind

die Form der historischen Darstellung, welche, von dem entlegensten Ursprung der Dinge ausgehend, dieselben Glied um Glied in causalen Zusammenhang bringt, bis sie an den heutigen Tag und unser Ich gelangt; die beiden letzten sind die Formen der historischen Kritik, welche von dem Heute und unserem Ich ausgehend sich alle Vergangenheit und die ganze Welt, zugleich aber auch alle Gründe der Wahrheit und des Fürwahrhaltens anzueignen sucht. Der Weg der historischen Kritik brauchte lange Zeit, bis er die Erklärung der Dinge nach Motivation abstreifte; der Weg der historischen Erzählung d. h. die Geschichte der Welt wird noch längere Zeit brauchen, bis sie neben die einfache materialistische Erklärung die Geschichte des Geistes in seiner Entwicklung als nothwendige Ergänzung und endgiltig erschöpfende Welterklärung wird stellen können.

Man halte dies nicht für eine geistreiche Antithese oder ein Paradoxon. Noch umnebelt das materialistische Vorurtheil die Augen der größten Zahl der Gebildeten nicht nur, sondern auch der tüchtigen Denker. Noch glauben die Meisten, wenn sie sich die Welt zu erklären suchen, da dies dann nothwendig immer durch Objectivation geschieht, es könne hier nur von einem Werden, nicht von einem Thun, von einem mechanisch-physikalischen Proceß, nicht von einem lebendigen Wollen die Rede sein. Dieselbe Einseitigkeit, welche den Idealismus beherrscht, wenn er behauptet, es sei Alles Erscheinung, da er dann nur das Ich anerkennt, tritt auf der entgegengesetzten Seite im Materialismus auf, welcher sagt: es ist Alles Materie und Kraft und dabei das große Geheimniß des empfindenden Ich übersieht. Schopenhauer hat die Schwäche und den inneren Widerspruch der materialistischen Welterklärung scharf und unwiderleglich aufgedeckt, indem er sagt: „Der Behauptung, daß das Erkennen Modification der Materie ist, stellt sich immer mit gleichem Rechte die umgekehrte entgegen, daß alle Materie nur Modification des Erkennens des Subjects, als Vorstellung desselben ist.“ Jede Welterklärung wird irre gehen, welche nicht auf den Monismus gebaut

ist, denn sie wird Abstractionen für Wesenheiten halten und die Worte: Materie, Bewegung, Empfinden sind alle bloße Abstractionen, wenn man sie nicht immer vereinigt denkt. Der größte Jammer aber ist, daß seichte Köpfe, pure simple Materialisten heutzutage sich gewöhnt haben, sich Monisten zu nennen, womit denn dieses schöne und sehr bezeichnende Wort auch bald in Mißcredit kommen wird. Nur wirkliche, ernste Denker sind im Stande, den Unterschied, welcher zwischen der inneren Eigenschaft der Dinge, ihrer Empfindung, und der räumlichen Erscheinung, der Bewegung, obwaltet, auf allen Stufen festzuhalten und dabei doch diese beiden Eigenschaften als durchaus von einander bedingt, als einem Monon zukommend, sich vorzustellen. Dubois-Reymond hat ein schönes Bild gegeben, indem er sagt: „Kein Sturm, der in den Atomen der Nervenfaser wüthet, vermag uns den mindesten Aufschluß über das, was Schmerz ist, zu geben." Und der treffliche Robert Mayer sagt: „Im lebenden Gehirn finden fortwährend materielle Veränderungen statt, die man mit dem Namen der molecularen Thätigkeit bezeichnet und die geistigen Verrichtungen des Individuums sind mit dieser materiellen Cerebralaction auf das Innigste verknüpft. Ein grober Irrthum aber ist es, wenn man diese beiden parallel laufenden Thätigkeiten identificiren will. Ein Beispiel wird dies am deutlichsten machen. Bekanntlich kann ohne einen gleichzeitigen chemischen Proceß keine telegraphische Mittheilung stattfinden, das aber, was der Telegraph spricht, also der Inhalt der Depesche, läßt sich auf keine Weise als eine Function einer elektrochemischen Action betrachten."

Ein anderer Irrthum unserer Vernunft ist viel schwerer abzulegen und darum sind auch schon die besten Köpfe an demselben gescheitert: es ist die Meinung, daß zwischen der unorganischen und der organischen Welt eine unübersteigliche Kluft sei, daß man mit dem niedersten organischen Wesen in ein Reich eintrete, welches auf einmal ganz neue Eigenschaften bekomme, die aus dem früheren Zustande nicht hergeleitet werden könnten, daß hier erst die Wirkung der Zeit, sowie der Wille, die Zweckmäßigkeit und am spätesten

das Empfinden, der Geist aufträten. Dieser Irrthum ist ein sehr natürlicher und ich muß hier bekennen, daß ich bei der Abfassung der Welt als Entwicklung noch theilweise selbst in demselben befangen gewesen bin, sowie daß meine Polemik gegen den Schopenhauer'schen Willen, wie sie auf S. 75 auftritt, eine grundlose ist, was freilich schon durch das Schluß-Kapitel jenes Werks, in welchem erst mein Gedanke zur vollkommenen Klarheit gediehen war, berichtigt wird. Aber Schopenhauer selbst ist von diesem Irrthum nicht frei, dessen gänzliche Beseitigung wohl die schwierigste Aufgabe des philosophischen Denkens ist, sich also wohl auch bei dem jetzt lebenden Geschlechte kaum vollziehen wird, obgleich dasselbe fast seine ganze Gedankenwelt schon auf die diesem Irrthum entgegengesetzte Wahrheit aufbaut. „Mit dem ersten Aufschlagen eines Auges, meint Schopenhauer, und wenn dieses Auge auch das eines Insekts war, begann erst das Dasein dieser in Zeit, Raum und Causalität vorhandenen Welt. Ohne jenes Auge gab es auch kein Vorher, keine Zeit. Mit dem ersten Erkennen steht diese erst da mit ihrer ganzen Unendlichkeit nach beiden Seiten, so daß wie die erste Gegenwart, so auch die Vergangenheit, aus der sie stammt, vom erkennenden Subject abhängig und ohne dasselbe nichts ist, jedoch die Nothwendigkeit herbeiführt, daß diese erste Gegenwart nicht als die erste d. h. als gar keine Vergangenheit zur Mutter habend und als Anfang der Zeit sich darstellt, sondern als Folge der Vergangenheit." Hierin spricht sich eben die Einseitigkeit des Idealismus aus, der das Sein nur in der Idee auffassen kann, die Idee selbst aber, wie hier deutlich erhellt, durch einen deus ex machina entstehen läßt. „Wer mythologische Deuteleien liebt, fährt Schopenhauer fort, mag als Bezeichnung des hier ausgedrückten Moments der dennoch anfanglosen Zeit die Geburt des Kronos (χρόνος), des jüngsten Titanen, ansehen, mit dem, da er seinen Vater entmannt, die rohen Erzeugnisse des Himmels und der Erde aufhören und jetzt das Götter- und Menschengeschlecht den Schauplatz einnimmt." Und man könnte hinzufügen, daß die bei dieser Gelegenheit aus dem Schaume des Meeres ent-

stiegene Aphrodite*), das Princip der Zeugung, den himmlischen Samen fruchtbar macht d. h. die fruchtlos verzitternden Aetherbewegungen (Uranus) durch summirte Wirkungen in ein Folgeleben stets vollkommenerer Wesen verwandelt. Aehnlich sagt Robert Mayer**): „Treten wir nun aus dem Gebiete der unbelebten Natur über in die lebende Welt. Wenn dort die Nothwendigkeit herrscht und des Gesetzes immer gleichgestellte Uhr, so kommen wir jetzt in ein Reich der Zweckmäßigkeit und Schönheit, in ein Reich des Fortschritts und der Freiheit. Die Grenzmarke bildet die Zahl. In der Physik ist die Zahl Alles, in der Physiologie ist sie wenig, in der Metaphysik ist sie Nichts. Saturn, der Alles verschlingende, hat zu regieren aufgehört; die Zeit ist auf unserem jetzigen Gebiete productiv. Nicht nur erhalten wird die lebende Welt, sie wächst und sie verschönert sich .... Ferner findet in der lebenden Natur allerdings Zeugung und Erzeugung statt, eine Thätigkeit, von der man sich auf rein physikalischem Gebiete vergeblich nach einem Analogon umsieht, es kann also der physikalisch richtige Satz ex nihilo nil fit schon in der Physiologie nicht mehr in voller Strenge festgehalten und durchgeführt werden, viel weniger noch auf geistigem Gebiete. Ich werde hier an eine merkwürdige Stelle in Lucian's Demonax erinnert. Befragt, ob er die Seele für unsterblich halte, antwortete der Philosoph: „Ja, unsterblich, wie alles Andere." Das Erhaltungsprincip oder der zweite Satz: Nil fit ad nihilum gilt in Gottes lebender Schöpfung noch in erhöhtem Grade; sofern er nicht mehr, wie in der todten Natur, durch den sterilen Satz: Ex nihilo nil fit beschränkt wird."

Soll mit der letzten Aeußerung des genialen Denkers gesagt

---

*) *Μήδεά θ' ὡς τὸ πρῶτον ἀποτμήξας ἀδάμαντι*
κάββαλ' ἀπ' ἠπείροιο πολυκλύστῳ ἐνὶ πόντῳ,
ὣς φέρετ' ἄμ' πέλαγος πουλὺν χρόνον, ἀμφὶ δὲ λευκὸς
ἀφρὸς ἀπ' ἀθανάτου χροὸς ὥρνυτο· τῷ δ' ἐνὶ κούρη
ἐθρέφθη.
Ἔκ δ' ἔβη αἰδοίη καλὴ θεός. (Hesiod. Theog.)

**) J. R. Mayer, Die Mechanik der Wärme. 2. Aufl. S. 315.

sein, daß dieser sterile Satz jemals und irgendwo aufhören könne, wahr zu sein, so könnten wir gleich alles vernünftige Denken aufgeben; denn wo aus dem Nichts ein Etwas hervorgehen könnte, da müßten wir jeden Augenblick der überraschendsten Wunderdinge gewärtig sein, die den regelmäßigen stillen Lauf der Natur beständig unterbrechen müßten. Bezieht er sich aber nur auf die Erscheinungsform der Dinge, dann muß er auch in den physikalischen Wissenschaften schon seine Ausnahmen erleiden; denn alle Anstrengungen dieser Wissenschaften sind darauf gerichtet, aus den mannigfaltigen Erscheinungen der Electricität, des Magnetismus, der Wärme, des Lichts u. s. w. vermittelst der Gesetze der Mechanik die Einheitlichkeit der Bewegung zu constatiren. Ganz geradeso ist es mit dem anderen Satze: nihil fit ad nihilum. Wie kann überhaupt ein allgemeiner Satz in erhöhtem Grade gelten? Soll aber damit gesagt sein, daß die Thätigkeiten und Erlebnisse der Wesen für die Folgezeit bestimmend und ausnahmslos nutzbringend wirken, so widerlegt sich derselbe tagtäglich durch die ungeheure Verschwendung, mit welcher die Natur die Individuen und Keime, welche sie gebildet hat, wieder zerstört und durch die ebenso kolossale Geistesverschwendung, mit welcher das Menschengeschlecht nach Nichtigkeiten jagt, in zweckwidrigstem Thun den wahren Fortschritt aufhält und die reichsten Gaben zu eigener und fremder Qual in ihr Gegentheil verkehrt.

Wohl wird es uns kund und offenbar, wenn wir die ungeheure Menge der gegenwärtigen und längst erstorbenen Lebensformen überschauen, was die Zeit vermag oder vielmehr was die Benutzung der Zeit zu Stande bringt; aber sehr verkehrt wäre es die Zeit, die Entwicklung, die Thätigkeit erst an dem Tage anheben zu lassen, wo die erste ternäre Verbindung als elementarster Pflanzenstoff an irgend einem sonnenbeschienenen, stillen Winkel des Meeres gebildet wurde oder gar, wie Schopenhauer meint, wo das erste Thierleben die Augen auf die Außenwelt richtete. An dem Tage war gar nichts geändert, die Natur ging ihren stillen ruhigen Gang weiter wie vorher. Und Entwicklung, Thätigkeit und Wille war auch vorher

da, sie walteten in den unorganischen Stoffen, welche in beständigem Austausch, Krieg und Frieden mit einander lebten. Unser Planetensystem, es hat sich zeitlich entwickelt, die Erde hat zu einer bestimmten Zeit sich aus der großen Dunstkugel gelöst, ihre Bahn eingeschlagen und ihre selbständige Entwicklung viele Jahresmillionen hindurch verfolgt. Damals war schon die Zeit, sie war überhaupt immer, wo eine Veränderung vor sich ging: denn es gibt keine Veränderung, die nicht empfunden wird.

Absolut zeitlos könnte man das im Weltraum sich bewegende Atom nennen und zwar in doppeltem Sinne: 1) weil es vermöge seiner stets gleichen Bewegung keine Zeit zu empfinden vermag, da der ununterbrochene indifferente Zustand dem dunkelsten Schlafe gleichkommen muß; 2) weil es mit seiner Bewegung gar nichts schafft, weil jeder Zeitmoment wirkungslos in das Meer der Vergangenheit versinkt. Daß trotzdem Zeit und Raum auch hier sowohl objectiv als subjectiv (d. h. für das Empfinden des Atoms) vorhanden sind, muß jedem Denkenden einleuchten. Sie können überhaupt auf keiner Stufe des Daseins fehlen.

Denken wir uns nun das aus der Repulsion des Universums zu der Bedingtheit unter ein großes System gelangte Atom — beispielsweise in der noch als Dunstkugel um die Sonne rotirenden Erde —, so ist hier offenbar ein neues Verhältniß geschaffen, welches die Subjectivität des Atoms durch den Gegensatz zu der Bewegung des Weltäthers erschließt. Der Zustand größerer Dichte hat seine Eigenbewegung modificirt: es beginnen Zeitperioden zu wirken z. B. die regelmäßige Wiederkehr des Verhältnisses zu der auf- und niedersteigenden Sonne. Die Individualität des Atoms hat begonnen; freilich ist der Mechanismus noch fast gänzlich vorherrschend; denn die große Monade, Erde, ist weit davon entfernt, ein Empfindungsbezirk, ein Ich, zu sein, vielmehr ist das Empfinden innerhalb der engsten Bezirke, der Atome, abgeschlossen. Die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse hat, wie dies S. 116 erläutert wurde, im Verlaufe unermeßlicher Zeiten die ursprünglich gleichartige Dunstkugel differenzirt,

und somit neue, verschiedenartige Systeme geschaffen, deren eigenthümlich gelagerte Atome nun mit allen übrigen in einen bestimmten Gegensatz treten. Ueberall ist Ich, Empfindung, Zeitliches, wenn unser heutiges helles Bewußtsein auch durchaus nicht im Stande ist, etwas derartiges *nachzuempfinden*; denn mit *Vorstellen* wird hier nichts geschafft; vorstellen heißt objectiviren und das ist immer Räumliches, ist immer Bewegung. Der oberflächliche Denker wird nun sagen: diese Empfindung ist ein *Nichts*. Er möge sich getrösten, daß auch die am fernen Horizont schwach leuchtenden Nebel, in welchen das Fernrohr des Astronomen eine Unzahl von Sonnen erblickt, für ihn *ein Nichts* sind und wohl ewig geblieben wären, wenn nicht andere Leute sich die Mühe des Denkens gegeben hätten.

Gehen wir nun, um die Empfindung da zu beobachten, wo sie für Alle anfängt verständlich zu werden, nicht auf die Pflanzenzelle, sondern sogleich auf die erste Thierzelle über, die als Mittelstation zwischen dem hochorganisirten Menschen und den sogenannten todten Stoffen uns die Wege nach beiden Richtungen anzugeben im Stande ist, da bei ihr die fein differenzirten Fähigkeiten des Menschen noch in der Einheit des Empfindens schlummern, sowie andererseits die stummen unorganischen Stoffe schon zum Reden zu gelangen vermögen. Diese Zelle versteht schon vortrefflich zu *zählen*, und ich könnte nun hier den Ausspruch R. Mayer's umkehren und mit demselben Rechte wie er sagen: In der Physik ist die Zahl *nichts*, in der Physiologie ist sie *viel*, im Geistesleben ist sie *Alles* (es kommt eben nur auf den subjectiven oder objectiven Standpunkt an). Die Zelle zählt also die Vibrationen der Wärme in ihren eigenen Molecülen, sie empfindet den Gegensatz, wenn sie in die langsameren Schwingungen eines kälteren Mediums gelangt; sie zählt die unendlich schnellen Schwingungen des Lichts, ohne welches sie nicht existiren kann, da es den chemischen Proceß anregt; sie zählt die chemisch-elektrischen Verhältnisse, indem sie mit der größten Genauigkeit die ihr zuträglichen Stoffe ein- und die unbrauchbaren ausführt. Sie ist außerdem ein vollkommenes Ich, welches in allen

seinen Theilen fast gleichzeitig die Affection empfindet, welche bei irgend einem bestimmten Theile eintritt. Alles dieses ist gewiß noch sehr dunkles Bewußtsein, es ist aber im Verhältnisse zu dem intramolekularen Empfinden der unorganischen Wesen und der Pflanzen ein außerordentlich helles. Die höhere Individualität, das Ichbewußtsein des wenn auch kleinen Systems ist der ungeheure Fortschritt, welcher hier stattfindet und welcher auch erst ein in langen Zeiträumen erworbener ist: denn vor der Zelle müssen wir den gleichartigen, structurlosen animalischen Urschleim — vielleicht ein Verwesungsprodukt des ursprünglichsten Pflanzenlebens annehmen.

Mit diesem ersten Ichbewußtsein eines besonderen Systems werden nunmehr große allgemeine Kräfte und Verhältnisse individualisirt und diese erscheinen uns dann später in den höheren Organismen in lichter Klarheit, da wir sie nicht mehr nur als räthselhafte Bewegung, als lediglich äußere Ursachen zu objectiviren, sondern mitzuempfinden im Stande sind. Von dem Ich der Zelle und ihrer selbständigen Bewegung bis zu dem abstracten Begriffe Raum, welch ein unermeßlicher Weg war dazu nicht nothwendig und dennoch liegt in diesem Begriffe nichts anderes als eben jene Urelemente, das einheitliche Ich und die Bewegung. Welch ein allgewaltiger Fortschritt, als die menschliche Vernunft den Begriff der Zeit sich auf demselben Wege als ein persönliches Wesen, Kronos, den Sohn des Uranos und der Gäa, des Himmels und der Erde, errungen hatte! Da war die schwerste Arbeit gethan, der größte Theil des Berges erstiegen: von da bis zu der Einsicht, daß dieser Kronos, diese Zeit nur eine Abstraction sei, war nur noch ein allerdings steiler Pfad bis zum Gipfel, welchen zuerst der rüstige Bergsteiger Kant erklommen. Zum bewußten Mitempfinden der sich anziehenden oder abstoßenden chemischen Substanzen — des so unerklärlichen Geheimnisses der Affinität — sind wir ebenfalls gelangt denn was ist unser Verlangen nach Speise und Trank, unser Widerwille gegen einen besonderen Geschmack und Geruch anders? Wir werden es also nicht mehr als ein so großes Wunder ansehen, wie

der vortreffliche Th. Waitz, daß das Thier es vermag, unter den gewöhnlichen Umständen immer gerade diejenigen Stoffe auszuwählen, die seinem Fortleben am günstigsten sind; noch auch es auf die nicht weiter erklärliche Einrichtung seines Organismus zurückführen, daß nicht alle, sondern nur ganz bestimmte Geruchs- und Gesichtsvorstellungen die zum Fressen erforderlichen Bewegungen anregen; wir werden vielmehr die Einrichtung seines Organismus uns durch das prius, die Verwandtschaft der Stoffe erklären und eben dadurch diese Verwandtschaft verstehen lernen. Jenes ist Objectiviren, dieses ist Mitempfinden. Und auch hier gilt der Satz: „Allen gehört was du denkst, dein eigen ist nur was du fühlest.“ Ebenso gelangen die orphischen Mächte, die Urkräfte des Universums in dem Menschen zur höchsten Vergeistigung und zum Bewußtsein. Die zwei Zellen, welche das Bestreben haben, sich zu durchdringen, die Spermazelle und die Eizelle, welche nach van Beneden's Untersuchungen an den niedersten Pflanzenthieren ihren Gegensatz schon daraus herleiten, daß die männliche Zelle in dem äußeren Keimblatt, dem Hautblatt, die weibliche Zelle aus dem inneren, dem Darmblatte entspringen: sie erleuchten uns über das wunderbare Verhältniß von Mann und Weib und die allgebietende Macht der Erde, die Liebe. Aber jener Gegensatz der beiden Zellen ist selbst durch noch tiefere und allgemeinere Kräfte bedingt und so empfinden wir denn in unserer Abhängigkeit von jener räthselhaften Macht zugleich die polaren Gegensätze, welche durch alle Himmel ausgebreitet sind. Ja die brutale Kraft, mit welcher uns die Erde zu sich herabzieht und mit ihren Banden umschlingt, und das Sehnen unseres Herzens, welches alle Höhen erfliegen und aufwärts über die Grenzen von Zeit und Raum gelangen möchte; es ist das Bewußtwerden der Schwere, jener ursprünglichsten Eigenschaft, die überall zuerst auftritt, wo die Atome aus der Isolirtheit und freien Bewegung zu irgend einer Gebundenheit sich zusammendrängen und ihres Gegensatzes, des Strebens nach Freiheit, nach dem Unendlichen. Wie verschieden wird diese Eigenschaft bewußt in dem in fröhlicher Jugendlust pfeil-

schnell dahin fliegenden Thiere und in dem von Alter und Kraftlosigkeit beschwerten und niedergedrückten; wie verschieden in dem Ai, das sich von dem abgenagten Baum plump niederfallen läßt und dem Adler, der zur aufsteigenden Sonne den stolzen Flug unternimmt!

Die wechselseitige Aufklärung, welche zwischen Empfinden und Bewegen d. h. der Wahrnehmung durch unsere Sinne und der tiefer erkannten Natur dieser Sinne, sowie der Bewegungsverhältnisse der Außenwelt obwaltet, dringt bis in die untersten Tiefen alles Werdens und Geschehens. Da wo uns unsere auf die Erfahrung gerichtete Beobachtung ganz oder fast ganz im Stiche läßt, da erläutert das philosophische Denken im Bunde mit unserer sinnlichen Wahrnehmung noch das Wesen der Erscheinung. Die Chemie sagt, obgleich das menschliche Auge derartige Vorgänge niemals zu erschauen vermag, daß alle chemischen Vorgänge, Verbindungen und Auflösungen höchst wahrscheinlich sich nicht durch die chemischen Molecülen vollziehen, sondern daß eine Fällung in die Uratome der Weg ist, auf welchem die neue Harmonie des Stoffes erreicht wird. Die Pflanzen mit ihren außerordentlich feinen chemischen Apparaten und Membranen bringen Stoffe zu Stande, an deren Darstellung alle menschliche Kunst und aller Witz scheitert. Nun wir wissen aus unserem eigenen Sinnesleben, wie das zugeht. Daß unser Auge die Aetherschwingungen wahrnimmt, daß der nervus opticus in analoge Schwingungen versetzt wird, das ist zweifellos. Ebenso verhält es sich mit den Wärmeschwingungen, welche wir durch den ganzen Körper empfinden. Daß aber Geruch und Geschmack, diese beiden verwandten Sinne, denen der Assimilationsproceß als Wächtern anvertraut ist, so unendlich feine Unterschiede an chemisch ganz homologen Stoffen d. i. an solchen Stoffen, deren vollständig gleichwerthige Zusammensetzung die Wage des Chemikers bewiesen hat, wahrnimmt, das gibt uns eine nicht hoch genug anzuschlagende Aufklärung. Es findet hier also zwischen den Geschmacks- und Geruchsnerven und dem geprüften Stoffe eine Berührung statt, die eine Zurückführung der chemischen Zusammensetzung auf die Uratome voraussetzen läßt, wie wir ja auch

die Empfindlichkeit dieser Nerven für die Aetheratome schon daraus erkennen, daß wir die Electricität gleichzeitig schmecken und riechen. Wir begreifen nun, wie die Verfeinerung dieser Organe — und eine solche läßt sich nicht nur bei den Individuen, sondern auch bei der ganzen Gattung in historischer Zeit nachweisen, stets neue chemische Selectionen und damit auch neue chemische Produkte, die zum Bau des Organismus verwendet werden, zu schaffen im Stande ist. — Unser Hören freilich ist auf das Vernehmen gröberer Schwingungen angewiesen; dafür ist es aber auch in der Individualität mit besonderen Aemtern betraut. Erstlich beruht darauf die menschliche Sprache, die auf die mnemonische Kraft des Wortes gebaut ist, wie ich in der W. a. E. d. G. p. 229 dargethan habe. Unzählige Gesichtserinnerungen erweckt das in der Seele klingende einfache Gehörbild, das Wort. Zweitens ist es der subjectivste Sinn, wie das Sehen der objectivste oder anschaulichste. Man kann sich dies leicht verdeutlichen, wenn man bedenkt, wie unser Auge zwei ganz nahe liegende feine Linien von Gelb und Blau nicht etwa als Grün wahrnimmt, sondern noch ganz scharf unterscheidet, während zwei Töne auch auf verschiedenen Instrumenten angeschlagen zu Einem verschmelzen. Dafür haben wir aber auch in der Stimme das Mittel, die schnellst möglichen willkürlichen Bewegungen auszuführen, die Stufenleiter der Vibrationen zu beherrschen und somit ist die Stimme, wie die Musik das Organ, wodurch wir unser Innerstes am vollkommensten zu äußern im Stande sind.

Die Möglichkeit der Verwandlung aller räumlichen Gegensätze in zeitliche Gegensätze: mit diesen Worten dürfte wohl am besten der hohe Vorzug des thierischen Empfindens über alle früheren und tieferen Daseins- und Lebensformen ausgesprochen werden. Da beginnt recht eigentlich die Verwerthung und die Wirkung der Zeit. Das Sehen, das Vorstellungsleben und die Erinnerung — es ist nicht auszusagen, wie gewaltig diese Fähigkeiten das innere Wesen, das Empfinden des Thiers erleuchten und vervollkommnen mußten! Da ist wohl in der ungeheuren Generations-

folge aller lebenden Wesen kein einziges Individuum, welches in seinem rasch verrinnenden Leben nicht eine besondere Erfahrung machte, die sich durch Vererbung als höhere Befähigung auf die Nachkommen übertrug, wenn auch derartige Dinge bei dem unmerklichen Gange der Natur und der kurzen Zeit unserer Beobachtung sich vollständig unserer Wahrnehmung entziehen.

Wenn in der allgemeinen Mitbewerbung um die Existenz diejenigen Formen die vollkommneren genannt werden müssen, welche besser als die übrigen im Stande sind, die Zeit zu verwerthen, so kann der Sieg denen nicht zweifelhaft sein, welche am meisten Vergangenheit d. h. Erfahrungsinhalt mit fort zu nehmen im Stande sind. Das vermag das Thier durch seine Sinne und Vorstellungen; das vermag in viel höherem Grade der Mensch durch die wunderbare Gabe der Sprache und die daraus hervorgehende Vernunft, welche als abstractes Denken erscheint.

Aufs neue ist ein heißer Streit entbrannt über die Charakterunterschiede des Menschen und des Thieres, ja die beiden großen Meister Darwin und Max Müller haben selbst in ziemlich heftiger Weise die Verschiedenheit ihrer Ansichten gegen einander geltend gemacht und verfochten. Ich habe bereits in der „Welt als Entwicklung" meine feste und unerschütterliche Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Sprache der Mensch selbst ist und habe diese Wahrheit oft genug als naive Aeußerung aus dem Munde von Kindern vernommen, die wenn sie sich über die große Klugheit eines Hundes verwundert hatten, hinzusetzten: „Es fehlt ihm nichts als die Sprache." Die Frage aber, ob die Sprache die Vernunft oder umgekehrt die Vernunft die Sprache erschaffen habe, halte ich in dieser Fassung für eine der müßigsten und unrichtigst gestellten, die es geben kann. Hier gilt das auf S. 264 hervorgehobene Princip der alternirenden Wirkungen und wer dies leugnen wollte, der müßte die von allen Seiten sich unwiderleglich aufdrängende Thatsache bestreiten, daß mit der Bildung sich die Sprache und mit der Sprache die Bildung in ununterbrochener Folge vervollkommnet.

Ja ich glaube sogar, es ist nur ein Wortstreit; denn Sprechen und Denken ist mir, wie dem Griechen, eins und dasselbe, nur daß bei der Doppeleigenschaft aller Dinge mit jenem Worte der äußere Gesichtspunkt, die Bewegung, mit diesem das innere, die Empfindung, festgehalten wird. Daß es ein besonders begabtes Thier gewesen sein muß, bei welchem zuerst irgend eine Vorstellung durch das Wort bezeichnet wurde, das ist ja ganz zweifellos, denn jedes Abzweigen von dem gemeinsamen Urstamme der Wesen setzt nicht nur veränderte äußere Verhältnisse, sondern auch die Kraft, diesen Verhältnissen zu genügen, voraus, wobei denn wohl viele Tausende untergehen, der Starke aber, der Befähigte eine höhere Vervollkommnung gewinnt. Ebenso zweifellos aber ist es, daß das vernünftige Denken erst mit dem Worte und durch das Wort sich entwickeln konnte. Was würden wir zu einer Frage sagen wie die folgende: Sind die Römer durch ihre Heeresorganisation das kriegerisch tüchtigste Volk geworden oder haben sie diese Heeresorganisation in Folge ihrer kriegerischen Tüchtigkeit bekommen? Gerade so thöricht erscheint mir die Frage, ob die höhere Subjectivität den Menschen zum Reden veranlaßt oder ob das Sprechen die höhere Vollkommenheit des Menschen verursacht habe. Es ist eben Entwicklung von kleinen Anfängen aus, wie ich es in den Kapiteln „vom Ursprung der Sprache" deutlich dargelegt zu haben glaube. Ich tadle ebenso wohl den, der mir sagte: „erst denken, dann reden," als den, der sagt: „erst reden, dann denken" *). Die Wahrheit ist vielmehr: Denken und Reden sind

*) Ferne sei es von mir, das große Verdienst Lazar Geiger's mit diesen Worten in Abrede stellen zu wollen, der zuerst die kühne Wahrheit auszusprechen wagte: „Die Sprache hat die Vernunft geschaffen; vor der Sprache war der Mensch vernunftlos." Die Kühnheit dieses Gedankens liegt eben in der Beseitigung des uralten Irrthums, daß alles Menschliche und ganz besonders die Sprache aus bewußter Absichtlichkeit hervorgegangen sei. Darum mußte der treffliche Geiger seinem Satze eine gewisse prägnante Einseitigkeit, welche ihm den Anstrich des Paradoxen giebt, aufdrücken. Jeder tiefer Denkende wird einsehen, daß „die Sprache" und „die Vernunft" sehr allgemeine Wörter sind, welche noch dazu in einer unlöslichen Correlation stehen; denn nur die Sprache ist vollkommener, welche eine größere Vernunft in sich birgt und eine

Eins. Beide haben sich von den einfachsten Anfängen zu ihrer heutigen wunderbaren, historisch kaum zu übersehenden Vollkommenheit erhoben.

Dies führt mich auf einen andern Widerstreit der Meinungen, der sich ebenfalls an zwei große Namen knüpft, nämlich Spinoza und Leibniz, von welchen der erstere behauptet, daß das Anschauungsvermögen uns die wahre Deutlichkeit der Dinge vermittelt, während letzterer dem abstracten Denken den Vorzug einräumt. Schopenhauer stellt sich ganz auf die Seite des ersteren und charakterisirt dabei den Unterschied zwischen Mensch und Thier in folgender Weise: „Die Abwesenheit der Vernunft beschränkt die Thiere auf die ihnen in der Zeit unmittelbar gegenwärtigen anschaulichen Vorstellungen, d. i. realen Objecte: wir hingegen durch die Erkenntniß in abstracto, umfassen, neben der engen wirklichen Gegenwart, noch die ganze Vergangenheit und Zukunft, nebst dem weiten Reich der Möglichkeit; wir übersehen das Leben frei nach allen Seiten, weit hinaus über die Gegenwart und Wirklichkeit. Was im Raume und für die sinnliche Erkenntniß das Auge ist, das ist in der Zeit und für die innere Erkenntniß die Vernunft. Wie aber die Sichtbarkeit der Gegenstände ihren Werth und ihre Bedeutung doch nur darin hat, daß sie die Fühlbarkeit derselben verkündet, so liegt der ganze Werth der abstracten Erkenntniß immer nur in ihrer Beziehung auf die anschauliche. Daher auch legt der natürliche Mensch immer viel mehr Werth auf das unmittelbar und anschaulich Erkannte, als auf die abstracten Begriffe, das bloß Gedachte; er zieht die empirische Erkenntniß der logischen vor. Umgekehrt aber sind diejenigen gesinnt, welche mehr in Worten als in Thaten leben, mehr in Papier und Bücher als in die wirkliche Welt gesehen haben, und die in ihrer größten Ausartung zu Pedanten und Buchstabenmenschen

höhere Vernunft ist undenkbar ohne ihr Organ, die gebildetere Sprache. Darnach wird er denn den Satz Geiger's zu beschränken und damit richtig aufzufassen im Stande sein.

werden. Daraus allein ist es begreiflich, wie Leibniz nebst Wolf und allen ihren Nachfolgern so weit sich verirren konnten, die anschaulichste Erkenntniß für eine nur verworrene abstracte zu erklären. Zu Ehren Spinoza's muß ich erwähnen, daß sein richtiger Sinn umgekehrt alle Gemeinbegriffe für entstanden aus der Verwirrung des anschaulich Erkannten erklärte." So wahr diese Bemerkung auch im Ganzen ist, so thut Schopenhauer doch hier dem Andenken des großen Leibniz, welchen er auch sonst nicht zu würdigen versteht, schreiendes Unrecht. Der Widerspruch zwischen den Ansichten Spinoza's und Leibniz' ist überhaupt mehr ein scheinbarer als ein wirklicher. Denn was Leibniz unter verworrener Vorstellung versteht, geht am klarsten daraus hervor, daß er in der Stufenreihe der Wesen der einfachen Monade, dem untersten Sein, die allerverworrenste oder dunkelste Vorstellung zuschreibt, von welcher ausgehend die vollkommeneren Wesen sich zu immer klarerer, deutlicherer Wahrnehmung der Dinge oder des Universums erheben. Das richtige Wahrnehmen der Dinge ist aber die Vernunft selbst und diese faßt mit dem wortgebundenen abstracten Begriffe nicht nur die in der einmaligen unmittelbaren Anschauung gegebenen Eigenschaften; sondern alles, was die verschiedensten Anschauungen und Erfahrungen von dem Dinge erkundet haben, das stellt sich ihr dar, sobald sie das Wort und den Begriff sich denkt. Wohl hat Spinoza Recht, wenn er sagt, daß die abstracten Begriffe durch das Ineinanderschieben der Vorstellungen entstehen. Aber wir müssen beachten, was denn die Folge dieses Ineinanderschiebens ist. Doch gewiß, daß schließlich die an allen Einzelerscheinungen sich gleichbleibenden Eigenschaften das Uebergewicht gewinnen, mit anderen Worten, daß wir immer mehr das eigentlich Wesentliche der Dinge in unsere Vorstellungen aufnehmen und die accidentellen Verschiedenheiten daraus eliminiren. Das ist das Wunder, welches das Wort in seinem stillen Wirken in dem menschlichen Geiste vollzieht. Daß das abstracte Denken der hohe Vorzug des Menschen ist, das wird Jedem unmittelbar klar, wenn wir z. B. den tiefen geistigen Zustand eines

wilden Menschenstammes dadurch bezeichnen, daß wir sagen: Sie haben nicht einmal ein allgemeines Wort für Baum; sie kennen nur einzelne Namen für verschiedene Bäume. Auch sollte man niemals vergessen, wie denn eigentlich eine Abstraction entsteht; sie fällt nicht durch ein Wunder in den Menschengeist herein, sondern sie entwickelt sich allmählich. Die Bezeichnung für einzelne Gliedmaßen, Nase, Hand, Mund ꝛc. waren schon sehr schwierige Abstractionen, welche eine große Anstrengung des Menschengeistes in der Urzeit voraussetzen. Die gesonderte Wahrnehmung dieser Theile unterstützt nun aber offenbar unsere Anschauung in einer so wirksamen Weise, daß jede dieser Merkzeichen entbehrende Anschauung — also die des Thieres — dagegen nur eine verworrene sein kann. Wenn der Handwerker, der Techniker, der Künstler in einem Werke, einer Maschine, einem Gemälde auf den ersten Blick die kleinsten Mängel und Vorzüge entdeckt, so sind es Abstractionen, welche ihn dabei unterstützen: mein Auge wird vielleicht über das Ganze hingleiten und sich nirgends zurechtfinden, von dem Ganzen daher nur eine verworrene Vorstellung bekommen. Der Astronom hat eine klare und richtige Vorstellung vom Sternenhimmel, wodurch? durch Abstractionen. Der Unkundige hat beim lebhaftesten Anschauen desselben eine möglichst verworrene, eben weil ihm diese Abstractionen fehlen,

Darin hat ja Schopenhauer gewiß recht, daß Abstractionen, welche nicht von sinnlichen Wahrnehmungen ausgehen, mit lebendigen Anschauungen erfüllt sind, inhaltleere Hülsen oder reine Formen sind, mit welchen die Vernunft nichts anzufangen weiß. Das ist nicht zu leugnen und wir haben ein Schreckbild, was die in das Reich der Abstractionsdichtung sich versteigende Vernunft an Phantasmen, Schematismen, leeren Buchstabenworten und transscendentaler Tollhausspeculation zu Tage fördern kann, an den philosophischen Schulen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Es ist leider eine unbestreitbare Wahrheit, daß die große Mehrzahl der Menschen nicht mit Begriffen, sondern mit Worten denkt und ein inniges Behagen empfindet, wenn sie bei einem unverständlichen Gegenstand

mit ebenso unverständlichen Worten abgespeist wird*). Das ist der wahre Fluch, den oft die im größten Geiste geborene Abstraction mit sich bringt und welcher dann seine verderbliche Wirkung in allen Kreisen bis herab zu den Elementarschulen zu äußern beginnt. Zum Glück war das Gegengewicht gegen diesen Jammer vorhanden, es war der unaufhaltsame Aufschwung der Naturwissenschaften, welche sich um so eifriger mit den wirklichen Dingen beschäftigten und der damaligen Philosophie verdientermaßen den Rücken kehrten. Auf ihren starken Schultern sind wir zu gesunden Abstractionen gelangt und erwarten nun die Wiedererhebung der Philosophie, der Schwester der Naturwissenschaft, zu dem ihr gebührenden Rang. Denn die wahren Abstractionen sind das Allgemeine, aus welchem sich das Besondere gestaltet hat, und welches nun, an dem Besonderen wieder wahrgenommen, uns einen klaren und richtigen Blick in das unendliche Reich der Mannigfaltigkeit verstattet. Diese Mannigfaltigkeit ist unsere Mutter und die fortwährende, treue Erzieherin unseres Geistes. Wohl vermögen weder Worte, noch abstracte Begriffe die Anschauungen und farbenreichen Vorstellungen zu ersetzen, aber das sollen sie auch nicht; sie sind wie die Projection, aus der das Auge

*) Die Forderung der Deutlichkeit der Begriffe ist die erste Forderung der Philosophie. „Schwache Köpfe behelfen sich in einem Halbdunkel, in welchem sie nach Worten greifen, zumal nach solchen, die unbestimmte, sehr abstracte, ungewöhnliche und schwer zu erklärende Begriffe bezeichnen, wie z. B. Unendliches und Endliches, Sinnliches und Uebersinnliches, die Idee des Seins, Vernunft-Ideen, das Absolute, die Idee des Guten, das Göttliche, die sittliche Freiheit, die absolute Idee, Subject-Object. Mit Derartigem werfen sie getrost um sich; meinen wirklich, das drücke Gedanken aus und muthen Jedem zu, sich damit zufrieden zu geben: denn der höchste ihnen absehbare Gipfel der Weisheit ist eben, für jede mögliche Frage dergleichen fertige Worte in Bereitschaft zu haben. Wirklich belustigend muß es sein, einen Philosophie-Professor dieses Schlags auf dem Katheder zu sehen, der bona fide einen derartigen gedankenleeren Wortkram vorträgt, ganz ehrlich in dem Wahn, dies seien eben Gedanken, und vor ihm die Studenten, welche ebenso bona fide, d. h. im selben Wahn andächtig zuhören und nachschreiben; während doch im Grunde weder der Eine noch der Andere über die Worte hinausgehn, vielmehr diese, nebst dem hörbaren Kratzen der Federn, das einzig Reale an der Sache sind."

Schopenhauer. W. a. W. u. V. II, 144.

des Architekten das vollständige Haus erstehen sieht, sie sind die einfachen Melodien, zu welchen das musikkundige Ohr sich sofort die begleitenden Harmonieen hinzudichtet, sie sind die klaren mathematischen Formeln, mit denen die Vernunft in den verwickeltsten Verhältnissen unmittelbar Ordnung und Regel schaut. Wie draußen die wunderbare Welt in ihren unzähligen Erscheinungen, die so verwirrend und betäubend auf die noch unentwickelte Vernunft einstürmen, daß diese in ihnen furchtbare Götter erblickt, zu denen sie zitternd fleht oder denen sie angstvoll zu entrinnen trachtet, in einer ewigen Uebereinstimmung und unergründlichen Harmonie sich fort und fort gestaltet, so strömt ihr Spiegelbild, die menschliche Sprache und das menschliche Denken durch die Jahrtausende herab zu uns und stets klarer, heller und durchsichtiger wird durch ihr stilles Wirken und Wachsen die Außenwelt für uns, deren Vorfahren einst, von der dumpfen Sinnlichkeit beherrscht, die Natur nur als eine unnahbare Tyrannin oder übergewaltige Feindin aufzufassen vermochten. Freilich geht der Weg nur von der Sinnlichkeit hinauf zu den Höhen der Abstraction und denselben Gang, welchen die menschliche Vernunft in vieltausendjähriger Entwicklung machte, indem sie mühsam und in angestrengter Geistesarbeit noch unbetretene Pfade ebnete, den muß auch das sich entwickelnde Menschenkind in raschem Fluge, in kurzer und bequemer Recapitulation ausführen, wobei ähnlich wie bei der ganz demselben Gesetze unterworfenen organischen Entwicklung die einst eingeschlagenen Irr- und Seitenwege vermieden und stets die gerade Linie eingehalten wird. Wer auch nur einmal Kinder beobachtet hat, wie sie sich mit den abstractesten Begriffen, z. B. den Zahlen, vertraut machen, indem sie fortwährend an die Sinnlichkeit recurriren, also mit Aepfeln, Birnen oder den eigenen Fingern rechnen, dem kann es nicht zweifelhaft sein, wie das abstracte Denken uns eigen geworden ist. Dem gewandten Rechenkünstler verwandeln sich diese Abstractionen wieder zu inneren Anschauungen, und man kann sich bildlich die Sache so denken, daß die Zahlen wie kleine Gruppen feuriger Punkte in ihrem Geiste schweben, die sich mit der

größten Leichtigkeit auflösen, zusammenfügen und in allen denkbaren Combinationen auf das leise Commando des Willens ihre buntverschlungenen Reigen ausführen. Das ist dann der wahrhafte geistige Besitz, Wissen und Können zugleich, während das nur durch den brutalen Hall — den inneren Widerklang der auswendig gelernten Worte — vollzogene Rechnen zu den unverstandenen Abstractionen, der mechanischen Drillmethode gehört.

Daß unsere Sinne viel größere Hexenmeister sind, als unsere Begriffe, wird Niemand leugnen. Keine Kunst menschlicher Rede vermag den armen Blinden darüber zu belehren, was Farben sind — und doch sind sie so einfach zu erklären, es ist eben nur Bewegung der Atome und Empfindung des Nerven! Gesichtszüge, die mit einem Blick aufgefaßt werden, ein bestimmter Geruch oder Geschmack, der Ton eines Instruments — wer wollte sich vermessen, mit Worten einen Begriff davon zu geben? Da hilft nur die Vorstellung, d. h. die Erinnerung an die frühere selbsterfahrene Sinneswahrnehmung. Daß aber alle die schlummernden Vorstellungen durch das Wort erweckt werden und nun in leicht geordnetem Tanze an unserer Seele vorüberschweben, daß sie unserem Willen sich gehorsam fügen, daß die bunte Farbentafel, Welt genannt, zu einem großen, reichen, unendlich herrlichen Gemälde sich vor unserer Seele entfaltet und gestaltet, das ist die Zaubermacht der Sprache, des ungeheuern, nie genug zu preisenden Vorzugs des Menschen vor dem Thiere.

Wir können demnach mit Recht sagen, daß alle unsere Vorstellungen, alle Kenntnisse von den Dingen nur verworrene sind, so lange wir nicht im Stande sind, Vieles auf einmal an ihnen wahrzunehmen, und das können wir nur mit Hilfe der an Worte gebundenen Begriffe, die beim Urbeginn wohl sehr unwesentliche Merkmale zusammenfaßten, im Verlaufe der Zeiten aber immer mehr das Wichtige und Wesentliche festhalten und aussondern lernten. Ebenso wahr ist es, daß alle Abstractionen leere Hülsen und dunkle Bezirke sind, wenn sie nicht mit dem von der Sinneserfahrung gegebenen Material sich ausfüllen. Als Abstraction ist das Ich das Dunkelste

und Leerste, was es in der Welt gibt, als Erfahrungsbezirk das Reichste und Hellste. Wie alle Wesen, so haben auch die Worte ihre historische Entwicklung und nur der vermag sie richtig zu verstehen, der miterlebt und miterfahren hat, für jeden anderen sind sie todter Schall und leere Abstraction. Wer hat diese Wahrheit noch nicht empfunden, da er eine fremde Sprache erlernte, da ihm dann die ersten Worte so seltsam und nichtssagend erschienen, bis er sich allmählich in den Volksgeist einlebte, seine Anschauungen theilen, seine tiefsten Stimmungen sympathisch in sich aufnehmen lernte! Wer mir also behaupten wollte, wie Herr Huber in seiner gegen Häckel gerichteten neuesten Schrift, die Hottentotten oder Buschmänner besäßen sogar ein Wort für Humanität, dem sage ich, er begreift entweder gar nicht, was mit diesem schönen Worte gesagt wird, oder er begnügt sich eben mit der oberflächlichsten Auffassung der Sache, d. h. er nimmt das Zeichen für das Ding selbst.*)

Ich will hier noch eine Bemerkung machen, die, richtig verstanden, viel Licht in den dunkeln Gegenstand bringen muß; die Meisten werden sie wohl für paradox halten, bis sie anfangen, ernsthaft darüber nachzudenken. Ich behaupte nämlich: Die Abstraction fängt gar nicht erst mit der Sprache an; eine Art von Abstraction ist schon auf viel früheren Stufen vorhanden. Jede Kenntniß von den Dingen der Außenwelt kann nur durch Objecti-

*) Es gehört wirklich ein großer Grad Naivetät dazu, eine solche Behauptung aufzustellen. Also was die Culturvölker Europa's nach langem, blutigem Ringen durch die unermüdlichen Anstrengungen der Edelsten endlich zu begreifen anfangen, die höchste Blüte der europäischen Gesittung — jener Gedanke, den Sokrates ahnte, Christus verkündete — er ist bei den Koi-Koin und Buschmännern eines schönen Morgens ganz mühelos und von selber entstanden! Haben sie aber dies Wort durch Berührung mit einem civilisirten Volke erhalten, so ist es geradezu absurd, diese Thatsache anzuführen und etwas daraus folgern zu wollen. Denn dann dürfte Herr Huber mit derselben Professorenmiene von einem dreijährigen Kinde behaupten, es habe schon einen Begriff von Gott, bis er etwa enttäuscht würde durch die unverfälschte Kinderweisheit in Aeußerungen wie: „Der liebe Gott ist im Himmel, er ist gestorben!" oder: „Kirche zu. Der liebe Gott spazieren gegangen."

virung derſelben in ein empfindendes Weſen eingehen und Objectivirung ſelbſt iſt nur durch Abſtraction möglich. Jener Blindgeborene, welchen Cheſelden operirte, ſah in der vor ſeinen Augen ſich aufthuenden Welt nichts, als wirre in einander fließende Farben: er glaubte, dieſes Chaos dränge auf ihn ein. Ich ſage nun hier: das Auge einer Katze, eines Hundes hatte eine viel vollkommenere Auffaſſung von den Dingen, als das Auge dieſes Menſchen, und zwar darum, weil es inmitten der Flucht der Erſcheinungen das Einzelne durch Abſtraction zu objectiviren, d. h. zu einem fremden Ich, zu einem Gegenſtand zu erheben vermochte. Der Unterſchied von Thier und Menſch liegt darin, daß es für erſteres nur eine beſchränkte Zahl von Gegenſtänden gibt, nämlich Alles, was die Selbſterhaltung und die Erhaltung der Art fördert, während für den Menſchen die ganze Welt, von dem Kleinſten bis zum Größten, Gegenſtand ſeines durch die Sprache unendlich geſteigerten Abſtractionsvermögens geworden iſt.

So waltet überall die Entwicklung, der allmähliche Uebergang von dem Einen zum Anderen, und die wahre Wiſſenſchaft iſt allein diejenige, welche dieſe Uebergänge wahrzunehmen und Eines aus dem Anderen herzuleiten beſtrebt iſt. Jede andere Welterklärung, welche die Dinge als geſonderte Exiſtenzen auffaßt, muß das Unbegreifliche vervielfältigen oder an das Wunder appelliren. Wir haben ein ſchönes Symbol der allmählichen Uebergänge an dem Farbenſpiegel des Prisma's. Der grobe Menſchenverſtand wird behaupten, dieſes beſtehe aus ſieben verſchiedenen Farben, obgleich er die Grenzen nirgends nachzuweiſen vermag. An demſelben Irrthum laborirte aber auch das geübte Auge, wenn es ſelbſt dreißig verſchiedene Farben wahrzunehmen im Stande wäre und dieſe nun als ſcharf geſonderte Bezirke ſyſtematiſch iſolirte: in demſelben Falle befinden ſich die Naturforſcher, welche in die Detailforſchung verſunken, die Entwicklungen und Uebergänge leugnen, ihr Auge iſt in der Einzelbetrachtung kurzſichtig geworden und hat den großen Blick, die philoſophiſche Betrachtung eingebüßt.

Mit gerechtem Stolze darf die Entwicklungslehre auf die beiden Wissenschaften hinweisen, welche aus der Vergleichung der äußeren Formen zwei ungeheure Gebiete in einen logischen Zusammenhang gebracht und so für die Philosophie erobert haben: ich meine die vergleichende Sprachenkunde und die vergleichende Morphologie. Sie haben aber nichts weiter erreicht, als die Pfähle ausgesteckt, mit deren Hilfe der philosophische Gedanke sich die Wege bahnen muß, die zu dem großen Ziele führen, welches für unser heutiges Denken sich darstellt in den Worten: Erklärung der Welt durch das Erforschen ihrer Entwicklung. Noch aber ist der größere und wichtigere Theil der Arbeit zu thun, ja man kann sagen, es haben kaum die ersten schüchternen Versuche darin stattgefunden, obwohl die Ernte auf diesem Gebiete eine ungleich lohnendere und im eigentlichsten Sinne des Wortes philosophische sein muß. Ich will die Aufgabe kurz bezeichnen mit dem Worte: „Entwicklungslehre des menschlichen Geistes." Die Wege, auf welche diese zu erreichen sein wird, sind nach meinem Dafürhalten:

1) Eine vergleichende Physiologie, welche Schritt um Schritt voranzugehen hätte mit ihrer geistigen Schwester, der vergleichenden Psychologie, die dadurch erst eine wahre wissenschaftliche Grundlage erhalten wird.

2) Eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Vernunft d. h. jene nothwendige Ergänzung der vergleichenden Sprachkunde, welche bis jetzt einzig durch Lazar Geiger eine Vertretung gefunden hat, obgleich dieselbe den ungleich wichtigeren Theil des Sprachlebens umfaßt, jenen Theil, ohne welchen die Worte nur leerer Hall sind, die naturgemäße Entwicklung ihres geistigen Gehalts, der Begriffe. Schön und wahr bezeichnet Geiger die Aufgabe als die „Ermittelung der Reihenfolge, in welcher Begriffe entstehen und nicht entstehen können." Das ist, wie man sieht eine Erfahrungswissenschaft, die das außerordentlich reiche Material, welches die staunenswerthen Arbeiten unserer großen Sprachforscher aufgespeichert haben, erst wahrhaft durchgeistigen würde. Sie wird die Sprach-

wissenschaft erst von den Gefahren des subjectiven Beliebens und der gewagten Hypothesen, welche immer noch in ihr vorwalten und die Sicherheit ihrer Resultate beeinträchtigen, endgiltig befreien, dem Forscher Steuer und Compaß gewähren auf dem uferlosen Meeree. „Die Allgemeingültigkeit, sagt Geiger, welche den Gesetzen der Begriffsentwicklung gerade in den ältesten Bestandtheilen am Meisten zukommt, hebt die Sprache aus dem Bereiche nicht nur einer bloß individuellen, psychologischen, sondern selbst aus dem einer nationalen Erscheinung. Nicht mehr die Völker, die Menschheit in ihrem Auftreten und Gesammtdasein auf Erden, in der Entstehung und Entfaltung ihres Sonderwesens als einer aus der Thierwelt hervortretenden vernunftbegabten Gattung bildet einen paläanthropischen, einen in gewissem Sinne kosmischen Vorwurf universeller Sprachbetrachtung."

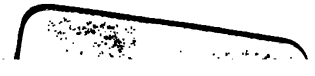
Die unermeßliche Bedeutung des Entwicklungsgedankens für den Culturfortschritt der Menschheit wird heute erst von den Wenigsten erkannt. Noch liegt die Welt in tiefem Schlummer und schon sendet die aufsteigende Sonne die ersten Strahlen, welche die düsteren Nebel und das finstere Nachtgrauen verscheuchen, die dermalen noch auf der Erde lagern, und eine Tageshelle verkünden, in deren Lichte die Nachgeborenen zu wandeln und eine ungeahnte Vollkommenheit sich zu erringen berufen sind. Mit Recht sagt Häckel, daß nur die Copernicanische Lehre an Wichtigkeit für das Geistesleben des Menschen mit diesem Gedanken zu vergleichen sei. Da dieser Hinweis ein nahe liegender ist, so möchte ich ihn zum Schlusse mit dem Lichte der in dieser Schrift entwickelten Anschauungen beleuchten.

Raum und Zeit sind die ewigen Schranken unserer Erkenntniß aber auch zugleich das einzige Material unserer Vernunft, welche überhaupt nur durch die Beschränkung zu erkennen im Stande ist Die rein zeitliche Empfindung hat sich durch diese ihre unveräußerliche und unwandelbare Eigenschaft erst die Raumwahrnehmung erschlossen. Das geschah in einer Zeit, da es noch keine Vernunft

und noch keine Menschen gab. In derselben Folge objectivirte die Vernunft zuerst den Raum als Begriff, und dann erst in einer viel späteren und schwierigeren Abstraction auch die Zeit. Objectiviren und veranschaulichen sind ja Eins; die Zeit läßt sich aber nur als ein Zeitraum veranschaulichen.

In dem Maße als die Vernunft diese Schranken erweitert, die Grenzen gegen das Unendliche hin ausdehnt, muß ihre Erkenntniß der Dinge nicht nur an Ausdehnung, sondern auch an tiefer, innerer Begründung wachsen. Wiederum war es zuerst das anschauliche Gebiet, der Raum, auf welchem die Vernunft jene Erweiterung vollzog, durch eine Abstraction, gegen welche das kühnste Denken der vorausgegangenen Geschlechter nur ein ahnungsvoller Traum, die Wahrnehmung der flüchtigen Schatten genannt zu werden verdient. Zeitliches Empfinden war es, die Beobachtung des Lichts, welches der Vernunft jene ungeheuren räumlichen Maßstäbe verlieh, mit deren Hilfe wir die unendlichen Fernen mit unseren Gedanken zu erreichen vermögen. Drei Jahrhunderte mußten verrinnen, bevor die Vernunft es wagte, mit ähnlichen Größen auch das Gebiet der Zeit zu durchmessen und aus den Wundern des Raums die Wirkung einer unermeßlichen Zeit sich zu objectiviren. Lamarck, Lyell und Darwin sind die Namen, mit denen die Nachwelt den Beginn einer neuen Periode der Naturbetrachtung bezeichnen wird.

Ich schließe mit den schönen Worten Geiger's: „Der Gedanke der Entwicklung wird uns dereinst lehren, was der Mensch von sich, von der Menschheit, von der Natur zu erwarten und zu fordern hat. Und wie in die Zukunft, so beginnt mit ihm auch in die vergangene Zeit eine Fernsicht sich vor uns zu eröffnen, wie es mit dem Raume geschah, von dem Augenblicke, wo der Himmel aufhörte, sich als eine steinerne Decke über uns zu wölben, und wir anfingen, Blicke und Gedanken hinauf in ein unbegrenztes Weltall senden zu dürfen. Die Geschichte ist nicht mehr ein abgegrenzter Horizont, es wiederholt sich in ihr nicht mehr in ermüdendem Gleichmaß von

Jahrhundert zu Jahrhundert das Nämliche, ſondern in unermeſſener Tiefe folgt eine Daſeinsform der andern, die Natur enthüllt uns in unendlicher Reihe ihre Wunder, und die Seele erhebt ſich, ein himmliſcher Genius, und rauſcht mit gewaltigem Flügelſchlag durch die Aeonen."

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.